Die Weltbühne

Der Schaubühne XIV. Jahr

Wochenschrift für Politik, Kunst, Wirtschaft

Herausgeber: Siegfried Jacobsohn

14. Jahrgang
Erstes Halbjahr
1918

Verlag der Weltbühne
Charlottenburg / Dernburgstraße 25

In diesem Halbjahrsband fehlen die Seiten 427 bis 490. Dafür kommen die Seiten 327 bis 390 zweimal vor. Wenn also auf diesen Seiten ein Artikel nicht zu finden ist, so ist er vorher oder hinterher über denselben Seitenzahlen bestimmt zu finden.

Sachregister

Die fetten Ziffern bezeichnen die Nummern, die magern die Seiten

*) A = Kammerspiele, B = Schauspielhaus, D = Deutsches Theater, J = Das junge Deutschland, K = Kleines Theater, L = Lessing-Theater, M = Theater in der Königgrätzer Straße, O = Komödienhaus, R = Residenz-Theater, T = Trianon-Theater, V = Volksbühne

Autorenregister

Die Ziffern bezeichnen die Seiten

Hinweis zum ersten Band der WELTBÜHNE

Für die häufig an den Verlag gerichteten Anfragen, warum der vorliegende Band erst mit der Seitenzahl 307 beginnt, gibt es eine einfache Erklärung:

Siegfried Jacobsohn begründete im Jahre 1905 die Zeitschrift DIE SCHAUBÜHNE, die er ab Heft Nr. 14 im Jahre 1918 in DIE WELTBÜHNE umbenannte. Die im vorliegenden Band von vielen vermißten Seiten 1 – 306 gehören also noch zur SCHAUBÜHNE, die in diesen Nachdruck nicht mit aufgenommen wurden.

Im Herbst dieses Jahres wird ein kompletter Nachdruck der SCHAUBÜHNE bei Athenäum erscheinen.

Die Weltlage von Germanicus

Grade in diesen Tagen, da auf den Schlachtfeldern Menschenopfer unerhört gebracht werden, darf die Sehnsucht den ewigen Frieden suchen. Wer inmitten der Katastrophe, die das Blut von Hunderttausenden verströmen macht, noch an den Pazifismus zu glauben imstande ist, auf den mag man mit einer gewissen Ehrfurcht blicken. Wir können uns solcher Stärke der Idee nicht rühmen. Wir sind seit langem in die Ebene oder, wenn es besser klingt, in die Banalität der Wirklichkeit hinabgestiegen und haben den Völkerfrieden als einen Traum unsrer Jugend dahinfahren lassen. Dieser Krieg wird nicht der letzte sein; eher dürfte es zutreffen, daß bereits, während er über die Weltlage entscheidet, die Bewegungslinien für die demnächst — vielleicht in zwanzig, vielleicht in fünfzig Jahren, vielleicht schon früher — einzusetzenden Armeen gezogen werden. Es ist ganz falsch, solche Auffassung für chauvinistisch zu halten und ihre Vertreter in den großen Kulturbann zu tun, wie dies hier und da uns armseligen Wirklichkeitsteufeln durch die Inquisitoren des ungeplagten Intellektualismus wohl geschieht. Nun könnte man auch das schließlich hinnehmen, wenngleich es nicht grade appetitlich ist, mit Leuten vom Schlage Reventlows in einen Topf geworfen zu werden; indessen, man soll sich nicht unberechtigt demütigen lassen. Und wenn man beweisen kann, daß selbst der Dogmatiker des Internationalismus dem ewigen Frieden, wenigstens was seine Gegenwart betraf, sehr mißtrauisch, ja nicht ohne Spott gegenüberstand, so darf man davon, was die ideologischen Schwärmer und Schmäher betrifft, schon Gebrauch machen. Es ist gut, daß kürzlich die Internationale Korrespondenz, eines der bestgeleiteten sozialdemokratischen Organe, aus den Briefen von Karl Marx sehr interessante hierhergehörige Stellen in Erinnerung gebracht hat. Da ist zunächst ein Schreiben aus dem Jahre 1866 an Engels: „Die Proudhon-Clique unter den Studenten in Paris predigt Frieden, erklärt Krieg für veraltet, Nationalitäten für Unsinn . . . Als Polemik gegen den Chauvinismus ist ihr Treiben nützlich und erklärlich. Aber als Proudhon-Gläubige, die meinen, ganz Europa werde sich still auf den Hintern setzen, sind sie grotesk." Dann am ersten September prophetisch an Sorge: „Der jetzige Krieg führt ebenso notwendig zu Krieg zwischen Deutschland und Rußland . . . Dies ist das beste Resultat, was ich von Ihnen für Deutschland erwarte . . . Auch wird solcher Krieg Nummer Zwei als Hebamme der unvermeidlichen sozialen Revolution in Rußland wirken." Schließlich im Jahre 1863 wiederum an Engels: „Es ist die alte deutsche Dummheit, auf dem Welttheater nicht geltend zu machen, was es leistet." Demgemäß: Man ist nicht verderbter, als bereits Marx gewesen ist, wenn man auch heute,

und heute vielleicht mit noch größerm Recht als damals, die pazifistischen Ideologen für grotesk erklärt und im übrigen hofft, daß wenigstens diesmal Deutschland zwar mit Umsicht, aber ohne Zagen Ernte hält. Die Stunde ist uns günstig; es wäre frivol, gegen das eigene Volk, vielleicht aber auch gegen den Weltplan gehandelt, wollten wir aus der Wucht der Ereignisse, die den Stoff der künftigen Weltgeschichte darstellen, nicht die Ergebnisse ziehen. Kein geringerer Irrtum wäre es freilich, würde man trotzig fordern, was Ueberschätzung diktiert, ohne auf das Sorgfältigste die Tatsachen zu wägen. Es gibt uferlose Optimisten, die das englische Imperium in Trümmer fallen, Irland selbständig und Indien den Rajahs ausgeliefert sehen. Das sind Narreteien. Soviel steht schon heute fest, daß, wie auch immer der Krieg ausgehen, wie auch immer das Ringen dieser Tage abschließen möge, die englische Welthegemonie nicht durch eine deutsche verdrängt werden wird. Und das ist gut; das Gegenteil wäre verhängnisvoll und am verhängnisvollsten für uns selbst. Will man die Weltlage halbwegs richtig einschätzen, so muß man sich von vorn herein des Irrtums enthalten, daß der britische Löwe zu Tode wund sei und der preußische Aar nun endgültig den Flug zur Sonne nehmen werde. Solcher Auffassung ist sogar der Weltpolitiker der Preußischen Kreuzzeitung; er geniert sich keineswegs, zuzugeben, daß, unbekümmert um die große Schlacht im Westen, die Kriegslage für England günstig ist: „Kein Fuß englischen Bodens ist in Feindeshand, dazu hat England unsre Kolonien ganz und von der Türkei wesentliche Stücke erobert, hat es Aegypten im Westen, Südpersien und Indien im Osten sicher. Eine große Anpassungs- und Anspannungsfähigkeit hat das englische Reich im Kriege erwiesen, in der Politik, in den Ernährungsschwierigkeiten, in der Finanzierung. Es bändigt heute noch die irische Gefahr . . . Aus Indien droht heute keine Gefahr, und die autonomen Kolonien stehen fest zum Mutterland . . . Der Krieg hat das Weltreich fester zusammengeschmiedet, der Glaube an seine Zukunft ist stärker geworden und soll nach dem Ausspruch von Smuth einen ‚britischen Bund der Nation‘ entstehen lassen.“ Solches Urteil des Professors Otto Hoetzsch deckt sich, wie wir sehen, im Wesentlichen mit dem, das wir hier von jeher vertreten haben. Und wenn der konservative Leitartikler dann andeutet, daß nur einem total geschlagenen England der irische Eckstein ausgebrochen werden könnte, und wenn er dann weiterhin die Forderungen wiederholt, die kürzlich Helfferich England gegenüber aufgestellt hat — Meistbegünstigung und Gleichberechtigung, offene Tür, freies Meer, Rohstoffbelieferung —, so können wir auch solchen Darlegungen und Erwartungen restlos zustimmen. Die englische Tyrannis — und zwar einerlei, ob sie sich (von Dänemark bis Holland) gewalttätig äußerte oder (von Friedrich dem Zweiten bis Lichnowsky) durch listiges Schulterklopfen herrschte —, sie wird erledigt sein. Sie

ist es bereits heute, und darum blicken wir politisch nicht mit der Spannung, die nationaler Stolz und menschliches Mitgefühl bedingungslos fordern, auf die große Schlacht. Auch sie kann nur bestätigen, was bereits feststeht. Sie kann und sie wird bei den Andern, vor allem bei England, die Erkenntnis fördern, daß Deutschland ein berechtigter Partner geworden ist. Das mag in den Augen Derer, die, wie Graf Westarp, sich schon wieder kindlich bemühen, die Grimasse des Welteroberers aufzusetzen, wenig erscheinen; das ist viel und jedenfalls ausreichend für die Berechnung Derer, denen Kriege und auch siegreiche Kriege nur darum berechtigt erscheinen, weil sie das Weltgleichgewicht wieder herstellen helfen. Das englische Imperium bliebe bestehen, selbst wenn die englischen Inseln in die Luft gesprengt würden, und zwar einfach darum, weil niemand sonst, weder Amerika noch Deutschland, die Reife besitzt, in Einsamkeit den Weltenthron zu besteigen. Es geht nicht um die Aufrichtung einer neuen Herrschaft, sondern um die Teilung der Herrschaft. Daß dabei Größen, die bisher regierten oder wenigstens zu regieren schienen, zerrieben werden, steht fest; Frankreich sinkt unter solchem Schicksal zur Größe zweiten und dritten Ranges. Im übrigen kommt es zu keiner absoluten Entscheidung, wohl aber zu einer gegenseitigen Duldung der vier sich schon heute klar heraushebenden Welterben: Englands, der Union, Deutschlands und Japans. Japan ist auch dann dabei, wenn es, wie Exzellenz Yagoro Miura einem Ausfrager bekannte, keine Eroberungskriege zu führen gedenkt, weil es genug damit zu tun habe, sein neues ostasiatisches Besitztum, besonders Korea und Formosa, zu konsolidieren und im übrigen die soziale Gesetzgebung und innere Reformen durchzuführen.

Daß solche Duldung gewappnet sein wird, ist gewiß; die Militärlasten werden nach dem Friedensschluß kaum sinken. Was später werden wird, weiß niemand; solche Bescheidenheit ist ohne Zweifel eine Banalität, aber leider eine notwendige, denn es scheint gegenwärtig Mode zu sein, den Irrtum, mit dem die Sozialideologen die Entwicklung unsrer innern Zustände belastet haben, auf die Weltpolitik zu übertragen. Bleiben wir in der Gegenwart und überlassen wir die Zukunft unsern Enkeln. Die Gegenwart aber ist deutlich, selbst für Den, der sich mit Karl Scheffler zu der Ansicht bekennt, daß alle Politik und alle Weltentwicklung im Zeichen des Fatalismus geschieht. Zuversicht, Vertrauen, Selbstbewußtsein, Glauben — das alles sind gewiß sehr schöne Tugenden; wer aber möchte leugnen, daß sie nicht genau so gut wie bei uns bei unsern Gegnern gepflegt werden? Sie nützen gar nichts, wenn das Können versagt, und sie wären überflüssig, wenn man wissen könnte, wie die Entwicklung laufen wird. Instinkt ist alles. Solche Witterung aber, nicht verderbt durch Phrasen, vielmehr geschult und geregelt durch eine Erkenntnis, die neben den Ziffern der Statistik nicht des week-end und des W. C. vergißt, deutet unablenkbar auf jenes Nebeneinander der vier Welterben.

Eine Frage bleibt: ob sich Rußland noch einmal melden wird. Wenn dies geschieht, so steht fest, daß davon gleichmäßig Deutschland, England und Japan und insofern auch Amerika betroffen werden würden. Ueber die Konstellation, die sich dann ergibt, läßt sich trotzdem heute nichts sagen. Zur Zeit ist nur eins gewiß, daß, unabhängig von der Parteizugehörigkeit, in Rußland oder in dem Torso, der davon durch den Ostfrieden übriggelassen worden ist, ein nicht zu übersehender Haß gegen Deutschland sich einnistet. Die ‚Prawda' spricht von deutschen Räubern, und die Kadetten sagen schon heute frei heraus, daß die Türken den Russen historisch nicht gleichstehen, daß sie keine Zukunft haben, bloß deutsche Instrukteure, und daß es im übrigen nur eine Frage der Zeit sei, wann und wie Rußland sich von dem brester Frieden losmachen werde. Man kann also nicht leugnen, daß Rußland früher oder später seine alte Politik der Expansion wird aufnehmen wollen, kann dies umso weniger leugnen, als schon jetzt Herr Petrow ganz selbstverständlich von der Neuorganisation der nationalen Wehrkraft spricht und davon, daß es Rußland nicht möglich ist, das sozialistische System vollkommen durchzuführen, weil es nämlich im übrigen Europa damit noch nicht so weit sei. Rußland (die Ukraine inbegriffen) bleibt ein völlig unberechenbarer Faktor, aber jedenfalls kein belangloser. Grade darum muß durch alle Hindernisse hindurch die Verständigung zwischen England und Deutschland gefunden werden. England wird hierzu wesentlich schneller bereit sein, wenn es nur erst zu spüren bekommt, daß Amerikas Kriegsteilnahme nicht zuletzt auf britische Kosten geschehen ist.

Neue politische Ziele? von Leopold von Wiese

Immer wieder neu entsteht vor dem Menschen der Widerspruch zwischen dem Prinzipe und den Tatsachen der Wirklichkeit. Soll er den Ereignissen dienend, sie aber auch nutzend folgen; oder soll er den weniger wandelbaren Gesetzen seiner Vernunft und seines Gefühls nachgehen? Nichts ist unwürdiger und zerbricht mehr den Charakter, als wenn man sein Meinen und Handeln nur von den Geschehnissen der sozialen Umwelt abhängig macht. Nichts ist närrischer und unfruchtbarer, als wenn man starr am Dogma vorgefaßter Grundsätze festhält, auch wenn sie vielfach von den Tatsachen widerlegt sind.

Das gilt nicht zum wenigsten in der Politik. Es ist gemein, sich ohne Ziele bloß von den Wellen der politischen Begebenheiten tragen zu lassen. Man muß Ziele haben, Ueberzeugungen, einen sittlichen Willen. Aber man muß damit rechnen, daß bisweilen die reißende Flut die stärksten Pfeiler unsrer vermeintlichen Erkenntnisse erschüttert.

Wenn ich nicht irre, war es neulich der Minister Friedberg, der vor seinen Wählern in Solingen erklärte, daß sich unsre Kriegsziele beständig nach den Kriegsereignissen zu ändern hätten. Vielen

Politikern, besonders unter den Mittelparteien, gilt es als eine selbstverständliche These, daß man den Inhalt der Friedensbedingungen völlig von den Erfolgen der Waffen abhängig macht. In Zeiten, in denen der Widerstand der Feinde nicht erfolglos war und sich die Aussichten auf militärischen Sieg verminderten, neigten sie zur Verständigung und Nachgiebigkeit, lehnten Landeroberungen ab und traten für Schiedsgerichte und Abrüstung ein. Drangen aber unsre Heere erobernd vor, gelang es den Tauchbooten, viele Transporte der Feinde zu vernichten, so wuchs ihre Hoffnung auf künftige Hegemonie, forderten sie Landgewinn, Kriegsentschädigungen und einen „deutschen Frieden". Die Friedenskundgebung des Reichstags wurde von ihnen, wie vorher das Friedensangebot des Kaisers, später bloß als Produkt einer bestimmten militärpolitischen Lage erklärt.

Man findet es auch in der Ordnung, daß es schwankende Stimmungen gibt, daß man bald an Sieg und Triumph glaubt, bald mehr die Last des Krieges anklagt und den Frieden herbeisehnt. Ja, es gibt nicht wenige Leute, deren politische „Ueberzeugungen" vom Tagesberichte der Heeresleitung abhängen, und die in Zeiten wechselnder Kriegslage täglich andre Ziele haben.

Ein solcher Opportunismus wird häufig für den Kern der politischen Weisheit gehalten. Da scheint wirklich die Kunst des Erreichbaren und Möglichen angewendet zu sein. Recht peinlich ist dabei, daß die Mehrzahl dieser Kritiklosen nicht erkennen will oder kann, daß sie gänzlich von außen bestimmt ist, sondern daß sie auch stets eine entsprechende Gesinnung vorgibt, die umso entschiedener betont wird, je mehr sie wechselt. Die jeweilige Stellungnahme wird nicht aus den äußern Tatsachen, sondern ideologisch begründet. Ethische Argumente hinken hinter den Ereignissen her, obwohl doch grade die sittlichen Ueberzeugungen Leitgedanken enthalten sollten, die ganz unabhängig von allen Ereignissen festgehalten werden. Aber das sei, meint man, keine Realpolitik.

Es ist jedoch zuzugeben, daß dort, wo man rein sachlich und der Tatsächlichkeit entsprechend unethisch-zweckmäßig argumentiert und den Spuren der Ereignisse wachen Auges folgt, wenn es maßvoll und mit Weitblick geschieht, oft mehr erreicht wird, als wo ein starrer Doktrinarismus nichts zulernt, nichts vergißt und trotzig an seinem einen Satze festhält. Unelastische Geister werden von den Sturzwellen dieser Weltrevolution zerbrochen.

Die Stunde, in der ich dies schreibe, gibt besondern Anlaß, des Konfliktes zwischen Ueberzeugung und Tatsachen zu gedenken. Die Offensive im Westen hat mit überraschend großen Erfolgen begonnen, und es scheint, als ob ein neuer Abschnitt der europäischen Geschichte anhebt, in der Deutschland über alle seine Feinde triumphiert. Niemand vermag zwar heute anders als ahnend von der kommenden politischen Gestaltung zu sprechen. Noch ist es nicht an der Zeit, über Dauer und Ausgang des furchtbaren Völkerringens etwas Greifbares auszusagen. Aber man empfindet, daß

eine scharfe, einschneidende Wendung der geschichtlichen Entwicklung zugunsten Deutschlands eingetreten ist, daß manche politischen Maßstäbe und Berechnungen von gestern hinfällig geworden sind und hinter andern sachlichen Beurteilungen zurücktreten. Zugleich unterziehen alle Opportunitätspolitiker ihre Forderungen einer Revision. In demselben Grade, in dem wenigstens die einigermaßen Gemäßigten unter den Engländern und Amerikanern den Ausgleichsforderungen geneigter werden, gewinnen bei uns die Anhänger des neuen Machtprinzips an Zahl und Energie. Der frische Sturmwind des siegreichen Angriffs weckt auch den politischen Angriffsgeist. Gleichzeitig scheint der Gedanke zu verblassen, es müsse durch Ausgleich und Entgegenkommen ein neuer Gleichgewichtszustand Europas geschaffen werden. In ihm dachte man sich die Völker und Staaten durch Schiedsgerichts- und andre Verträge zu einem lockern europäischen Bunde vereinigt, der neue Kriege verhindern müßte. Dieses Ziel wird durch das neu angefachte Verlangen abgelöst, das von Deutschland geführte Mitteleuropa solle aus eigener Machtvollkommenheit die Führung des Erdteils übernehmen und den politischen Zustand Europas schaffen, den das Deutsche Reich für angemessen halte.

Wiederholt sich jetzt die uralte Lehre der Geschichte, daß durch Vernunft und Einsicht der Forschritt im Völkerleben nicht herbeigeführt wird, daß nur Gewalt den Weg bahnt? Die, welche nur an das Machtprinzip glauben, weisen darauf hin, daß andre Versuche nicht zum Ziele geführt hätten. Und heute scheinen die Ereignisse selbst über uns zu spotten, die wir geglaubt hatten, die europäische Menschheit wäre nach einer so langen Geschichte von Christentum, Philosophie, Recht und Verkehr anders geartet als einst die Stämme der Völkerwanderung.

Wie aus manchen Darlegungen während der letzten vier Jahre hervorgeht, habe ich mich nie der Erwartung hingegeben, vernünftige Erkenntnis führe das Leben der Völker und würde die Welt auch jetzt zum Frieden lenken; ja, es ist mir recht zweifelhaft gewesen, ob die Herrschaft der Vernunft, die die Leidenschaften und damit die Steigerung des Lebensgefühls ausschließt, überhaupt wünschenswert ist.

Heute muß ich mich — und es wird manchem Andern ebenso ergehen — gegen die Gefahr eines starren, pessimistischen Doktrinarismus in mir wehren, der, weil es anders kommt, als es wünschenswert schien, und weil sich vielleicht etwas als ein Traum darstellt, was Wirklichkeit dünkte, sich verschließen möchte und damit auf Irrwege gerät. Aber ebenso gewiß ist, daß wir an den Zielen festhalten müssen, die jenseits aller Ereignisse und unabhängig von allen Kriegstatsachen stehen.

Wie zu allen Zeiten, so gibt es auch heute zwei Teile im Programme des Politikers, der mehr als ein solcher sein will, nämlich ein dem Leben und den Menschen in nie ermattender Liebe zugewendeter Philosoph: einen Kern, der fest ist, und an dem alle

Kompromisse abprallen, und eine veränderliche, flüchtige Hülle von augenblicklichen Orientierungen, die wechseln, wenn die Ereignisse wechseln. Es ist ebenso verkehrt, Doktrinär im Nebensächlichen, bloß Historischen zu sein, wie den Tatsachen nachzulaufen, wo es sich um Kernhaftes handelt.

Auf den gegenwärtigen Zeitpunkt angewendet, bedeutet das: Was muß Kernhaftes erreicht werden? Größere Freiheit. Vor allem, daß nicht nach dem Kriege durch weiterschreitende Militarisierung das ganze Dasein in Starre und Gleichförmigkeit gelegt wird und wir innerlich verarmen und erkalten. Dazu gehört auch ein vertrauensvoller Völkerverkehr. Das lucrum cessans der haßvollen Absperrung der Nationen gegen einander wäre ungeheuer.

Unsrer bisherigen Auffassung entsprach nur die Folgerung, daß ohne Verständigung und Nachgiebigkeit bei geistig so weit entwickelten Völkern wie den westeuropäischen eine friedliche Zukunft nicht zu erlangen ist — eine friedliche Zukunft, die uns vor allem so schätzenswert erschien, nicht weil sie reibungslos ist, sondern weil nur sie frei sein kann. Ohne Verständigungsfrieden entgehen, so glaubten wir, unsre Kinder nicht dem Schicksale, daß ihr öffentliches und privates Leben erstarrt und sich verhärtet. Darum wollten wir nicht den heutigen Gegensatz durch Eroberungen und Kriegsentschädigungen verewigen, sondern zu internationalen Verträgen zu gelangen suchen, die das deutsche Wirtschafts- und Sozialleben auf dem Boden der Gegenseitigkeit und Ergänzung mit andern Völkern fördern.

War dieser Weg zu unserm Ziele eine Utopie? Man hielt uns entgegen, die heutigen Feinde würden uns nicht weniger hassen und nicht weniger Schwierigkeiten in den Weg legen, wenn wir ihnen entgegenkämen; im Gegenteile: jede Rücksicht auf fremde Interessen würde als Schwäche gedeutet werden.

Es ist so widerwärtig, erkennen zu sollen, daß nur der Zwang und die brutale Notwendigkeit vorwärtstragen. Aber es kommt freilich nicht darauf an, Lieblingsgedanken festzuhalten, sondern, wenn es recht so ist, auch schmerzhaften neuen Einsichten zu folgen. Nur muß man dabei aufmerken, worin sie bestehen, und wo ihre Grenzen sind, auf daß wir nicht in Uebertreibungen entgegengesetzter Richtung verfallen.

Stehen wir heute vor einer solchen neuen Einsicht? Vielleicht — noch läßt sich das letzte Wort nicht sprechen — wird wirklich der Verständigungsfriede zu einer Utopie. Aber umso entschiedener müssen wir, meine ich, das Ziel festhalten, auch wenn es auf einem andern Wege zu erreichen sein sollte; denn das Ziel, das ich oben nannte, richtet sich nicht nach kriegerischen Erfolgen, sondern ist über aller Politik und allem Waffenkampfe das Bleibende. Erreichen wir es nicht, so wird das Leben sinnlos und schmachvoll sein; nur für Die nicht, die dann durch Gewalt herrschen.

Tirpitz von Johannes Fischart

Die Reihe meiner Federzeichnungen von Publizisten will ich in dieser Woche einmal unterbrechen, um ein paar kritische Worte dem Manne zu widmen, der, wie kaum ein andrer deutscher Politiker, seit zwanzig Jahren die Oeffentlichkeit auf allerhand Umwegen publizistisch zu beeinflussen versucht hat. Publizistisch im weitesten Sinne des Wortes. Heute, wo er an die Spitze der Deutschen Vaterlandspartei getreten ist, um mit Hilfe dieser Organisation gradezu eine alldeutsch gerichtete Neben-, oder richtiger: Gegenregierung zu etablieren, da verlohnt es, seiner politischen Vergangenheit nachzugehen und, bis zur Gegenwart, zu prüfen, ob die Erfolge oder Mißerfolge seiner politischen Ratschläge und Prophezeiungen ihm ein moralisches Recht geben, seine Ansichten auch jetzt noch, in dieser furchtbar ernsten Zeit, dem deutschen Volke als der politischen Weisheit letzten Schluß aufzuzwingen.

Ich beginne, pedantisch, mit dem

Ersten Kapitel

Seine propagandistische Tätigkeit (hinter den Kulissen) geht bis aufs Jahr 1884 zurück. Schon damals, als junger Stabsoffizier, verfaßte er eine Denkschrift für den Reichstag, die den Bau von hundertfünfzehn Torpedobooten forderte. Dann, nach dieser kleinen Episode, wurde sein Name wieder vergessen. Er tat, der größern Oeffentlichkeit völlig unbekannt, seinen regulären Dienst in der Marine weiter, wie jeder x-beliebige Andre. Erst zwölf Jahre später taucht er wieder aus der Vergessenheit auf. Abermals handelt es sich um eine Denkschrift. Er ist inzwischen Contre-Admiral geworden. Diesmal hat er sich indirekt an den Kaiser gewendet. Er legt einen umfangreichen, kostspieligen Flottenplan vor. Als die Sache ruchbar und man in parlamentarischen Kreisen unruhig wird, macht die Regierung den ‚Reichsanzeiger' mobil und stellt, am zwölften September 1896, alles in Abrede: „Ein Flottenvermehrungsplan ist von jenem Flaggoffizier weder bei allerhöchster noch bei der verantwortlichen Stelle zur Vorlage gebracht worden. Contre-Admiral Tirpitz ist zu einer derartigen Vorlage nie berufen gewesen und hat sich auch nicht in einer Stellung befunden, in welcher ihm ein Auftrag zur Ausarbeitung einer Marinevorlage hätte zugehen können. Es liegt nicht in der Absicht der Marineverwaltung, von dem bisherigen Gebrauch, durch den Etat dasjenige zu fordern, was die Marine zur Erfüllung ihrer Aufgaben gebraucht, abzugehen und den gesetzgebenden Körperschaften einen weitausschauenden Plan oder eine besondere Marinevorlage zu übergeben, die durch die unübersehbare weitere Entwicklung der Dinge in kürzester Zeit wertlos werden könnte."

Wenige Monate später, im März 1897, setzt sich sowohl der Reichskanzler, Fürst Hohenlohe, wie der Staatssekretär des Reichsmarineamtes, Herr Hollmann, aufs Bestimmteste dafür ein, daß die neu vorgeschlagenen Marineforderungen im Rahmen des Etats

bleiben, und Herr Hollmann insbesondere versichert, im Hinblick auf die Tirpitzsche Denkschrift: „Weder die verbündeten Regierungen noch der Reichstag werden sich jemals dazu verstehen, sich an formelle Vorschriften zu binden für Jahre hinaus. Das ist ganz unmöglich und, selbst wenn beide Teile es wollten, nicht durchführbar, aus dem einfachen Grunde, weil zunächst ebenso wie auf dem Lande, so auch auf der See die Kriegskunst ganz wandelbar ist und man sich nach Maßgabe der Kriegskunst rüsten muß. Es ist ganz unmöglich, daß Ihnen heute eine Marineverwaltung sagen kann, was wir nach zehn Jahren brauchen; sie kann es nur für die Gegenwart Ihnen mitteilen, und wenn sich nun die Verhältnisse ändern, dann werden sich auch die Forderungen ändern; darüber ist kein Zweifel, meine Herren."

Aber Tirpitz, damals noch nicht für seine „hervorragenden Verdienste" geadelt, weiß es besser, wühlt von hinten herum, und als der Reichstag in der Budgetkommission nicht sofort alle Marineforderungen des Etats schluckt, erhält Herr Hollmann den Abschied. In demselben Augenblick wird Herr Tirpitz, der bis dahin Befehlshaber der Kreuzer-Division in Ostasien gewesen war, an die Spitze des Reichsmarineamtes berufen. Nun geht ein wahrer Rummel los. Seine Denkschrift, eben noch von der Regierung verleugnet — jetzt wird sie maßgebend. Die Erklärungen des Herrn Hollmann werden zum alten Eisen gelegt. Nun heißt es, im strikten Gegensatze zu ihm, daß der kommende Flottenplan in einer besondern Gesetzesvorlage, also nicht mehr innerhalb des einjährigen Etats, formuliert werden würde, um den Reichstag über das einzelne Etatsjahr hinaus in der Geldbewilligung festzulegen und zu binden. Dieser Gedanke erregt fast allgemeinen Widerspruch. Sogar die freikonservative und nationalliberale Presse schreibt heftig dagegen. Die ‚Post' sagt höhnisch, selbst der Marine werde mit solchen luftigen Plänen in Wirklichkeit ein herzlich schlechter Dienst erwiesen, und für die Gesamtpolitik könnten sie nur schädlich wirken. Aehnlich die ‚Nationalzeitung'. Tirpitz horcht auf, läßt sich aber nicht beirren. Die Bedeutung der Presse wird ihm klar. Im Reichsmarineamt wird ein besonderes Pressebureau eingerichtet. Unter dem harmlosen Titel ‚Mitteilungen' werden den Zeitungen dauernd Nachrichten und Marine-Artikel gratis und franko zur Verfügung gestellt, und die amtliche Kreisblattpresse wird völlig in diesen Aufklärungsdienst gespannt. Auch die andern Zeitungen beißen allmählich darauf an. Man will doch schließlich hinter der Konkurrenz nicht zurückstehen. Graf Hertling erklärt nach Jahren solcher Marine-Preßtreibereien, als Parlamentarier, dieses Pressebureau des Reichsmarineamtes gradezu für unerträglich, und der Abgeordnete Müller-Meiningen ersucht den Reichskanzler, dafür zu sorgen, „daß wir nicht vielleicht — ich drücke mich sehr vorsichtig aus — die Möglichkeit einer doppelten auswärtigen Politik haben eben durch ein derartiges besonderes Pressebureau des Reichsmarineamtes". Damals aber wittert man im Reichstag noch nicht

diese Gefahren. Der Kaiser sendet dem Parlament vergleichende Marinetabellen und stellt sich, in mannigfachen Reden, selbst in den Dienst der Aufklärung über die Flotte: „Der Dreizack gehört in unsre Faust!" Und ein andres Mal: „Reichsgewalt bedeutet Seegewalt, und Seegewalt und Reichsgewalt bedingen sich gegenseitig so, daß die eine ohne die andre nicht bestehen kann." Als Prinz Heinrich zur Verstärkung der ersten mit einer zweiten Kreuzer-Division nach Ostasien geht, da äußert der Monarch im Kieler Schlosse zu seinem Bruder in einem Trinkspruch: „Sollte es irgendeiner unternehmen, uns an unserm guten Recht zu kränken oder schädigen zu wollen, dann fahre darein mit gepanzerter Faust!" Und Heinrich erwidert: „Mich lockt nicht Ruhm, mich lockt nicht Lorbeer, mich zieht nur Eines: das Evangelium Eurer Majestät geheiligter Person im Auslande zu künden, zu predigen Jedem, der es hören will, und auch Denen, die es nicht hören wollen."

Am dreißigsten November 1897 geht dem Reichstag endlich die Flottenvorlage nach dem neuen System zu: 19 Linienschiffe, 12 große und 24 kleine Kreuzer. Die Flotte wird um ein Drittel vergrößert, das Bauprogramm und das Geld dafür, nahezu eine Milliarde, werden auf sechs Jahre festgelegt. Die Mehrheit des Reichstags stimmt zu. Von 1898 bis 1904 hätte man, unter Aufopferung des Etatrechts, nunmehr Ruhe haben müssen. Aber Tirpitz ließ keine Ruhe. Die Pressepropaganda des Reichsmarineamtes genügte ihm nicht. Die Reklametrommel mußte noch kräftiger gerührt werden. Am dreißigsten April 1898 wird der Deutsche Flottenverein begründet, und nun hebt eine Aufklärung größten Stils im ganzen Reiche an. Eine Presse-Korrespondenz wird herausgegeben, zahllose Vorträge werden gehalten, Marineplakate und -tabellen werden an allen Bahnhöfen, in tausenden von Bureaus angebracht, und auch der Film wird in den Dienst der Sache gestellt. Die Suggestion beginnt zu wirken. Bereits anderthalb Jahre danach rückt Tirpitz, obwohl es noch lange hin ist bis 1904, mit einem neuen Flottengesetz heraus. Wieder hat ers hintenrum gemacht. Der Kanzler, Fürst Hohenlohe, hatte beim ersten Tirpitzschen Marineprogramm, 1897, im Reichstag erklärt, daß durch dieses Gesetz den angeblich uferlosen Plänen ein Ende bereitet würde. Jetzt holte Tirpitz, wohlweislich erst nachträglich, die Zustimmung des alten Herrn, des Kanzlers, zu seinen neuen Marineforderungen ein; er reiste zu ihm nicht früher nach Baden-Baden, als bis alles mit der allerhöchsten Stelle vereinbart worden war. Der neue Gesetzentwurf sah, wiederum auf lange Sicht, ein festes Programm, die Verdoppelung der Forderungen von 1897/98, für die Jahre 1901 bis 1917 vor. Abermals ging Tirpitz, mit einem noch größern Schritte, über das Etatsrecht des Reichstags hinweg. Der freisinnige Redner weist auf die politische Unklugheit dieses Verfahrens hin: indem man dem Ausland vorzeitig erzählt, was man in spätern Jahren bauen will, alarmiert man es. Herrn

Tirpitz wirft die Linke vor, in der Begründung der Vorlage die Stärke der andern Flotten übertrieben zu haben; es seien in diesen andern Flotten mehr sogenannte alte Kästen, als man bisher angenommen habe. Tut nichts. Tirpitz trägt auch diesen Sieg davon. Wird man nun wenigstens bis 1917 Ruhe haben? Irrtum. Nach noch nicht zwölf Monaten dringt durch einen Vertrauensbruch ein Geheimerlaß des Marine-Staatssekretärs, datiert vom sechsten Januar 1902, in die Oeffentlichkeit. Darin wird für 1904/05 schon wieder ein neues Flottengesetz, bescheiden ausgedrückt: eine Novelle, angekündigt. In dem Entwurf befindet sich eine niedliche Schiebung, eine Anweisung an die Beamten des Reichsmarineamts und der nachgeordneten Behörden, die Kostenberechnung der Indiensthaltungen eigens für den Reichstag zu frisieren. Tirpitz versucht sich, diesmal und später, zu rechtfertigen. Aber das Parlament ist mißtrauisch geworden. Eugen Richter erklärt am siebenten Februar 1902: „Ich habe hier wohl hundert Minister kommen und gehen sehen, aber noch keinen, dessen Erklärungen und Mitteilungen man so wenig Vertrauen schenken konnte wie Herrn von Tirpitz. Ich kann mich daher nicht anders resümieren als: Der Erlaß des Herrn von Tirpitz enthält das Eingeständnis der Hinterhältigkeit, eines Mangels an Offenheit, dem wir leider bei Herrn von Tirpitz hier nicht zum ersten Male begegnen." Und Richter erhält vom Präsidenten keinen Ordnungsruf. Selbst Doktor Oertel, der Chef der Deutschen Tageszeitung schreibt: „Glaubt Herr von Tirpitz wirklich, nach den mitgeteilten Sätzen seines Erlasses noch auf das Vertrauen des Reichstags einen Anspruch zu haben?" Herr von Tirpitz steckt das alles lächelnd ein. Das Vertrauen des Monarchen bleibt unerschüttert. Noch mehrmals bekommt der Staatssekretär solche bittern Wahrheiten zu hören. „So sieht man", sagt der Abgeordnete Leonhart, „wieder einmal die pupillarische Sicherheit der Erklärungen des Herrn von Tirpitz festgestellt." Der (stramm konservative) Präsident, Graf Schwerin-Löwitz, wird um einen Ordnungsruf ersucht, schüttelt aber lächelnd den Kopf und meint, dazu sei er nicht in der Lage; denn der Vorwurf sei ja nur — gegen das Reichsmarineamt gerichtet. Und der Abgeordnete Doktor Strube redet mit leichtem Sarkasmus, mehr als einmal, von dem Ausflug des Herrn Staatssekretärs „in die höhere Mathematik", bei dem man ihm nicht zu folgen vermöge.

Noch dreimal — dreimal, wiewohl alles bis 1917 festgelegt sein sollte — trat der Staatssekretär mit Flottengesetzen an den Reichstag: 1906, 1908 und 1912. Neue Kreuzer, neue Linienschiffe. Die alte Melodie. Das genau vorausbestimmte Bauprogramm wurde stets wieder umgestoßen.

Wer hatte, marinetechnisch gesprochen, recht: Hollmann oder Tirpitz? Hollmann, der erklärt hatte: „Es ist ganz unmöglich, daß Ihnen heute eine Marineverwaltung sagen kann, was wir nach

zehn Jahren brauchen"? Oder Tirpitz, der sich immer von neuem mit tausend Schwüren vor dem Parlament auf ein bestimmtes Bauprogramm für eine langbefristete Zeit festlegte und dann, nach wenigen Jahren, nein, nach Monaten das Vergangene völlig vergaß und jedes Programm umstieß und ergänzte? Der Abgeordnete Müller-Meiningen hat in der Reichstagssitzung vom neunzehnten Mai 1914 diese Methode mit drastischer Ironie, in einer Auseinandersetzung mit dem damaligen Kriegsminister von Falkenhayn, charakterisiert. „Herr Kriegsminister," sagt er, „die Kunst der diplomatisch-parlamentarischen Rede müssen Sie sich von Ihrem Herrn Kollegen von der andern Fakultät, ich meine: von der Marine, weisen lassen. Ihr Herr Kollege von der andern Fakultät, von der Marine, beherrscht, wenn es darauf ankommt, diese Kunst ganz vorzüglich. Aber das ‚Tirpitzen' will gelernt sein. Mancher lernts nie. Und das ist gut so."

Soviel über die organisatorischen Manöver des Herrn von Tirpitz. Auf die Rückwirkungen seines forcierten und ganz einseitig gerichteten Flottenbaus, auf die Handlungen zur See im Kriege soll nachher eingegangen werden. Hier nur noch einiges über die politischen Folgen. Kein andrer als Bismarck hat sie, mit prophetischem Blick, vorausgesehen: „Ich bin sehr mißtrauisch gegen Paradeschiffe, die nur zur Markierung von Prestige dienen, und die man, wenn die Sache ernst wird, mitunter Lügenschiffe nennen muß, weil sie nichts leisten. Auf absehbare Zeit bleibt für uns das Wichtigste ein starkes Heer, das war auch Moltkes Meinung, mit dem mich die Ueberzeugung verband, daß wir sogar die über unsern Kolonialbesitz entscheidenden Schlachten auf dem europäischen Festland auszufechten haben werden. Also keine phantastischen Pläne, über die wir uns dann noch mit andern für unsre europäische Situation wichtigen Leuten verzanken." Und weiter: „Ich möchte wissen, an welchen Angreifer gedacht wird. Hoffentlich nicht an einen, der es erst werden könnte, wenn undeutsche Prestigesucht und eine als Feindschaftszeichen zu deutende eilige Seerüstung ihn einer gegen uns gerichteten Koalition zutriebe." Tirpitz ist andrer Meinung. Baut und baut Schiffe und treibt England in jene von Bismarck gefürchtete Koalition. Obwohl er so der eigentliche Vater des Krieges ist, stellt er sich ahnungslos, oder war und ists vielleicht noch heute (für einen Politiker dann umso unbegreiflicher). Noch im November 1914 äußerte er zu dem Amerikaner von Wiegand in einem Interview: „Ich war einer von Denen, die nicht glauben wollten, daß dieser Krieg kommen wird." Seine Reden klangen, noch im Frühjahr 1914, so selbstbewußt, so friedenszuversichtlich, daß Herr Bassermann ganz entzückt ausrief: „Ich bin überzeugt, die Entspannung mit England ist nur dadurch möglich geworden, daß Deutschland sich eine starke Flotte geschaffen hat. Grade diese Entspannung ist der beste Beweis dafür, wie richtig wir mit unsrer Flottenpolitik ge-

handelt haben." Und ebenso beglückt äußerte Herr Doktor Heckscher im Parlament: „Weshalb ist die Einkreisungspolitik Englands gegen uns aufgegeben? Das danken wir der Schaffung der deutschen Flotte."

Ach ja, die Herren Abgeordneten tanzten allmählich wie die Puppen an seinem Draht. Er verstand ja alles so blendend schön zu arrangieren. Mal wurden die Herren Abgeordneten zu einem Besuch der Kaiserlichen Werften in Kiel und Danzig, mal zu Schiffsbesichtigungen, zu Flottenübungen geladen, und stets war der Staatssekretär der liebenswürdigste Gastgeber, der auch seine Leute an Bord zu größtem Entgegenkommen gegen die Herren Abgeordneten gedrillt hatte. Tirpitz ging noch weiter. Er ließ sich mit diesem und jenem Parlamentarier in eine vertrauliche Zwiesprach ein, versicherte Freisinnsmännern diskret, daß er ein durchaus liberaler Mann sei, der sich natürlich nach außen hin eine gewisse Reserve auferlegen müsse, nahte sich mit freundlicher Miene auch dem Zentrum, äußerte seine Sympathie für den Katholizismus, versprach, für eine stramme kirchliche Zucht an Bord zu sorgen und (das ist kein Spaß) verpflanzte seinerzeit einige katholische Leute nach dem rein protestantischen Helgoland, um dem Zentrum nun mit dem Bau einer katholischen Paradekirche auf dem Eiland imponieren zu können. Ja, so war er, und die meisten ließen sich einseifen. Selbst noch, als der Krieg die ganze U-Boot-Frage aufrollte, wußte er sich mit dem Glorienschein eines überragenden Staatsmannes zu umgeben, dem bitterstes Unrecht geschehen sei.

Damit kommen wir zum

Zweiten Kapitel

Seine Flottenpolitik, sagten wir, ist letzten Endes der Anstoß für den Weltkrieg gewesen. Haben wir nun wenigstens, müssen wir uns fragen, greifbare Kriegserfolge zur See von seinen — seinen Flottenbauten gehabt? Da sind wir denn bei der Tragik dieser Politik, für die Tirpitz allmählich den größten Teil des deutschen Volkes hypnotisiert hatte. Selbst die Engländer haben einen Teil ihrer Schiffe abmontiert, weil sie das Material im Augenblick für andre, dringendere Zwecke nötig haben. Die deutsche Kriegführung zur See ist beinah ausschließlich auf die Unterseeboote übergegangen. Den Bau von Unterseebooten aber hat Tirpitz, und das ist sein zweiter marinepolitischer Fehler, nicht nur nicht gefördert, sondern gradezu verhindert, zum mindesten aber unglaublich verzögert, weil er die maritime Bedeutung dieser neuen Waffe nicht erkannte. Während Frankreich und England schon vor dem Kriege eifrig Unterseeboote bauten, wollte Tirpitz nichts davon wissen. Er verhielt sich „abwartend". Marinefachleute von Ruf, fortschrittliche Parlamentarier drängten ihn: er zeigte ihnen die kalte Schulter, baute immer nur große Schiffe, vor und sogar noch im Kriege. Man kann doch schließlich nicht Korvettenkapitäne, Kapitäne zur See und Admiräle an die Spitze von Unterseebooten stellen, und diese höhern Grade wollen doch auch ihren Platz haben!

Es wurden vor dem Kriege in Dienst gestellt: 1906 ein U-Boot, 1907 eins, 1908 eins, 1909 zwei, 1910 eins, 1911 fünf, 1912 fünf, 1913 sechs und 1914 bis Kriegsausbruch vier.

Schon im November 1914 erzählte Tirpitz bombastisch in der Unterredung mit dem Amerikaner von Wiegand, er könne mit großen U-Booten England umzingeln, jedes Schiff, das sich den Häfen Englands oder Schottlands nähere, torpedieren und so England aushungern. Die ganze Welt horchte damals auf. Und welche reale Macht stand in jenen Tagen hinter dem Staatssekretär? Märchenhafte Zahlen wurden genannt. Im Februar 1915 trat er mit der Kampfansage gegen die Handelsschiffahrt hinaus. Ganze achtzehn U-Boote mit Petroleum-Motoren — „altes Eisen" von 1909 — und vielleicht ein Dutzend neuerer Boote mit Diesel-Motoren waren damals, nach einer Feststellung des Abgeordneten Doktor Struve, zu seiner Verfügung. Das war der eiserne Vorhang, den er um England herunterlassen wollte. Dann kam sein kategorisches Verlangen nach einem uneingeschränkten U-Boot-Krieg. Der Kanzler von Bethmann Hollweg sieht in diesem Fall einen Krieg mit Amerika voraus. Tirpitz lacht darüber. Noch im Januar 1918 sagt er dem berliner Korrespondenten des ‚Neuen Pester Journals', Herrn Paul Lothringer: „Amerikas Hilfe ist und bleibt ein Phantom." Inzwischen hat Amerika uns nicht nur den Krieg erklärt, sondern auch ganz erhebliche Truppenmassen auf den europäischen Kontinent geworfen. Tirpitz ist (im März 1916) über sein Verlangen nach dem uneingeschränkten Krieg zur See gestürzt. Nun bringt er alles, was da in seinen Netzen kreucht und fleucht, wider die Regierung auf. Eine Hetze sondergleichen gegen Bethmann beginnt, und Tirpitz läßt sich als „verkanntes Genie" von der Presse der Alldeutschen, der Konservativen und der Nationalliberalen feiern und versichert in seiner Denkschrift: wenn der uneingeschränkte U-Boot-Krieg von uns begonnen würde, sei England in sechs Monaten niedergezwungen. In sechs Monaten? Dem Abgeordneten Erzberger gegenüber hat er schon im Januar 1916 von sechs Wochen gesprochen. Nun erst, seit dem Januar 1917, haben wir den U-Boot-Krieg, haben, als Folge, den Krieg mit Amerika und mit einer Reihe andrer seefahrenden Nationen — und England ist, nach vierzehn Monaten, noch keineswegs auf die Kniee gezwungen. Tirpitz aber verstand es, viele Monate hindurch, bis vor kurzem die Kritik an seiner Politik und an seiner Person zu verhindern. Der Weg, auf dem das möglich war, ist nicht schwer zu erraten. So konnte er der Oeffentlichkeit als Prophet des U-Boot-Wesens von einer geschäftigen Presse aufgeschwatzt werden, ohne daß die andre Seite zu Wort gelangte. Die Einen jauchzten Tirpitz zu und verdammten den Kanzler, der sich auf keine Abenteuerpolitik einlassen wollte. Die Andern mußten schweigen, weil das Gebot es erforderte. So wurde Tirpitz innerpolitisch zum Sprengpulver. An ihm, an dem Kampf um seine Person zerbrach der Burgfrieden.

Wir kommen zum letzten, zum

Dritten Kapitel

Die Deutsche Vaterlandspartei wurde begründet. Tirpitz trat an ihre Spitze und gesellte sich den wildesten Annektionisten zu. Er hatte es vornehmlich auf England abgesehen. In den verschiedensten Versammlungen stimmte er gradezu einen politischen Haßgesang gegen England an, der stets in die Worte ausklang: Wir müssen die flandrische Küste haben! Da darf man doch wohl an das Eine erinnern, daß Tirpitz nicht immer das Wort vom perfiden Albion im Munde geführt hat. „Ich bin", sagte er früher einmal, „aufgewachsen in Freundschaft zu England und den Engländern und habe als Seemann die großen Seiten dieser Weltmacht nie verkannt." Als sein Sprößling, der des Vaters blauen Rock, nur mit wenigen Streifen auf den Aermeln, trug, gleich zu Beginn des Krieges, im August 1914, in britische Hände fiel, und als bald darauf der Draht aus London die frohe Kunde brachte, der Jüngling befinde sich wohl auf gastlich englischem Boden und spiele mit der Frau des Marineministers Churchill Tennis, da schrieben die englischen Blätter: „Sicherlich: Gott strafe England! ist kein Bittgebet, das im Schoß der Familie des Herrn von Tirpitz Einlaß fand. Die Frau und zwei seiner Töchter wurden in Chaltenham College erzogen, sein Sohn, nun unser Gefangener, war Oxforder. Tirpitz selbst hat nie aus seiner Bewunderung für englisches Wesen ein Hehl gemacht, hat die Gebräuche und andres mehr unsrer Kriegsleute bei sich daheim eingeführt, hinunter bis zu den Uniformknöpfen." Und heute? Nun, die Zeiten ändern sich eben; und bei keinem rascher als bei dem politisch wandelbaren Herrn von Tirpitz. Mit gewaltiger Reklame und noch gewaltigern Geldmitteln hat er den Apparat der Deutschen Vaterlandspartei in Bewegung gesetzt. Landauf, landab hetzte er die Agitatoren. Inserate wurden, wie ein Massenfeuerwerk, gleich zu vielen tausenden auf einmal in der Presse veröffentlicht. In die Bureaus und Beamtenstuben drang man ein, Plakate in schillernden Farben wurden überall angeheftet, auf Bahnhöfen, an Häusern, in den Straßen, und, als Neuestes vom Neuen auf dem Gebiet der politischen Propaganda, wurde ein systematischer Depeschensturm an die leitenden Stellen: an den Kaiser, den Kronprinzen und Hindenburg losgelassen. Mit den reichsten Geldmitteln versehen, deren Quellen wir hier nicht nachgehen wollen, organisierte Tirpitz einen Feldzug gegen Regierung und Reichstagsmehrheit. Spätestens im Februar 1918, rechneten seine Vertrauten, werde er, Tirpitz, an der Spitze der Reichsleitung stehen. Dann werde Graf Hertling, der alte Herr, abgewirtschaftet haben. Und die flandrische Küste? Längst haben die leitenden Stellen erklärt, daß sie Belgien unangetastet wieder herausgeben würden. Denn die belgische Frage ist allmählich für die ganze Welt ein moralischer Faktor geworden. Ohne moralische Eroberungen bleiben uns aber nach dem Krieg alle Märkte der Welt verschlossen, und Deutschlands Wirtschaftsleben wäre für

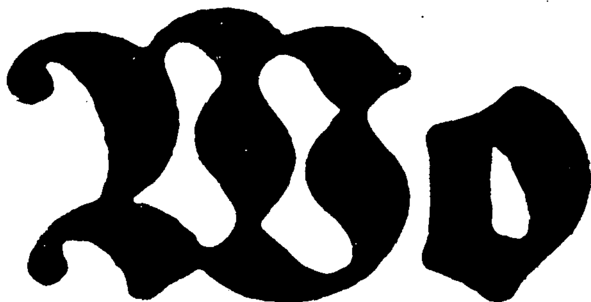
absehbare Zeit tödlich verwundet. Tirpitz sieht darüber hinweg. Er will nun einmal, wie ein ungezogenes Kind, das mit den Füßen auf die Erde stampft, seine flandrische Küste haben. Natürlich aus strategischen Gründen: „Weil wir, unmittelbar gegenüber England, einen festen Flottenstützpunkt brauchen." Dabei übersieht er, neben anderm, daß wir uns dadurch dauernd mit England verfeinden würden, und das hieße: Wirtschaftlicher Boykott in England und seinen vielen Kolonien, neues Wettrüsten, neue Milliardenkosten.

Das ist die Realpolitik des Herrn von Tirpitz. In allem, aber auch in allem hat er während seiner politischen Tätigkeit von zwanzig Jahren aufs falsche Pferd gesetzt. Er blickt, oder richtiger: wir Andern sehen auf eine ununterbrochene Kette von schweren, schwersten Irrtümern und Fehlern des Herrn von Tirpitz zurück, der damit unendliche Schuld auf sich geladen hat. Selbst die Alldeutschen Blätter, für die er als Politiker heute der Abgott ist, die keine Kritik an ihm dulden — selbst sie haben ihm vor zehn Jahren vorgeworfen, „daß er das Geforderte und Bewilligte nicht in zweckmäßiger Weise verwendet habe", daß wir für dasselbe Geld besser hätten gerüstet sein können. „Schließlich mußte er sich als geschlagen bekennen, nachdem immerhin des Schadens bereits genug geschehen war. Wer aber derartiges auf dem Kerbholz hat, hat keinen Anlaß, die Kritik national besorgter Kreise in dieser Weise von oben herab abzutun."

Und wer derartiges auf dem Kerbholz hat, dessen Abenteuerpolitik wird eine Regierung, die besonnen ihres Weges zu gehen versucht, sich niemals aufzwingen lassen.

Claude Debussy von Oscar Bie

Debussys Musik kann man so definieren: sie hatte die Vorzüge und Nachteile einer allzugroßen Klugheit.



Zur Musik, zur unbändig schaffenden, gehört eine gewisse dumme Naivität. Da die Musik gar keinen Zweck und Sinn hat, sondern nur schön ist, muß sie Ueberlegung möglichst vermeiden. Muß aus sich herauswachsen, ein bißchen nach Zunft riechen, erdig bleiben, substantiell, wurzelhaft. In der deutschen Musik ist das immer so.

Die französische neigte selten zum wahnsinnigen Temperament, das ist Bizet — meist zum Gegenteil, zum kühlen Geistreichtum, das ist César Frank, Vincent d'Indy, die ganze historisierende schola cantorum, und als Feinster Debussy. Debussy, auch als Kritiker ausgezeichnet, war so klug, daß er vor lauter Geist und Logik die Musik an den Rand ihrer Existenz führte. Er wußte nicht, daß sie von Logik und Geist nicht leben kann: das war wiederum die Grenze seiner Klugheit. Immerhin: er machte es so apart, so delikat, so wohlriechend, daß ein eigener Zauber, ja ein eigener Stil von ihm ausging, in die gesamte komponierende Welt. Ein Tröpfchen Debussysmus ist heut überall.

Es ist das violette Umduften der Dinge, ihre Auflösung in eine schwebende Atmosphäre, die Verneinung der sinnfälligen Substanz, literarische Beseelung, die Scheu vor dem Schrei und die Liebe zur Frage und Skepsis. Debussy entspricht Monet. Er ist Impressionist. Die Musik wird ihm Schilderung innerer Reflexe, ungreifbarer Stimmungen, illustrierender Umgebungen. Der Bau, das Tektonische wird geleugnet. Die Melodie entflieht. Das Motiv wird unsichtbar. Die Instrumente öffnen nur leicht ihre Lippen, um mit einem Hauche der Freude oder Trauer die ihnen empfohlenen Gegenstände anzuatmen. Es ist nur grade soviel Musik erlaubt, als vor dem Richter der Logik bestehen kann. Singen die Menschen Melodien? Nein, sie heben die Sprache ins leicht Psalmodierende. Hat das Orchester ein selbständiges Leben? Nein, der Ton lebt nur durch die poetische Anlehnung an eine Vorstellung, die sich in ihm gefühlsmäßig bricht.

Debussy schilderte in seinen Klavierstücken, impressionistisch malend, eine von Geist getränkte Stimmung, auch landschaftlich, indem er die Bewegung der Erscheinung in Töne faßte und die eigene Palette des Klaviers aufrief, sie in freier Kadenz wiederzugeben. Das war Epoche. Endlich erkannte man nach ungeheuren Virtuosenzeitaltern die spezifische malerische Lyrik dieses Instruments. Endlich gab es Klaviergedichte, scheinbar spielend, doch in feste Form gefügt.

Er schrieb Orchestergedichte, das bekannteste nach Mallarmés 'Après-midi d'un Faune', andre mit Verwendung wortloser, nur instrumentaler Frauenstimmen. Es sind Klänge von suggestiver Malerei, noch vor der Gefahr des Schöngeistigen, aber unendlich gebildet.

Seine Oper 'Pelleas und Melisande' benutzt Maeterlincks Text fast unverändert (nicht der erste Fall dieser Art: Dargomyschski machte es so mit Puschkins 'Steinernem Gast'). Unter den schnell wechselnden Szenen spielt das Orchester fein und zart illustrierend, ohne viel künstliche Steigerung, von Stimmung zu Stimmung mit neuen Ideen, Farben sich füllend, absichtlich unbaulich, unselbständig, partizipial, dem Gedicht dienend mit seinem ganzen Reichtum gesättigter, fließender, leuchtender, duftender Töne, ohne jeden Kompromiß, ohne jede Dummheit, schwachblütig und tiefgeistig, mit aller süßen Melancholie seiner Weisheit.

Es ist wahrscheinlich, daß Debussy eine Tristan-Oper hinterließ, an der er Jahrzehnte arbeitete. Sie wäre das Gegenteil Wagners. Nicht Fleisch und Blut höchstgesteigerter Menschen, nicht symphonischer Bau in einer Gliederung von einheitlichen Motiven, sondern aetherisch-sagenhaft, äußerst zart, in bläulichem Lichte einer leise vegetierenden, märchenhafte Vorgänge umhauchenden Musik. Das wäre wohl der moderne Tristan, während jenes der alte Wagner war.

Obertöne, Ganztonprobleme, akustische Untersuchungen mögen ihn zu seinem Stil angeregt haben. Fassen konnte er ihn nur, weil er eine Künstlerseele war. Er steht nicht in der Luft, hat Beziehungen zu Rußland und seiner starken modernen Schule. Weiche Folgen von alterierten Akkorden, Ketten von Nonen, unaufgelöste Wellen exotischer Melodie, träumerische Durchgangsnoten und visionäre Orgelpunkte: seine Ausdrucksweise liebt alle Mischungen, die in einer weich und substanzlos gewordenen Musik sich ergeben. Auf diesem zarten Grunde bleibt der Eindruck jeder Erregung in blumenhaften Arabesken haften. Das ist zu wenig — zu wenig für Schicksal und Leid dieser Erde.

Debussy hat die Musik vor lauter Wissen und Güte an die Grenze der Wahrheit geführt. Unendlich vornehmen Sinnes und edlen Könnens pflanzte er sie als Blume, schillernd, vergänglich. Wir aber brauchen Berge und Wiesen und Wälder.

Der Sohn

Vor diesem Drama schwankt man nicht, wie man den Autor bezeichnen soll. Ein überaus sympathischer Junge. Ein rebellierender Gymnasiast. ‚Der' Primaner, der auf dem Tisch den ‚Don Carlos' und unterm Tisch ‚Hidalla' gelesen hat und deshalb so lange sitzen geblieben ist, bis Wedekind unmodern und Reinhard Sorge modern geworden. Ein paar Jahre zuvor, als Tertianer und Sekundaner, hat er im Hoftheater Wildenbruch, bei Brahm Georg Hirschfeld zu sehen und zwischendurch bei Richard Strauß die Neunte zu hören gekriegt. Und überhaupt hat er, auf und hinter der Schule, alles durcheinander verschlungen: die ‚Räuber', den ‚Faust', die Romantiker, Büchner, Hebbel und die neuesten Programmzeitschriften. Und nun gärts in ihm. Und begabt ist er, selbstverständlich. Und nun will er sich gründlich entladen. Und wie, nach Lessing, der junge Kritiker erst einmal Einen suchen muß, mit ihm anzubinden: genau so nötig erscheint das Walter Hasenclever für den jungen Dramatiker. Und irgendwelche eigene oder freundesnahe Erlebnisse mögen ihn gegen die Väter aufgebracht haben. Und in seinen kindlichen Augen wird diese Gattung von Bedrückern nicht minder hassenswert als anno dazumal ein Kleinstaattyrannentum. Und so spannt er zugleich mit der Leier zarten Saiten des Bogens Kraft.

Der Sohn — das einzige Kind und mutterlos offenbar — fällt durch die Reifeprüfung, weil er sich mit denselben fremden, schulfremden Dingen befaßt hat wie der Pennäler Hasenclever. Der Vater fährt fort, das gefährliche Alter des Sohns, seine Existenz, sein Wesen und seine besondern, im gebildeten Hause nicht einmal allzu besondern Neigungen als eine Reihe von verdammenswerten Verbrechen zu betrachten. Strafe: strenger Zimmerarrest. Folge: Selbstmordgelüste. Retter: Freund Posa und Gouvernante, die aus hoheitsvoller Elisabeth eine liebend geneigte Eboli wird. Flucht aus dem Fenster und in den Bund zur Propaganda des Lebens, der Freude, des Taumels, der Trunkenheit. Nach donnernden Agitationsreden eine wilde Nacht an einer Dirne Busen. Am Morgen im verrufenen Hotel die Hermandad König Philipps. Transport des gefesselten Sohns ins Sprechzimmer, vor den Thron. Zum letzten Male: Schicken Sie mich mit dem Heer nach Flandern! In der Faust des Vaters: die Hundepeitsche; des Sohns — o jetzt umringt mich, gute Geister! —: ein Revolver. Aber früher als beide geht der Herzschlag los, der den Vater trifft. Ueber der Leiche reichen sich Gouvernante und Sohn zu aktivistischen Versen die Hände und zerstreuen sich feierlich nach verschiedenen Seiten.

Wäre man nicht darüber belehrt worden, daß ‚Der Sohn' das erste Exemplar und bereits das Muster eines expressionistischen Dramas ist, so würde man diese Vorgänge einigermaßen blödsinnig finden. Man würde fragen: Sind so die Väter? Und würde antworten: Ganz im Gegenteil. Selbst in Fällen, wo der Vater nicht, wie hier, in seiner Vereinsamung auf den Sohn angewiesen ist und alle Ursache hat, um ihn zu werben: selbst da ist er meist der Freund, nicht der Feind des Sohnes. Soviel Freiheit verlangt der moderne Sohn gewöhnlich garnicht, wie der altmodische Vater ihm zu lassen bereit ist. Kaum bei Berufswahl und Berufswechsel setzts noch Kämpfe. Wenn ein Handlungslehrling, der den besten Commis verspricht, sich etwa als Kleist-Biograph etablieren will, so pflegt das reibungslos vonstatten zu gehen. Und es muß schon statt des Sohns eine Tochter sein, und sie muß schon von Stufe zu Stufe sinken, ohne Ring am Finger ein Kind sich zuziehen und

obendrein gegen Entree ihre Stimme erheben, und der Vater muß den Rang eines Oberstleutnants haben: das muß zusammenkommen, damit man ihm den Schlaganfall glaube. Und sogar dieser Vater der Magdalena dall'Orto, verflossener Schwartze, wirkt wie ein Menschenwesen gegen den Nußknacker unsres Hasenclever.

Aber nun ists ja eben kein gewöhnliches, sondern ein expressionistisches Drama oder will so was sein. Kein Vater an sich ist gut oder schlecht: erst der Blick des Sohnes macht ihn dazu. Und dieser hier ist, erklären die Ausrufer vor der Bude der letzten Mode, kein einmaliger Vater und kein abgezogener Typus, sondern ein Vater, wie jeder reifende Sohn ihn zu sehen glaubt. Jeder? Also doch ein Typus, wenn anders ich deutsch verstehe. Freilich keiner, der objektiv, für alle Arten von Erdenbewohnern, sondern einer, der nur für die Spezies Sohn seine Gültigkeit hat. Der Sohn steht im Mittelpunkt der Ereignisse — „schön ist es, immer wieder zu erleben, daß man das Wichtigste auf der Welt ist" —, und wie ihm, nicht uns die Ereignisse dieser Welt erscheinen, so hält Hasenclever sie angeblich fest. Ehemals nannte man das: Lyrik. Da wars ohne Belang, daß unser Vater uns nicht so vorkam; der Poet, der uns von der innern Wahrheit seiner Vision überzeugte, hatte gewonnen. So soll jetzt das Drama sein. Zwar ist die Form der Shakespeare, Goethe und Hauptmann noch leidlich erhalten, und wer was zu sagen und zu gestalten hätte, dem würde sie allenfalls genügen. Aber immerhin: experimentiert! Bisher hat stets der neue Wein sich neue Schläuche geschaffen. Vielleicht war das einmal. Vielleicht ist Sache der Zukunft das umgekehrte Verfahren. Vielleicht mußte zunächst das Schema eines expressionistischen Dramas hergestellt werden, bevor sich Dramatiker fanden, es auszufüllen.

Möglich, daß Walter Hasenclever einstmals zu diesen gehören wird. Der Dichter des ‚Sohns' ist noch kein Besitz der deutschen Literatur. Sogar das Schema ist brüchig. Selbst zugestanden, wie die Ausleger wollen, daß alle Begebenheiten rund um den Sohn die Spiegelungen seines Ichs sind und keinerlei Eigendasein führen — wäre da nicht das erste Erfordernis, daß der Sohn die Bühne niemals verließe? In sechs Szenen fehlt er. Wie und von wem aus sind diese gesehen? Nach der Theorie der Expressionisten würden sie haltlos in der Luft schweben, wenn sie das nicht nach jeder und ohne jede Theorie auch täten. Weiter: die fünf Akte sollen ein einziger Notschrei der Jugend, ihr Kampfgesang wider das Alter sein, angestimmt von einem Repräsentanten der Jugend. Aber plötzlich sitzt bei dem Nußknacker ein vernünftiger, fühlender, zärtlicher Vater, durch den jener vollends Unrecht bekommt. Von wem nun stammt diese Kontrastierung? Aus dem Glutofen subjektiver Ekstase sind wir mit einem Ruck in den kühlen Bereich des alten Dramas gerissen, nicht des guten, weil darin beide Gegenspieler Recht haben müßten, sondern des dicken, indem der einsichtige Vater Kriminalkommissar, Scherge der rohen Gewalt, der uneinsichtige Vater Arzt, aber nicht der Seele und nicht seiner Brut ist. Und drittens und letztens: dies soll ja doch wohl ein Manifest der nächsten Generation sein, deren Geistigkeit unsern Sensualismus zu überwinden gedenkt. Ein bißchen geistiger Inhalt ist da schwer zu entbehren. Und was ist der Inhalt? Gemeinplätze. Tonleitern einer mutierenden Knabenstimme. Die üblichen Idealismen, zeitgemäß abgewandelt. Pubertätsträume ohne persönlichen Stempel. Hasenclevers Apostel werden mich totschlagen — aber aus seinem Drama haftet nichts in mir als der Ausruf des Fürsten: „Wenn mein Vater tot ist, muß ich mich auf den Thron setzen, schon der Presse wegen." Vielleicht steckt in der tragischen Puppe ein gesunder Komödienschmetterling.

Wars eine kritische Regung von Reinhardt, daß er als Regisseur auf den ‚Sohn' verzichtete, oder hat er vom ‚Jungen Deutschland' bereits genug? Hollaender . . . „Ein großes Fenster mit Ausblick in den Park; fern die Silhouette der Stadt." Das wurde durch eine graue Kalkwand dargestellt. Sie ist das Signet dieser Inszenierungskunst. Mag Hasenclevers Absicht geglückt oder nicht geglückt sein: man versucht doch irgendwie, sie auf der Bühne wiederzugeben. Auf dem mannheimer Hoftheater wurde der Sohn in die Mitte, ins helle Licht gerückt, während die übrigen Figuren rechts, links und hinten im Schatten blieben. Das anspruchsvolle Deutsche Theater speist eine geschlossene Gesellschaft, die zwar dichte Rudel von Kriegslieferanten, aber zugleich alle Kenner Berlins umfaßt, mit dem hergebrachten naturalistischen Schauspiel ab. Genau so wurden vor fünfundzwanzig Jahren die ‚Mütter' dieses ‚Sohnes' gespielt, als ob er nicht einen Vater aus ganz andern Bezirken hätte. Wie Ernst Deutsch einen glühenden Jüngling macht, Paul Wegener einen Nußknacker, Else Heims eine mütterliche Geliebte: das ist zur Genüge bekannt. Kaum von Werner Krauß erwartet man eine Ueberraschung. Aber dann tritt er, als Freund, nicht auf, sondern in die Erscheinung, geht nicht ab, sondern ist verschwunden — und hat auf eigene Faust und kraft eigener Phantasie das Problem gelöst, das sein Regisseur nicht einmal geahnt hat.

Zwei Gesänge gegen den Tod von Paul Zech

I.

Gethsemane

Zwischen Gärten, Straße, sturmdurchdröhnter Mauer
strotzt in hartem Zickzack unser Heim.
Falsches Blau und stürzende Gestirne
wölben sich kalt luftleer über Felsgehirne,
und wie ein erfrorner Kürbiskeim
stockt am Saum der Seele späte Trauer.

Wie entblätterte Gebüsche warten
wir im Feld, bis uns der Beilhieb fällt.
An Wurzeln feilt gelogenes „Werde",
und wir kuschen uns der blutgehöhlten Erde,
fühlen traumgeschwellt:
Stimme Gottes, Engel und den Oelbaum-Garten.

II.

Anrufung gen Ostern

Bist du, weltgeschwellter Tausend-Tod,
der Erlöser Christ —: erscheine!
Sieh, es weinen schon Gewürm und Steine,
und das Meer ist von zerflossenen Müttern rot.

Haus bei Haus sind Gruft, worin du weilst,
hart umschraubt von Raubtiertum der Wachen:
daß du nicht die Nacht der hilflos Schwachen
mit dem Flügelschlag des Lichts zerteilst.

Aber wie du, himmlischer Barbar,
Augen und Gehör der Wächter hinbezwangst,
quer durch Höllen rasend, Osterfackeln schwangst —:

Brause um das Schlachtende der Schlachten,
um das Tier-Gehirn, das sie gebar,
Glutorkane, Angst und eisiges Umnachten.

Die Nachtigall von Wittenberg von A. Polgar

In vierzehn Bildern von oft großer Wucht der (linienarmen) Zeichnung rollt ein „Leben Luthers" auf, wie es die Historie übermittelt hat. Geschichte, nicht dichterisch enträtselt oder zu neuer Rätsel-Blüte gebracht, aber durch das Temperament eines Dichters gesehen. Leider fehlt das Wichtigste: das Menschentum der historischen Gestalten wird nicht aufgebrochen, und ihres Wesens Kern bleibt unsichtbar. Strindberg begnügte sich damit, den Oberflächen seiner Figuren scharfe Kanten anzuschleifen. Von dem Knaben Luther, der schon gegen Lüge und Ungerechtigkeit trotzt und protestiert, bis zu dem Luther auf der Wartburg: eine Stationenreihe aus des Reformators Erdenfahrt. Natürlich bedeutsame Stationen. Wegscheiden, Knotenpunkte seines Werdens. Der machtvolle Klang, von dem das Schauspiel durchbraust wird, seine tönende Luft sozusagen, rührt nicht von Strindberg her. Die Historie macht die Musik. Der Dichter tat nicht viel andres, als daß er die Tasten ihrer Riesenorgel niederdrückte. Luther, Faust, Cranach, Hutten, Karlstadt — das sind starke Farben; nebeneinandergesetzt bilden sie ‚Gemälde', ohne daß viel Kraft und Phantasie des Malers helfen müßte. In diesem Luther-Drama ist es das Eigenlicht der Materie, das die Personen des Spieles, ihr Reden und Tun übers Gewöhnliche erhöht. Von Dichters Ingenium fällt kein Neues wirkender Strahl in sie. Dieses Luther-Drama ist ein andächtig und mit künstlerischer Prägnanz gemaltes Bilderbuch, dessen verbindender Text, im Wesentlichen, nur Stichworte für gebildete Zuhörer bringt.

Das wiener Deutsche Volkstheater spielt seinen Strindberg — der, scheint mir, infolge seiner Gefülltheit mit „geistiger Stimmung" nicht schwer zu spielen ist — auf stilisierter, in ihrem Mittelteil durch einen obstinaten Spitzbogen eingeengter Bühne. Am besten gerlet das erste Bild. Es ist, in seiner breiten, schattenhaften Vision von der Zeit und ihren Spannungen, auch dem Dichter am schönsten geglückt. Hier war Herr Dietz der ahnungsvolle (Knabe) Luther. Dann löste ihn Herr Klitsch ab. Er ist ein Schauspieler, der intelligente Führung brauchte. Allein wird er den wohlgefälligen Rhythmus seiner Leidenschaft und das konventionelle Rot seines Feuers nie verlieren. Und so ein Liebling des Deutschen-Volkstheater-Publikums bleiben. Das muß doch hart sein für einen ehrgeizigen Künstler! Der heftige, prächtige Luther gelang ihm gut. Der zerknirschte war leer, und der von seiner Mission Erfüllte und Erhöhte überhaupt nicht sichtbar. Herrn Götzens Doktor Faust war ein sanfter Magier aus dem Zauberbuch, Ausgabe für die Jugend, mehr von Raimund als von Strindberg, der Hutten des Herrn Aslan ganz Troubadour, zuviel Harfe und zu wenig Schleuder. Den Tetzel spielte Herr Forest mit Anstrengung vom Jovialen weg. Aber es war stärker als er. Um

diesen schlechten Mönch schwamm ein Dunst von Wein, Fidelität und Gemütlichkeit. Die Regie (des Herrn Rosenthal) hielt auf Getragenheit des Tones, Wichtigkeit der Pausen, Halbdunkel mit Kaminreflexen und altdeutsche Trachten. Nachdem Luther seine Thesen, das Einberufungsplakat der Reformation, an die Tür der Schloßkirche genagelt hatte, bildeten die auf der Bühne Anwesenden eine stimmungsvolle Gruppe. Ueberdies ging die Sonne auf. Der Doktor Faust verwahrt sich im Schauspiel dagegen, ein Zauberer zu sein. Aber daß er, um dem Kurfürsten die Kugelgestalt der Erde zu zeigen, einen fertigen Globus parat hat, scheint in der Tat, wie so manches andre am Deutschen Volkstheater, nicht mit rechten Dingen zuzugehen.

Der Hofmeister von Egon Friedell

O goldene Jugendzeit, nie, ach nie kehrst du zurück! Nur bisweilen gaukelst du noch durch unsre holden Träume, bis wir dann in Schweiß gebadet erwachen und mit Staunen erkennen, daß alles ja gar nicht wirklich war, daß wir zwar tatsächlich aus analytischer Geometrie in der Maturitätsprüfung durchgefallen sind, daß wir dann aber bei der zweiten Maturitätsprüfung ja doch ‚Genügend mit Einschränkung‘ bekommen haben, und daß wir dem Herrn Professor Hinterhuber auf die Frage: „Warum verdiente Alexander der Große diesen Beinamen, Mithridates der Große denselben aber nicht?“ heute ruhig die einzige passende Antwort geben dürfen. Nur durch unsre Träume gaukelst du noch, goldene Jugendzeit, und durch unsre schwankende Erinnerung! Und so sei es mir denn vergönnt, mit flüchtigem Silberstift einige dieser Erinnerungen zu bannen.

Der Hofmeister

In dem Dasein der Kinder, die „in der Wahl ihrer Eltern vorsichtig waren“ — wie die tierische Bemerkung lautet —, bedeutet der Hofmeister den ersten tragischen Konflikt. In ein künstlich unkompliziert gemachtes Dasein tritt zum ersten Mal das ‚Leben‘ mit seiner ganzen Brutalität und Gemeinheit.

Der Konflikt ist der, daß man von nun an gezwungen ist, an der Seite eines bösartigen und unaesthetischen Menschen zu leben. Der Hofmeister hat immer schwarze Fingernägel, einen nicht ganz saubern Hemdkragen und einen unangenehmen Geruch, der zur einen Hälfte von Graphitstaub, zur andern Hälfte von Schweißfüßen herrührt. Bisweilen trägt er noch einen Siegelring am Zeigefinger. Sodann setzt er sich von Anfang an in einen gehässigen Gegensatz zum Zögling (‚Zögling‘ ist allein schon ein Wort, das einen lebensüberdrüssig machen kann). Er führt sich zumeist mit den Worten ein: „Danken Sie Gott täglich auf den Knien für Ihr Schicksal! Ja, Sie habens gut! Wenn ich an meine

Jugend denke! Ich habe in Ihrem Alter schon Andern Nachhilfestunden geben müssen, während Sie welche bekommen! Und überhaupt: haben Sie schon einmal im Leben gehungert? Wissen Sie, was es heißt, ohne Abendbrot schlafen zu gehen?" Man weiß es nicht, man hat überhaupt bis zu diesem Moment nicht gewußt, daß es ein Verbrechen ist, zu essen zu haben. Andrerseits erscheint es einem durchaus nicht schrecklicher, Nachhilfestunden zu geben, als welche zu bekommen.

Das Zweite, wodurch sich der Hofmeister beliebt macht, ist die stehende Bemerkung: „Sie haben nur Ihre Pflicht getan." Wenn man für eine Schularbeit die Note Eins bekommen hat, sagt er: „Es ist nur so, wie sichs gehört." Wenn man in Griechisch ‚Lobenswert' hat, sagt er: „Wenn man solche Nachhilfe genießt wie Sie, müßte es sonderbar zugehen, wenn nicht . . . Und überhaupt: es war Zufall. Wären Sie Samstag, am einundzwanzigsten September, geprüft worden, wo Sie nicht präpariert waren . ."

Die dritte Lieblingsbemerkung ist: „Das verstehen Sie noch nicht." Der Hofmeister geht nämlich von dem Grundsatz aus, daß man für alles, außer Algebra, Akustik, griechischer Syntax und Kristallographie, „noch nicht reif sei". Später wird es umgekehrt: man versteht alles bis auf das Eine, daß man mit vierzehn Jahren begriffen hat, was ein Anakoluth, eine imaginäre Zahl, ein Butylalkohol, eine Eklipse und ein Pentakisdodekaeder ist.

So entwickelt sich denn ein immer herzlicheres Verhältnis. Wenn der Hofmeister um drei Uhr kommt, so ist man bis dreiviertel Drei ein fröhlicher, sorgenloser Mensch. Gegen drei Uhr jedoch ergreift einen eine ungeheure Spannung, eine vage Hoffnung: vielleicht ist er heute „verhindert", ja am Ende gar erkrankt. Fünf Minuten vor drei Uhr läutet es. Man ist konsterniert. Es ist aber nur der Briefträger. Von drei Uhr fünf Minuten an beginnen die Hoffnungen konkreter zu werden. Um drei Uhr zehn Minuten ist man bereits in seliger Stimmung. Um drei Uhr fünfzehn Minuten jedoch läutet es abermals, und er tritt ein.

Eines Tages aber erscheint der gute Papa und teilt mit, daß Herr Zehetbauer „verreist" sei und nicht mehr kommen könne. Später, nach vielen Jahren, erfährt man, daß er den guten Papa um fünfhundert Kronen angepumpt und, als dies abgelehnt wurde, den Posten niedergelegt hat mit der Motivierung, nach diesem Mißtrauensvotum könne er die Erziehung des Knaben nicht mehr mit gutem Gewissen leiten.

Leider aber ist der Zustand nur ein sehr vorübergehender. Nach zwei Tagen vollkommensten Glückes wird man einem Herrn Jerowetz zugeführt, einem o-beinigen Herrn mit rotgelbem Bocksbart, rotgelber Bürste, schwarzen Fingernägeln und Geruch von Graphitstaub und Schweißfüßen.

Auf die Weltbühne von Theobald Tiger

Mein gutes Blatt! Wie hast du dich verändert!
Den Musentempel schließt du beinah zu;
mit Politik, Kunst, Wirtschaft dicht bebändert,
so geht dein Vorhang auf: auch du, mein Kind, auch du?
Du willst dich gleichfalls in den Strudel stürzen?
Randstaaten? Westfront? Die Veränderungswahl?
Nur eines kann mir meinen Kummer würzen:
Es war einmal . . .

Es war einmal . . . da glaubten wir noch Beide
an Kunst und an Kultur, an Menschentum —
an deine ziegelrote Wand schrieb ich mit Kreide
die Namen meiner Lieben an zum Ruhm.
Wir dachten: essen und organisieren
sind Selbstverständlichkeiten, tief im Tal —
und auf den Bergen gehen wir spazieren . . .
Es war einmal . . .

Du lieber Gott, wie hat sich das gewandelt!
Wir schuften, bis dem Land die Schwarte knackt.
Und kein Professor, der nicht gerne handelt
mit weichem Klitschebrot, das er sich backt.
Es war einmal . . . Glück auf zur neuen Reise!
Eng wars einmal — heut bist du bunt und weit.
Doch kehr' noch manchmal dich zurück im Kreise
zur alten Zeit!

Ala von Lorarius

Die A. A. G. — Auslands-Anzeigen G. m. b. H., später Allgemeine Anzeigen G. m. b. H. — wurde im Juni 1914 mit Sitz in Berlin gegründet. Grundkapital 200 000 Mark (später mehr). Im April desselben Jahres war die Ausland G. m. b. H. mit Sitz in Essen und 240 000 Mark Grundkapital errichtet worden. Beteiligung und Statuten zeigen deutlich die Verbindung Essen-Berlin. Die essener Gründung wurzelt in älteren Bestrebungen der Industrie, bessere Auslandswirkungen zu erzielen. Zunächst wurde an die Reform des unbrauchbaren deutschen Nachrichtendienstes gedacht. Auch die Großbanken hatten diesen Wunsch. Der Bund der Industriellen behandelte das Problem eingehender bei Gelegenheit des Wehrbeitrags. Die westdeutsche und die sächsische Industrie setzten sich lebhaft dafür ein. Ferner die Vereinigung der Industriellen (Konservativer Landesverein). Hier könnte man den Ausgang zu politischen Zielen suchen. Weiterblickende Zeitungsleute sahen ebenfalls die schweren Mängel der Berichterstattung von und nach dem Auslande. Also Besserungswille an vielen Stellen. Es kam auf die Methode und die Tendenz an.

*

Die Zwecksetzung der essener Gesellschaft ging noch nicht oder doch noch nicht deutlich auf die Bearbeitung durch das Inserat aus. Man konnte nach flüchtigem Hinsehen an einen nationalen, wenn auch einseitigen Idealismus, glauben. Will man Industriegeschäft und Landesinteresse gleichstellen, so konnte der Vertrauende sich auch mit den Anfängen des berliner Unternehmens einverstanden erklären. Allerdings

schon unter Vorbehalt. Denn der Weg war von vorn herein verfehlt. Der Krieg hat ihn nicht sicherer gemacht. Im Gegenteil. Immerhin: „Die außerordentlich große Bedeutung des Anzeigenwesens für den Inserenten und für die gesamte Presse ist bekannt. Unter den vielen verschiedenen Gesichtspunkten, die der Anzeigende bei der Vergebung seiner Anzeigen in der ausländischen Presse zur besten Erreichung seiner Zwecke zu berücksichtigen bemüht war, ist eine Tatsache wenig beachtet worden, deren ungeheure Tragweite vielen erst durch die Erfahrungen des Weltkrieges klar zum Bewußtsein gekommen ist; die Tatsache nämlich: Welche grundsätzliche Haltung nimmt die Zeitung, die Zeitschrift, das illustrierte Blatt des Auslandes dem deutschen Kaufmann, dem deutschen Industriellen, dem deutschen Landwirt gegenüber ein, die ihm alle Jahr für Jahr große Summen in Form von Anzeigen zuführten? Geht nach den Absichten und Ansichten der Gründer, der offenen und stillen Teilhaber der Zweck des betreffenden Presseunternehmens versteckt oder ausgesprochenermaßen nicht vielleicht schließlich nur dahin, in Wort und Bild systematisch alles Deutsche zu bekämpfen, niederzuhalten, totzumachen? Diese Wühlarbeit ist nach Beendigung des Krieges, wenn möglich in noch verstärkterm Maße zu erwarten.“ Ein neues Schwert für Deutschland?

*

Die besten Absichten vorausgesetzt: glauben die Herren — schwerste Schwerindustrie mit leichterer, von Namen und Gewicht mitgenommener Gefolgschaft — allen Ernstes, der deutschen Industrie oder gar der gesamten deutschen Wirtschaft, auf solche Art im jetzt feindlichen und vielleicht Jahrzehnte hindurch noch nicht freundlichen Ausland Stoßkraft und Absatz zu mehren? Dann kennen sie das pariser Kampfprogramm und seine Verwirklichungen nicht. Da sie aber dieses Programm und seine Verwirklichungen kennen, so sind sie blind, mindestens blind gewesen. Schon der Bericht des englischen Botschafters in Berlin an Grey vom siebenundzwanzigsten Februar 1914 hätte sie abschrecken müssen. Es stehen der Durchsetzung des Planes entgegen: Nachwirkende Skepsis, Kampf- und Abwehrwille der feindlichen Industrien, Regierungen und Arbeiterverbände, ungeheure Geldmittel, geringes Interesse der Presse in den feindlichen Ländern, schon bestehende Kampforganisationen. Ein Fiasko mit folgender Dauerschwächung des deutschen Auslandabsatzes wäre zu erwarten. So kämpft man nicht. Ich stehe gegen jede Korruption. Sie rächt sich immer. Ist es Notwehr, so ist es keine Korruption. Aber hier ist es keine Notwehr. Die Methode ist plump, unmoralisch und wirtschaftsfeindlich. Sie weckt Gegner; Freunde schafft man sich nicht mit ihr. Nicht einmal Geknebelte, auf die es ankäme. Wir wollen mit Qualität und Solidität kämpfen. Jede, auch noch so national frisierte oder gut gemeinte Bestechung verwerfen wir. Nur Freimut und Unabhängigkeit brechen uns Bahn. Es geht um Dutzende von Milliarden. Will man sie mit einigen oder auch vielen Inseratenmillionen heranlocken? Dann unterschätzt man den Widerstand und macht sich lächerlich.

*

Schon haben sozialistische Zeitungen Oesterreichs und Ungarns gewarnt. Also Blätter in uns verbündeten Ländern. Man vernehme aus der wiener Arbeiterzeitung: „Daß für jede Agitation, mag sie auch den idealsten Zielen gelten, Geld nötig ist, ist im Zeitalter des Kapitalismus nicht zu verwundern. Aber die Herren Krupp und Genossen arbeiten einfach nur mit Geld. Ihre Agitation besteht in der Hauptsache aus Bestechungen, und was sonst geschieht, ist meist nur ein Mäntelchen

zum Verhüllen dieses Schandwerkes. Wie der Schelm ist, so denkt er. Weil sich die Schwerindustrie nur von materiellen Interessen leiten läßt, urteilt sie, alle Andern täten das Gleiche. Nun bin ich überzeugt, daß bei der ungarischen Presse diese Machenschaften nicht verfangen werden, höchstens bei jenen Blättern, die Tisza Gefolgschaft leisten, also ohnehin kriegshetzerisch gestimmt sind. Wohl aber werden auf diese Weise die Sympathien für Deutschland auch in Ungarn gründlich ausgerottet werden." Da habt ihrs! Reklame, gewiß. Ohne Reklame kein Geschäft. Aber mit Spicken ist es nicht zu machen. Heute weniger als je. Dann lieber Schwertannektionismus. Der ist ehrlicher. Das Hintenrum mag einer Firma, einer Gruppe selbst Gold bringen. Deutschland wird dadurch geschädigt. Und auf Deutschland kommt es doch an. Uns wenigstens.

*

Mehr noch als das gestreifte reizt mich das zweite Problem. Die A. A. G. blieb nicht draußen, sie begann ein weitzügiges Inseratengeschäft in Deutschland selbst. „Ohne die breite Grundlage eines Inland-Geschäftes mit einem ausgedehnten Zweigstellen- und Vertreter-Netze läßt sich ein gesundes Auslandsgeschäft nicht entwickeln." Bis dahin hatte die Inlandskonkurrenz geschwiegen. Jetzt aber ging es los: Verletzung heiliger Grundsätze der Anzeigenorganisation, politische und geschäftliche Korrumpierung durch Schwerindustrie und ihren Anhang, Knebelung unabhängiger Zeitungen, Vernichtung der Inseratenwahlfreiheit. Das waren so und sind so die Hauptvorwürfe. Teilweise erhebe auch ich sie. Eine schwierige Sache das. Ist Gesinnungsfreiheit noch Gesinnungsfreiheit, wenn der Geschäftsmann auf dem Feldherrnstand sich die Hände reibt oder anfeuert? Natürlich feuert er wortlos an. Widerwärtig ist mir die politische Durchseuchung. Aber soll ich mich über einen Selbständigkeitskampf freuen, der dem Zeitungs-Großkapital goldene Früchte ersicht? Ja, wenn dieser Kampf das ganze Inseratengeschäft vernichtete und die Freiheit auf den Ruinen aufgepflanzt würde! Die reine, ungeschminkte, höchst individuelle Freiheit der Presse. Aber da liegt der Hase im Pfeffer. Wünscht der Verleger ein staatliches Inseratenmonopol, die Beschränkung auf kärglichere Einnahmen, auf den Nurertrag des Geistes- und Gesinnungsschweißes? Da liegt der Hase im Pfeffer.

*

Ueberhaupt das Inseratenproblem. Bitte lesen Sie im redaktionellen Teil des ‚Tag' vom dreißigsten März 1913. ‚Mode und Industrie' heißt die Rubrik. Mitten zwischen einer Luftfahrt-Rundschau und einem Feuilleton ‚Alte Herren'. Ich zitiere einiges: „Nicht allein eine ganz eigenartige, sondern auch eine einzig dastehende Ausstellung fesselt die Besucher des Warenhauses Hermann Tietz, Leipzigerstraße." „Der Hauptkatalog der Firma N. Israel ist soeben erschienen. Wer sich über die letzten Modeneuheiten für Frühjahr und Sommer genau unterrichten will, findet in diesem Katalog einen getreuen Berater." „Daß die Ueberraschungen, mit denen grade dieses Mal die Königin Mode nicht geizt, alle beteiligten Kreise in ständiger Spannung erhält, dafür sorgen unsre großen Geschäfte mit ihren sehenswerten Saisonausgaben. Diesem angepaßt, hat es sich die Firma Heinrich Jordan, Hoflieferant Ihrer Majestät der Kaiserin, Markgrafenstraße 102—107, zur Aufgabe gestellt, nicht nur hinsichtlich Schick und Eleganz, sondern auch inbetreff billiger Anschaffungskosten . . . ". Genug. Mitten zwischen einer Luftfahrt-Rundschau und einem Feuilleton ‚Alte Herren'.

*

Ueberhaupt das Inseratenproblem. Da ist, beispielsweise, der Großverlag Ullstein. Er gibt heraus: Die Vossische Zeitung — mittelpolitisches Blatt mit Pendelschwung nach rechts und links, augenblicklich mit stärkerm Ausschlag nach rechts; die B. Z. am Mittag — politische Tendenz nicht zu erkennen, Heißhunger nach Sensationen jeder Art und Unempfindlichkeit auch gegen die übelsten, Verbeugung vor der ‚Gesellschaft', wobei die Voß zitiert wird; Berliner Morgenpost — sie sagen ‚arbeiterfreundlich', mit vorgestreckter Brust, Sozialpolitik und dergleichen; Berliner Allgemeine Zeitung — mehr für Beamte; Berliner Abendpost — für kleine Leute, auch auf dem Lande oder im verschwiegenen Städtchen, Politik demgemäß. Wie soll ich das nennen? Ich nenne es Toleranz. Ich werde es doch nicht Geschäft nennen. Wollt ihr das Inseratenproblem studieren, so fragt Redakteure, die der Verlag Ullstein auf die Straße geworfen hat. Aus Geschäftsrücksichten? Beileibe nicht. Dieser Verlag hat alle ‚Kreise'. Den Herrn, den Knecht, die Dame, die Hausfrau, den Kannegießer, den Sportsmann, den Baumenschen, den Holzmenschen — alle hat er sie. In seine Blätter kannst du über diese Gruppen und Schichten schreiben, was du willst. Selbstverständlich. Beispielsweise auch über Warenhäuser, Großbanken und andre Groß- und Masseninserenten. Du läufst keine Existenzgefahr. Vorausgesetzt, daß du auch im Frieden bereit bist, dich auf Kriegskost zu setzen.

*

Hinten, hinten sitzt das Uebel. Da wird es aufgedrückt, sodaß es durchscheinen muß. Gegen hinten muß man von vorne kämpfen. Von hinten arbeiten sie nach vorne: die Bankmenschen, die Industrieherren, die Warenhausherrschaften, die Bau-, Holz- und Hypothekenleute — alle arbeiten sie von hinten. Und immer meinen sie vorne. Viele von ihnen haben Weltruf, magnetische Millionen, ja Milliarden. Ihre Inserate haben gar keine Wirkung auf ihr Geschäft. Schon ist es — siehe die Zitate aus dem ‚Tag' — einem Sturmtrupp gelungen, nach vorne zu dringen. In den Text. Das muß aufhören. Wir brauchen dringend eine Inseratenreform. Sie sollen meinethalben die Inserate behalten, ich gönne ihnen das Geschäft. Aber sie sollen den Redakteur, den Schriftsteller ungeschoren lassen. Viele tüchtige, gesinnungsmutige, rückgratstarke Männer werden vom Geschäft gequält, berannt. Man sucht sie in Kompromisse zu locken. Man stellt Umwandler an, Chemiker der Gesinnung, die zwischen Geschäft und Redaktion hin und herlaufen, dort dem Kapital schmeicheln und hier sophistisch die Freiheit predigen. Kein Ehrlicher kann diese Zustände verteidigen. Soll das Brot aus dem Geiste und dem Herzen von Rentabilitätsrücksichten abhängig sein? Wir wollen keine Korruption, sei sie welcher Art auch immer. Wir wollen frei sein, wir wollen sagen, was wir sagen müssen. Das ist unsre Mission, so werden wir Kulturlehrer, so Moralheber. Setzt ihnen den geschlossenen Willen entgegen, den organisierten Willen, den freigewerkschaftlichen Willen. Verlangt die Kontrolle der Geschäfte! Weshalb wollt ihr hinter den Arbeitern zurückstehen, die auf diesem Wege sind? Sammelt die Verleger, die von idealem Eigennutz getrieben werden. Es gibt deren, es gibt deren viele. Sammelt vor allem euch selbst. Und laßt den geschäftsfreien Geist über Deutschlands Grenzen hinaus wirken, in die fremde Presse, Politik und Wirtschaftsmacht. Ruft auf zu internationaler Presse-Ehrlichkeit, zur Weltpropaganda für den unabhängigen Zeitungsgeist! Das ist die Lehre dieses Krieges. Die Privatwirtschaft ist nicht tot, das private Zeitungskapital lebt weiter. Laßt es leben, aber sichert euch gegen seine Perfidien. Verlangt Bürgschaften. Verlangt sie immer

wieder, ihr werdet sie erhalten. Wollt ihr den Völkerfrieden, wollt ihr den innern Frieden, wollt ihr Beseitigung der Brustqualen, so müßt ihr nur wollen. Ich bin des Erfolges sicher.

Antworten

N. Z. Sie äußern, Theaterkritikerin der Sozialistischen Monatshefte, zu der Sammelschrift des Schutzverbands deutscher Schriftsteller über die Zukunft der deutschen Bühne: „Wenn Jacobsohn und Andre auf die Unzulänglichkeit und Schädlichkeit der üblichen Kritik hinweisen, so ist diesen, an sich sehr berechtigten Klagen die Frage entgegenzuhalten, auf welche Weise denn hier Abhilfe gebracht werden solle, da leider niemand gute Kritiker aus der Erde stampfen kann." Nein, in der Tat: da möcht' ich lieber Gärtner sein als Schriftsteller, wenn ich so schlecht gelesen werde, daß ichs immer noch einmal schreiben, daß ichs durch die Schädelwände hindurchhämmern muß. Man streicht eine Wendung aus, weil man sich sagt: Wozu den Punkt auf das I setzen! Hier genügt ja doch eine Andeutung! Und dann ist die dickste Deutlichkeit viel zu undeutlich. Die inkriminierten Sätze lauten: „Was beherrscht bei uns die wichtigsten Plätze! Der Verleger Theaterinteresse beschränkt sich innerhalb ihrer Blätter auf die Theateranzeigen. Schlenther stirbt. Jeder denkt, daß ein Kritiker ersten Ranges wie Eloesser, der auf dem Markt steht, grade gut genug sein wird, um diesen Posten zu erben." Und so weiter in diesem Sinne, der nämlich ist, daß man die vorhandenen Kräfte, statt sie versauern zu lassen, bloß an diejenigen Stellen zu holen brauchte, die unwürdig falsch oder, wie im Fall Schlenther, garnicht besetzt sind. Später habe ich Eloessern, der an Barnowskys Bühnen nichts ändert, aber eine Zierde des Kunstteils jeder Zeitung und sogar eine Attraktion wäre, in Julius Bab, Friedrich Düsel und Moritz Heimann ein Vierteldutzend von den Männern gesellt, die das aesthetische, geistige und sittliche Niveau der Kritik mit einem Schlag heben würden. Nicht genug? Gustav Landauer, Harry Kahn, Ulrich Rauscher. Unersättlich? Rudolf Kurtz, Leo Greiner, Julius Elias. Sie fordern ein volles Dutzend? Herbert Jhering, Arnold Zweig, Berthold Viertel. Und selbst damit ist die Reihe noch nicht zu Ende. Vielleicht merken Sie jetzt, was ich meine, und wie ungleich verteilt des Lebens Güter sind. Ich war freilich auf die großen Zeitungen aus, die seligsprechen und verdammen und dadurch die Entwicklung beeinflussen können. Aber keiner von meinen Kandidaten schreibt auch nur in den Sozialistischen Monatsheften.

Peter Roth. Das müssen Sie einen Gelehrten fragen: ob das Porträt, das der Fürst Lichnowsky in seiner Denkschrift von Sir Edward Grey gemalt hat, nicht bloß schmeichelhaft, sondern auch ähnlich ist. Jagow bestätigt eigentlich die Aehnlichkeit. Nach diesen beiden Zeugen ist Grey keineswegs das kriegsgierige Fabelgeschöpf, als das man ihn uns im Herbst 1914 hat aufschwatzen wollen. Nach B. L. Freiherrn von Mackay allerdings ist ers doch. Der hat ‚Völkerführer und -Verführer' zu Paaren und Dutzenden in ein Kriegsbuch getrieben, und darin heißt es über Sir Edward: „ . . . Zeugte schon dieses Auftreten ebenso wenig von Denkadel wie von Herzensvornehmheit, so . . . erst recht Zeugnis von der geistigen wie sittlichen Geringwertigkeit dieses Gentleman-Ministers . . . Niemals teilt und bewegt den Fluß seiner Auseinandersetzungen die Kraft eines großen Gedankens, einer gebieterisch sich durchsetzenden Leidenschaft und des moralischen Empfindens . . . in der für seine Art typischen Mischung aus an-

maßlichem Britenstolz und auersü er Heuchelei. Bis er schließlich, auf Herz und Nieren geprüft und zu leicht befunden, von Stufe zu Stufe sank und auf dem Sumpfboden kläglichster Erniederung zur Rolle eines silbenstechenden Winkeladvokaten landete ... Wie ist es möglich, daß ein Mann dieser Art, dessen Fähigkeiten im Guten keinen Zoll die Wasserlinie eines Durchschnittsbureaukraten überragen, der im Schlimmen keinerlei Widerstandskraft gegen Lockungen auf Irrwege besitzt, mehr als zwanzig Jahre lang auf einem denkbar schwierigen und verantwortungsvollen Posten ... sich halten konnte?“ Und so vorher und nachher acht Seiten lang. Ich bin ganz traurig, wieder einmal um die Illusion, daß ein ‚Feind‘ ein Mensch sein könne, betrogen werden zu sollen: da fällt mir zum Trost eine ‚Gartenlaube‘ der unwahrscheinlich gewordenen Friedenszeit in die Hände, von 1913. Und da lese ich: „ ... Aber ist Grey darum ein Deutschenfeind? Ganz gewiß nicht: so wenig er ein Franzosenfreund ist. Das eben erscheint als das Merkwürdigste an diesem eigenartigen Mann, und das befähigt ihn zweifellos trotz allen seinen Einseitigkeiten zu diplomatischen Leistungen ersten Ranges, daß er in einer Unbedingtheit, die fast jenseits des Menschlichen steht, über parteiische und nationale Vorurteile erhaben ist. Sein Auge, sein Wille ist nur auf eins gerichtet: das Wohl, die Größe des Vaterlandes, und wenn heute unter seinen Auspizien die britische Politik sichtlich aus dem Ententenfahrwasser heraussteuert, so ist die scheinbare Untreue nur eine Treue gegen sich selbst, eine Frucht seines rein sachlichen, unpersönlichen Denkens und Handelns. Auf ihn paßt das Shakespearesche Wort: ‚Gebt mir den Mann, den seine Leidenschaft Nicht macht zum Sklaven, und ich will ihn hegen Im Herzensgrund, ja in des Herzens Herzen.‘ Man raunt, daß er ganz im Stillen sehr viel Gutes tue, und überhaupt zu den Männern gehöre, die in niemals überwundener Scheu vor der Oeffentlichkeit das Licht ihres wahren, gütigen, adligen Wesens absichtlich unter den Scheffel stellen.“ Na also. Meine Seele fühlt sich österlich gestimmt. Wer mag wohl dieser weise und gerechte Richter sein? Ich blättere um: der zuverlässige Führer durch die Völkerführer und -Verführer. Und wenn Sie nun auch noch immer nicht wissen, wie der Freiherr von Grey, so wissen Sie doch, wie Sir B. L. Mackay beschaffen ist.

Sport

Endlich, etwas reichlich spät, ist die Frage der diesjährigen Rennen wenigstens teilweise geklärt worden. Nach vielem Hin und Her hat sich die Regierung entschlossen, vorläufig 60 Renntage zu genehmigen, von denen je 16 die Bahnen des Union-Klubs in **Hoppegarten** und des Berliner Rennvereins in **Grunewald** erhalten haben. Wir wollen hoffen, daß die Beschränkung sowohl auf Flachrennen wie auf die Zahl der Renntage tatsächlich nur eine vorläufige ist, denn es ist unverständlich, warum man bei uns, im Gegensatz zu den feindlichen Ländern, jetzt, nachdem man drei Jahre lang den Rennbetrieb durchgehalten hat, eine so erhebliche Einschnürung vorzunehmen beabsichtigt. Vor allem wird es sich hoffentlich auf die Dauer als unmöglich erweisen, daß man die **Hindernis- und Trabrennen,** die doch gewiß für die Zucht nicht weniger wichtig sind als die Flachrennen, und in denen ebenfalls ein nach vielen Millionen zählendes Kapital investiert ist, einfach beiseite schiebt.

Die Eröffnung der Grunewald-Bahn wird voraussichtlich am 21. April erfolgen, jedoch nicht durch den Kölner Rennverein, sondern durch den **Berliner Rennverein.** Der Kölner Renntag soll an einem spätern Termin im Grunewald vor sich gehen.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25.

Aprilwetter in der Wilhelmstraße

Am ersten April hat Hindenburg dem zweiten Vizepräsidenten des Reichstags auf dessen Glückwunsch zur neuesten Auszeichnung, den goldenen Strahlen des Eisernen Kreuzes, eine Antwort gegeben, die mehr als ein bloßer Dank, die ein politisches Programm war: „Brite und Franzose dürfen nicht glauben, daß die neuen Blutopfer, die sie uns aufgezwungen haben, umsonst gebracht sein sollen." Verlangt der Marschall nun, nach einem neuen militärischen Erfolg ohnegleichen, greifbare Entschädigungen als Grundlage für jeden Frieden im Westen? „Mit der Armee weiß ich," fährt die Drahtung aus dem Großen Hauptquartier fort, „daß der Reichstag diesen Wunsch der Tapfern hier vorn, der besten Söhne des Volkes, versteht und auch seinerseits für einen kraftvollen deutschen Frieden eintreten wird, der allein uns fortan vor einem Kriege bewahren kann." Die alldeutsche Presse jubelt. Kraftvoller deutscher Friede: klingts nicht wie aus ihrem wortreichen Sprachschatz? Ihr müßt, tönts der Linken entgegen, zum mindesten anerkennen, daß eine neue militärische auch eine neue politische Situation geschaffen hat. Hat sies wirklich? Im Freisinn regen sich die ersten Stimmen, die erst schüchtern, dann lauter Zeugnis für diese Terminologie der Alldeutschen ablegen. Herr Doktor Müller-Meiningen, münchner Oberlandesgerichtsrat, Landtags- und Reichstagsmitglied zugleich, veröffentlicht flink eine schmächtige Broschüre und wirft die Frage auf, ob denn die Friedensentschließung des Reichstags, die am neunzehnten Juli vergangenen Jahres wohl ihren Sinn und Zweck hatte, heute noch existenzberechtigt sei, und sein Fraktions- und Berufsgenosse Doktor Ablaß schmeißt sie, noch entschlossener, in einer Versammlung vor seinen hirschberger Wählern über Bord. Langsam kommt das Zentrum nach. Herr Doktor Trimborn, der jetzt an führender Stelle in der Reichstagsfraktion steht, will sich, wie er in einer Rede vor rheinischen Zentrumsdelegierten erklärt, für seine Partei fortan die volle Freiheit der Entschließung bewahren. Selbst in den Blättern der Sozialdemokratie, des dritten Gliedes im Mehrheitsblock, beginnt man, hie und da, irre zu werden. Bereitet sich in den Parteien, die grundsätzlich auf einen Frieden ohne Annektionen und ohne Kriegsentschädigungen schworen, unter dem Druck der gewaltigen kriegerischen Ereignisse, in der Tat ein Wandel vor? Die Parlamentarier, mit denen ich darüber sprach, wollen es vorerst nicht wahr haben. Aber aus allem lugt doch die Besorgnis hervor, daß die Wähler bei einer allzu starren, prinzipiellen Friedenspolitik nicht mitgehen könnten. Will sich, nach zweiundfünfzig Jahren, das historische Beispiel der Schlacht bei Königgrätz wiederholen, die innerpolitisch den größten Teil der Opposition in eine begeisterte Gefolgschaft

Bismarcks umwandelte? Gewiß: der Vergleich hinkt auf beiden Beinen. Weder gibts eine Hindenburg-Opposition noch auf der Linken und im Zentrum eine Kanzlerfronde. Das tertium comparationis ist die Möglichkeit eines jähen Gesinnungswechsels in der Friedensfrage.

Nicht ohne Zustimmung der sämtlichen leitenden Stellen hat der Reichstag vor neun Monaten seine Bereitwilligkeit zu einem Frieden ohne gewaltsame Annektionen und ohne Kriegsentschädigungen ausgesprochen. Auf dieser Basis wurde, einige Wochen später, auch die deutsche Antwort auf die Friedensnote des Papstes aufgebaut. Der neue Kanzler, Graf Hertling, hat sich gleichfalls zu dieser Politik bekannt. Noch eindeutiger, mehr als einmal, Graf Czernin; und der Staatssekretär des Aeußern, Herr von Kühlmann, hat ausdrücklich Elsaß-Lothringen als das einzige Friedenshindernis bezeichnet. Wenn die ganze Welt unsern Worten Glauben schenken soll, und die moralischen Faktoren wiegen im internationalen Verkehr gewiß nicht leicht, wenn wir endlich in Feindesland und in Neutralien die irrige Ansicht ausrotten wollen, daß wir uns über alle Verpflichtungen hinwegsetzen, daß mit uns wegen Mangels an moralischem Kredit überhaupt nicht Verträge abgeschlossen werden können: dann müssen wir an dem einmal, nein, mehrmals von uns gemachten Friedensangebot festhalten, das ja vorsichtig auch nur von „gewaltsamen" Annektionen spricht und die Möglichkeit gewisser Grenzberichtigungen auf Grund gegenseitiger Verständigung offen läßt.

Ganz abgesehen von dieser moralischen Erwägung, von dem Anschein, daß unsre Friedensangebote nur diplomatische Manöver ohne innern Wert gewesen seien, haben wir unsres Erachtens auch realpolitisch nicht die geringste Veranlassung, von den aufgestellten Richtlinien plötzlich abzuweichen. Warum haben wir denn, notgedrungen, die Offensive im Westen begonnen? Etwa, um Annektionen zu machen? Die Zeit der Kabinetts- und Eroberungskriege ist unwiderbringlich dahin. Nein: wir sind abermals in den Kampf gegangen, um den Frieden, den uns der Gegner vorzuenthalten versucht, mit den Waffen zu erzwingen. Sagts nicht Hindenburg selbst? Wir wollen endlich Ruhe, endlich Frieden haben, um unsre Kulturarbeit wieder aufnehmen zu können. Nichts weiter. Erreichen wir das, dann haben wir „kraftvoll" den deutschen Frieden erstritten, „der allein uns fortan vor einem Kriege bewahren kann".

Dieses Ziel schwebt augenblicklich, leider, noch so ferne von uns, daß wir alles daran setzen müßten, ums zu erreichen. Jedes Annektionsgeschrei aber rückt es noch weiter von uns. Wie wir, bis zum Weißbluten, alles daran setzen würden, um auch den letzten Streifen der Heimat nicht aus der Hand geben zu brauchen, und, wenn nötig, in einem zweiten und dritten Kriege, so muß der kühl abwägende Politiker, über militärische Tagesereignisse hinaus, denselben ethischen Faktor in die Berechnung der Psyche

des Gegners einstellen. Das heißt: selbst wenns uns gelänge, dem Feind einen Machtfrieden auch im Westen zu diktieren, also Annektionen durchzudrücken, so müßten wir, nach dem Friedensschluß, so umfangreiche militärische Sicherungen treffen, dauernd eine so gewaltige Rüstungslast auf uns nehmen, daß wahrscheinlich ein starkes Mißverhältnis zwischen Einnahme und Ausgabe entstehen würde.

Darüber hinaus wäre noch zweierlei zu beachten. Mit England, Amerika und Japan kämen wir, da sie im Sinn eines Macht-, eines Siegfriedens uns wahrscheinlich niemals gefügig gemacht werden könnten, auf absehbare Zeit überhaupt nicht ins Reine, zum mindesten aber gäbe es einen dauernden Wirtschaftskrieg, der uns von allen bedeutenden Rohstoffquellen abschlösse und unsre Seeschiffahrt nicht mehr aufkommen ließe. Zu dieser wirtschaftlichen Notlage würde politisch noch der cauchemar des coalitions, der Bismarck in seinen Träumen ängstigte, treten: im Osten und Westen, im Nordosten und in Uebersee von dräuenden Feinden umgeben zu sein, die nur auf eine günstige Gelegenheit warten, wiederum auf Deutschland loszuschlagen und die Scharte auszuwetzen.

Kann ein verantwortlicher Staatsmann diese Entwicklung wollen? Oder muß er nicht alles daran setzen, daß nach diesem Völkermorden endlich ein Zustand eintritt, in dem alle Völker, gleichberechtigt, friedlich neben einander wohnen und ihre Differenzen, die es, wie im bürgerlichen Leben, ja immer geben wird, statt auf der Macht, auf dem Rechte fußend, durch eine zwischenstaatliche Schiedsgerichtsbarkeit ausgleichen?

*

Im Auswärtigen Amt, in der Wilhelmstraße, ist man ein wenig nervös geworden. Die Denkschrift des Fürsten Lichnowsky hat eine ganze Reihe politischer Probleme aufgewirbelt und zu einer so ausgedehnten Aussprache in der Oeffentlichkeit geführt, daß manchem Zünftigen darüber die Haare zu Berge stehen. Zweimal hat der frühere Staatssekretär von Jagow in die Debatte eingegriffen und im Grunde genommen, trotz allen persönlichen Ausfällen gegen den Fürsten, die englandfreundliche Politik Lichnowskys vor dem Kriege als durchaus richtig bestätigt. Der Unterstaatssekretär, Herr von dem Bussche-Haddenhausen, hat dem nationalliberalen Abgeordneten Held auf eine kleine Anfrage erwidert, daß man bereits mit der Vernehmung verschiedener Persönlichkeiten in der Sache Lichnowsky begonnen habe. Alles das ist indessen nur Kleinkram. Wichtiger ist, ob das Geraune und Geflüster um Herrn von Kühlmann, den Leiter der Außenpolitik, auf bestimmte, bereits vollzogene Tatsachen zurückzuführen ist. Das Auswärtige Amt, oder richtiger: die Presse-Abteilung bestreitet alles. Selbstverständlich. Auskunftsstellen sind doch nur zur Dementis da. Will Herr von Kühlmann den neuen „Friedens"-Kurs, der sich irgendwo oben vorbereitet, nicht mitmachen, oder

soll ers nicht? Schon einmal war von einem stillen geistigen Duell zwischen ihm und einer andern Stelle die Rede. Will sich das jetzt wiederholen? Vor zehn, elf Tagen, als er aus Bukarest nach Berlin zurückkehrte, versicherte er Journalisten, daß er hoffe, sie in zwei Wochen, wenn der Friedensvertrag mit Rumänien endgültig unterzeichnet sei, wieder bei sich zu sehen, um ihnen Bericht zu erstatten. Inzwischen hat ihm die alldeutsche Presse, voran Graf Reventlow, diskret das Sterbeglöcklein geläutet. Ists wirklich so weit? Vorläufig war Herr von Kühlmann beim Kaiser zum Vortrag und wurde, kurz darauf, vom Großherzog von Baden empfangen. Hat er das Vertrauen des Monarchen? Fast muß mans, wenigstens für den Augenblick, annehmen, denn Tote werden bei Hof, auch in den Bundesstaaten, nicht so schnell eingeladen. Und der Kaiser hat lange mit dem Prinzen Max von Baden konferiert. Sicherlich rein privatim. Trotzdem fragt man: Taucht abermals diese Kanzlerkandidatur auf? Graf Hertling ist zwar krank gewesen, hat am Ostersonntag einen Schwächeanfall gehabt, aber befindet sich jetzt wieder wohlauf. Er denkt zur Zeit sicherlich nicht daran, gestützt auf das Vertrauen der Reichstagsmehrheit, plötzlich zurückzutreten. Und Herr von Kühlmann?

Aprilwetter in der Wilhelmstraße. Auch Herr Doktor Helfferich hat sich wieder in Erinnerung gebracht.

Publizisten von Johannes Fischart

XI.

Paul Lensch

Die Eltern haben ihn, vor fünfundvierzig Jahren, mit weiser Voraussicht auf den Namen Paul getauft. Die Mutter setzte ihren Willen durch. Denn alle Mütter haben ein feines Ahnungsvermögen, mehr als die Väter, und sie selbst hieß zudem Pauline. Sie sah wohl voraus, was aus dem wild strampelnden Paul einmal werden würde, und sie hat sich nicht getäuscht.

Ja, seine Wege waren wunderbar. Im Schatten des großen Friedrich wurde er, in Potsdam, geboren; drei Jahre nach dem deutsch-französischen Kriege. Wilhelm der Erste und Friedrich der Dritte, Bismarck und Moltke, die Heroen mit dem eben erst welkenden Lorbeer, huschten gleichsam an dem Kinder- und Jünglingsauge vorüber. Auf dem humanistischen Gymnasium der Havel-Residenz wurde ihm die preußisch-deutsche Königsgeschichte, während draußen auf dem Exerzierplatz die Trommeln gerührt und die Soldaten im Parademarsch gedrillt wurden, jahrelang eingehämmert. So wurde eine feste geistige Betonschicht als Grundlage seines Wesens gelegt. Und als die Zeit erfüllet war, kam er auf die Universität. Ein flotter, strammer Bursch, der bald aktiv wurde. Zuerst hörte er in Berlin Nationaloekonomie, dann in Straßburg. Hegel zog ihn an, Marx und Lassalle, die Staatssozialisten, die Wagner, Schmoller, Brentano, und gierig verschlang

er die Lehren des großen sozialistischen Kirchenvaters Kautsky. Und ob er gleich im schmucken Rock des vierten Garde-Regiments zu Fuß ein Jahr lang gedient hatte: auf dem Wege zum Sozialismus gab es für ihn kein Halten mehr. 1900 wird er in Straßburg zum Doktor der Staatswissenschaften promoviert, und gleich danach tritt er in die Redaktion der ‚Freien Presse für Elsaß-Lothringen'. Noch ist er schriftstellerisch zaghaft. Doktrinär zwar, aber noch nicht verbissen klassenbewußt. Auslandsreisen erweitern seinen Horizont. Schließlich bootet er sich in Leipzig aus, wo sich ihm eine Lebensstellung bietet. Rosa Luxemburg hat ihm gewinkt. Rosa, der Morgenstern der Partei, die Leiterin der Leipziger Volkszeitung. Lensch läßt sich nicht lange bitten, und schon 1902 sehen wir ihn im Redaktionsverband des Blattes herumwimmeln. Eine merkwürdige Entwicklung bricht für ihn an. Hier, an der Wiege des deutschen Sozialismus, wird er immer radikaler. Franz Mehring schreibt die vielfach bewunderten historischen Aufsätze fürs Blatt, schreibt sie, obwohl ihm selbst schon lange das Betreten des Lokals verboten ist, von Steglitz aus (denn mit ihm persönlich kam keiner recht aus, auch Kautsky nicht), und an die Stelle Rosas tritt Jaeckh, ein Bruder des rechtsfreisinnigen Orient-Jaeckh, und publiziert jenen traditionellen Sauherdenartikel, der dem Blatte fortan das Etikett geben sollte. Lensch fühlt sich sauwohl in diesem Fahrwasser, und wenn ihm Mehring auch bissig, sagen wir — gering entwickelten Fleiß vorwirft, so beginnt er sich doch allmählich durchzusetzen. Bald kann kaum Einer radikaler, wilder, zuchtloser schreiben als er. Die armen Bourgeois werden von ihm literarisch verdroschen, verprügelt, nein, totgeschlagen, und mit stolzer Siegermiene stemmt er den klassenbewußten, revolutionären Fuß auf den Nacken der einen großen bürgerlichen reaktionären Masse. Im Glorienschein erstrahlt das Proletariat. Auch in hunderten von Versammlungen spricht er in diesem Tonfall, und die Resolutionen, die er vorschlägt, sind in das Blut der roten Internationale getaucht. Aber die armen Weber Sachsens und Thüringens, vor die er redend und agitierend beim trüben Lampenschein hintritt, wahren, trotz seinem rasselnden Radikalismus, eine gewisse Distanz zu ihm. Denn, wenn er auch noch so sehr mit heftigen Worten und Phrasen herumfuchtelt: den Akademiker konnte er doch nie recht verleugnen. Immerhin: der sächsische Wahlkreis Reichenbach-Auerbach schickte ihn in den Reichstag. Hier fiel er nicht besonders auf. Als er zum ersten Male das Wort ergriff, rief Einer belustigt auf der spöttischen Bank der Journalistentribüne: „Der Poesie ist ein Helfer gekommen. Endlich haben wir einen Reim auf ‚Mensch'. Darin liegt die Bedeutung des Herrn Lensch." Auch auf den Parteitagen war er keine besondere Nummer. Nur bekannt als Rosenritter der Frau Rosa, deren Lehren er schwärmerisch verehrte. Den Schlapphut, den Panama, keck auf die Seite gedrückt, den flotten Schnurrbart hochgewirbelt, meist im grauen Habit, grau wie seine Theorie, war er gewissermaßen

der Kavalier der Partei, und da er gewöhnlich auch mit einem Hunde an der Leine spazieren ging und in Wort und Schrift gern zitierte, so mochte er manchem gar als der umgekehrte Bülow erscheinen. Den Revisionisten, den Frank, Landsberg, Bernstein, war dieser Radikal-Bülow selbstverständlich ein Greuel, und sie mieden, ostentativ, seinen Verkehr. Man ging an einander vorüber und beachtete sich nicht. 1908 wurde er Chefredakteur der Leipziger Volkszeitung.

Das war Paul Lensch vor dem Kriege. Er ließ sich von keinem in dem Superlativ seiner klassenbewußten Ueberzeugung übertrumpfen. Auch nicht von Liebknecht und Konsorten. Bekanntlich mahlen Gottes Mühlen langsam, aber sicher. Und so nahte (etwas plötzlich) auch seine Stunde, da der Gott der Bourgeois diesen in die Irre gegangenen Sohn wieder auf den rechten Weg führte, den Weg der Tugend, der Ehrfurcht vor den Regierenden unten auf der Erde und oben im Himmel, der Vaterlandsliebe und der Deutschen Vaterlandspartei. Als der Krieg über uns hereinbrach, begehrte Lensch zwar noch heftig auf, und war Einer von Denen, die, in der entscheidenden Sitzung der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion, gegen die Bewilligung des Kriegskredits sprachen. Ja, so unentwegt und zielbewußt war er selbst in diesem Augenblick noch, wo alles um ihn herum trunken von Kriegsbegeisterung war. Doch dann kam eines Tages, irgendwo und zu irgendeiner Stunde, die Erleuchtung. Die Jugend mit ihrer potsdamer Tradition pochte an sein Herz, und die bekannten Schuppen fielen ihm von den Augen. Rasch wechselte er das Hemd. Das internationale streifte er ab, und das nationale zog er an. Von Stund' an ward er der Sozialimperialist der Partei, der selbst Annektionen nicht abgeneigt ist, wenn man dafür nur einen andern, weniger genierlichen Namen hat. Bei der Leipziger Volkszeitung war nun freilich seines Bleibens nicht mehr. Mit Heilmann schuf er sich in der Wochenschrift ‚Die Glocke‘ ein neues Organ. Begreiflicherweise hat er, nachdem die erste Gefühlswelle vorübergerauscht war, diesen seinen Schritt vom äußersten linken zum äußersten rechten Flügel der Partei, der mitunter bis über die Nationalliberalen hinausreicht, vor sich und den Andern zu rechtfertigen versucht. Sein neues Credo ist niedergelegt in dem Buch: ‚Die Sozialdemokratie, ihr Ende und ihr Glück‘ und erschienen in dem bürgerlichen Verlag von S. Hirzel in Leipzig. Diese Verstandesprozedur war gewiß nicht leicht. Aber wer ein rechter Hegelschüler ist, wer mit der Dialektik wie mit Billardkugeln zu spielen weiß, der bringt auch das zustande. Also sprach Lensch: „Das Prinzip der Organisation, das in der Hand der Obrigkeitsregierung gleichbedeutend ist mit Bevormundung, Untertanengesinnung und Polizeiwirtschaft, springt in sein dialektisches Gegenteil um und wird zum Hebel der Selbstverwaltung, Staatsbürgergesinnung und freien Disziplin in dem gleichen Augenblick, wo sein Träger die Volksmasse selber wird.“ Und begeistert schließt er diese

Dialektik: „An der Spitze der deutschen Revolution steht Bethmann Hollweg.“ Wir Andern, die wir nicht so dialektisch geschult sind, haben von alledem recht wenig gespürt und im Gegenteil gefunden, daß die Obrigkeitsregierung nie machtvoller als eben jetzt, im Kriege, gewesen ist, und daß die Untertanengesinnung, schon von wegen der Brot-, Milch- und Fleischkarten, heute sogar den Säuglingen ins Blut übergegangen ist.

Tut nichts. Herrn Lenschs geistiger Pendel ist nun einmal nach der andern Seite geschlagen, und gläubig scharen sich Viele um ihn.

So geschehen noch heute Wunder und Zeichen. Wer glaubt, daß das nur zur Zeit der Bibel und des Neuen Testaments möglich war, dem fehlt eben der rechte Glaube, und er gehe hin in die von dem Staatssekretär Herrn Doktor Solf geleitete, geistig und materiell sehr distingierte ‚Deutsche Gesellschaft von 1914‘, und er wird sich allabendlich von Herrn Paul Lensch dortselbst in einem behaglichen Klubsessel darüber belehren lassen können.

So ward aus Saulus in einer Stunde ein Paulus.

Justizmord von Pancratius

Bis zum Justizmord ists bei Frau Kieper nicht gekommen. Das Schicksal bewog den Träger der Krone und des Begnadigungsrechts, der irdischen Justiz nicht freien Lauf und das Todesurteil nicht vollstrecken zu lassen. Die auf den Henker Vorbereitete wurde zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt, zum Leben verstattet und damit zur Fortsetzung ihres Kampfs für die Unschuld, die sie beteuerte. An ein Jahr der Untersuchungshaft unter der Anklage dreifachen Mordes schlossen sich Jahre im Zuchthaus, Jahre der Angst und der Hoffnung, das Haus als eine Gerechtfertigte zu verlassen. Nach sechs Jahren hat diese Hoffnung sich jetzt erfüllt.

Im Januar 1912 stand Frau Kieper vor den graudenzer Geschworenen unter der Anklage, ihre Mutter, ihren Stiefvater und ihren Mann durch Arsenik vergiftet zu haben. In der Leiche des Mannes fand sich Arsenik. Das Gericht nahm damals an, daß nur die Angeklagte es ihm beigebracht haben könnte. Auf andre Weise konnte die Herkunft des Giftes in der Leiche damals nicht erwiesen werden. Zwar, daß Wilhelm Kieper selbst Arsenik zur Verfügung gehabt hatte: das stand schon in der ersten Verhandlung des Jahres 1912 fest, denn die Staatsanwaltschaft beschuldigte ihn, die Mutter und den Stiefvater seiner Frau durch Arsenik vergiftet zu haben. Die angeklagte Frau wurde nur der Mittäterschaft beschuldigt; und nicht einmal diese Mittäterschaft nahmen die Geschworenen damals an. Aber die Vergiftung des Mannes.

Jetzt, im März 1918, ist die Frau im Wiederaufnahmeverfahren freigesprochen worden, weil neue Sachverständige dem Gericht eine andre Herkunft des Arsens erklären konnten: durch eine chronische Selbstvergiftung, da Kieper lange Zeit arsenikhaltige

Arzeneien eingenommen hatte. Frau Kieper kann, stolz auf den Sieg ihrer Unschuld, ihr Leben genießen und beschließen. Sie wird für die erlittene Untersuchungs- und Strafhaft irgendwie durch Geld entschädigt. Aber die Akten über ihren Fall dürfen noch nicht weggelegt, sie müssen jetzt und noch oft besprochen werden. Nur durch einen Zufall ist hier ein Mensch dem Schicksal entgangen, unschuldig hingerichtet zu werden. Denn die Ausübung des Begnadigungsrechts durch den Träger der Krone enthält nicht etwa eine sachliche Kritik, eine Korrektur des Urteils: sie beruht vielmehr auf den Berichten derjenigen Staatsanwaltschaft, die das Todesurteil beantragt, also die Ueberzeugung von der Schuld des Verurteilten vor und in der Hauptverhandlung vertreten hat. Ob ein Todesurteil vollstreckt wird oder nicht: das hängt von allerlei Zufälligkeiten oft ganz äußerlicher Natur ab; irgendeinen Grundsatz für die Ausübung des der Krone vorbehaltenen Begnadigungsrechts gibt es nicht; es liegt gewissermaßen sogar in ihrer Natur, daß sie nicht zu berechnen ist. Also rein zufällig ist Frau Kieper nicht hingerichtet worden; rein zufällig ist sie in die Lage gekommen, ihre Rehabilitierung noch zu erleben; rein zufällig ist die menschliche Justiz vor einem Justizmord bewahrt geblieben — und ist jenes ein Glück für Frau Kieper, so ist dieses ein Glück für uns Alle. Wir dürfen uns nicht aufatmend mit dem Troste begnügen, daß es schließlich doch noch wieder einmal gut abgegangen sei, bis auf die sechs Jahre Zuchthaus. Wir müssen uns vielmehr nach unserm Recht fragen, eine Strafe zu verhängen und zu vollstrecken, die wir nie wieder gutmachen können, eine Strafe, die den Betroffenen für immer davon ausschließt, unsre Irrtümer zu berichtigen, die uns für immer davon ausschließt, einen Irrtum unserm Opfer zu bekennen und ihn wiedergutzumachen. Es ist unser Glück, nicht unser Verdienst, daß es zu einem Justizmord an Frau Kieper nicht gekommen ist. Unsre Schuld aber ist es, daß wir die Todesstrafe noch immer nicht abgeschafft haben, daß wir sie auch in dem bereits vorliegenden Entwurf eines neuen Strafgesetzbuchs nicht abschaffen wollen. Vielleicht wendet Frau Kieper den Geist Derjenigen, die uns unsre Gesetze geben: dann hat sie nicht vergebens die sechs Jahre im Zuchthause verbracht — wenigstens nicht vergebens für uns.

Die Verfechter der Todesstrafe verlangen den Beweis, daß es jemals zu einem Justizmord gekommen: daß jemals ein hinterher als unrecht erwiesenes Todesurteil wirklich vollstreckt worden sei; sie verlangen ein gewichtiges Argument, einen wirklich abgeschlagenen Menschenschädel — ein bloß bedrohter genügt ihnen nicht. Sie wissen, daß sie Unerreichtes und Unerreichbares fordern. Auf dem Grabe des Hingerichteten blüht kein Wiederaufnahmeverfahren; in dieser Welt unzulänglicher Menschen nicht — nur in der Geisterwelt der Paragraphen.

Wenn sichs auch nicht beweisen läßt: dieses Wiederaufnahmeverfahren hätte nicht stattgefunden, wenn Frau Kieper damals statt begnadigt, hingerichtet worden wäre. Denn wer soll neue Beweisan-

träge ersinnen, prüfen, anregen, gewonnenes Material kombinieren, darauf weiterbauen, wenn der Kopf, in dem alles zusammenlaufen müßte, nicht mehr lebt? Es fehlt der Kopf, und es fehlt der Wille. Das Leben geht weiter. Frau Kieper lebte weiter und trieb und spornte an, ihre Kinder standen ihr bei, glaubten an sie, an ihre Rechtfertigung noch in diesem Leben. Die Tote hätten sie betrauert, und im tiefsten Grunde wäre ihre Trauer untermischt gewesen mit einer Spur von Scham vor den Menschen, den lebenden und deshalb allmächtigen.

So aber gelang es, Sachverständige für den Fall zu interessieren. Das kostet Geld, nicht zu vergessen, sehr viel Geld; denn von Amts wegen tut die Staatsanwaltschaft nicht leicht etwas, um ein Urteil umzustoßen. Die Leiche des Mannes wurde im August 1916 ausgegraben, und die neue Untersuchung in Verbindung mit den frühern Befunden gab den Sachverständigen die heilsame, für die Witwe heilsame Ueberzeugung. Wie diese entstand? Im Lauf der Verhandlung stellte der eine Sachverständige, wiederum dank einem puren Zufall, Arsenikesser in der Provinz Westpreußen fest. Ein Zeuge, der selbst einer ist, konsultierte ihn wegen der Folgeerscheinungen, nicht ahnend, daß der angeblich ermordete Kieper unter denselben Erscheinungen gelitten hatte. In der Verhandlung von 1912 hatte jene Gegend keine Arsenikesser aufzuweisen gehabt. An solchen Zufällen hängt das Gesamtergebnis der Beweisaufnahme, von dem die Fachjuristen sich einbilden, daß es die objektive Wahrheit wiederspiegle. Eine Menge Zeugen, eine Menge Sachverständige — und niemand weiß, ob nicht der Zeuge, der Sachverständige ungehört, ja unerkannt geblieben ist, der allein zur rechten Erkenntnis verhelfen konnte. Alle richtige Ueberzeugung ist Zufallsergebnis, abhängig von den grade zusammentreffenden Faktoren, ihrem Kräfteverhältnis im Augenblick der Verhandlung, von der Stimmung und der Disposition des Angeklagten, der Richter; von andern Momenten, die nicht mehr auf dem Gebiet des Unbewußten liegen, gar nicht zu reden. Alles ist zufällig, aber bis zu einem gewissen Grade reparabel: nur die Vollziehung der Todesstrafe ist endgültig und irreparabel.

Es wird möglicherweise der Versuch gemacht werden, das Fehlurteil gegen Frau Kieper aus dem Jahre 1912 gegen die Geschworenengerichte auszuspielen, da es von Geschworenen gesprochen worden ist. Aber beantragt ist es von einem Berufsjuristen, nicht von einem Laien, und die drei an der Verhandlung beteiligten Berufsrichter waren verpflichtet, den Spruch der Geschworenen aufzuheben und die Sache vor ein andres Schwurgericht zu bringen, wenn sie den Spruch der Geschworenen für falsch hielten. Sie haben ihn nicht aufgehoben, haben ihn für richtig gehalten. Bei dem Urteil gegen Frau Kieper vom Jahre 1912 haben sich Laien und Berufsrichter in voller Uebereinstimmung befunden. Sie haben einander nichts vorzuwerfen.

Und auch die Wiederaufnahme des Verfahrens ist nicht ihr Verdienst. Frau Kieper hat sie erkämpft durch ihren Verteidiger. Ohne ihn wäre sie niemals zum Ziel gelangt, abgeschnitten von der Außenwelt, wie sie war, in der eintönigen Fron des Zuchthauses, nicht gebildet genug, die richtigen Sachverständigen für ihren Fall zu finden und zu interessieren, nicht ruhig und leidenschaftslos genug, um an den ersten Mißerfolgen nicht zu ermüden, sondern aus ihnen zu lernen, um hinter den Trümmern und aus den Trümmern der ersten Unternehmungen den neuen Angriff vorzubereiten. Das kann der Verurteilte nicht selbst; dazu braucht er jemand, der außerhalb und darüber steht, in jedem Sinne — und das ist der Verteidiger. Seine Notwendigkeit ist im Fall Kieper neu und schlagend bewiesen worden. Denkt daran, ihr Berufsrichter und ihr Laienrichter, wenn ihr euch stumm oder in Wort und Schrift über die Beweisanträge von Verteidigern ärgert, in der Meinung, die Wahrheit bereits in der Tasche zu haben! Denkt daran, ihr Gesetzemacher, wenn ihr vorhabt — und ihr hattets soeben erst vor — die Verteidigung des Angeklagten einzuschränken! Laßt dem Angeklagten seinen einzigen Freund. Er und der Zufall — nur diese Zwei haben Frau Kieper das Leben gerettet.

Die Verkündigung von Alfred Polgar

Paul Claudels geistliches Stück in vier Ereignissen und einem Vorspiel ‚Die Verkündigung', von der Zensur verboten, wurde geladenen Gästen der wiener Volksbühne vorgeführt. Einmal. Das ungewöhnliche, dem üblichen Theater völlig entrückte Drama — mehr Gottesdienst als Schauspiel — umfaßt mit einer ganz großartig inbrünstigen Geste Himmel und Erde. Zwischen Irdischem und Ueberirdischem ist eine Brücke geschlagen, die, stark und schön aus dem Erdreich erdenfarbig aufsprießend, tiefsinngemäß je höher sie sich wölbt um so mehr in metaphysisches Himmelblau verfließt. Ort des Spiels ist: Gottes Hand. Zeit: Ein hieratisches Mittelalter, da zwischen den Geschöpfen und ihrem Schöpfer noch nicht ein Abgrund von profanem Wissen klaffte. Personen: ein Schwesternpaar, die eine durch Liebe gut, die andre durch Liebe böse, die eine dem Himmel, die andre der Erde zugewandt, die eine Opfer bringend, die andre Opfer heischend. Des Dichters fromme Zärtlichkeit gehört der Dolorosen. Sie wird des Schmerzes, der Läuterung, des Wunders teilhaftig. Die christliche Heilslehre manifestiert sich an dieser Sanftesten. Der Vater heißt Andreas Gradherz. So ist er auch. Ein aufrechter, ein starker, ein liebevoller, ein Gott suchender und, obzwar von einem verbotenen lebenden Franzosen erdacht, durchaus: ein deutscher Mann. Dann ist Jakobäus da, ein Menschenkind. Peter von Ulm, der Kirchenbauer, aussätzig, weil er böses Verlangen trug, wieder heil geglüht durch die Flamme seiner Künstlerschaft. Ihn aus Mitleid küssend, verfällt

die sanfte Schwester der Seuche. Und durchschreitet ihren Passionsweg bis zum Aufstieg in die Seligkeit.

Weich eingebettet ruht die Dichtung in Tiefen der katholischen Ideologie. Das Opfer-, Fleischwerdungs- und Auferstehungsmysterium gießt sein geheimnisvolles Zwielicht aus, das leibliche Auge trübend, das geistig-geistliche zauberisch erhellend. Und wie von einem unsichtbaren Aether, die Atome lösend und bindend, Sitz und Quell aller schaffenden Kräfte, ist die ganze Dichtung vom sanctus spiritus der Kirche durchdrungen. Sie atmet aus allen Poren Ozon für Christen-Seelen.

Dem Schönheits-Verlangen, dem Durst nach großen Empfindungen, raumüberspannenden, zeitverlöschenden Gedanken und erhabenem Ausdruck beider gibt das Werk reichlichst Befriedigung. Aber was eigentlich erst seine Kulissen durchsichtig macht und seine Ewigkeits-Perspektiven erschließt, ist: der Glaube. Er ist der einzige Schlüssel, der alle Tore der Dichtung öffnet. Der Dietrich des Verstandes kommt schließlich an letzte Pforten, wo er versagt, wo nur mehr das Sesam: „credo“ die Riegel sprengt. Man kann sich in diese Dichtung nicht, gehirn-trotzig, hineindenken; auch nicht, seelen-geschmeidig, hineinfühlen. Nur an einer durch den Glauben imprägnierten Seele sprüht ihr himmlisches Feuer auf. (Dessen lautere Wärme und Leuchtkraft freilich auch das Herz des Ungläubigen milde sengt.)

Darum habe ich für die Claudel-Verzückungen der jüdischen Intellekte — das heißt: der scharfen, holdem Trug abholden Intellekte — einiges Mißtrauen. Diese Inbrunst der Skeptiker für Weihnachts- und Oster-Magie scheint mir weniger einem tiefen Eins-Sein mit den Geheimnissen des Christentums als vielmehr einem stolzen Gefühl ausgezeichneter journalistischer Informiertheit über diese Geheimnisse zu entstammen. Die Mutmaßung wird bestätigt durch die (für Claudel allgemein gewählte) nebulose kritische Methode, den Weihrauch mit Weihrauch anzugehen.

„Und bleibt Euch dunkel, was ich meine . . . Seht doch, wie ich so schön erscheine!“, so ähnlich heißt es in der vita nuova. Das kann man nun allerdings an der ‚Verkündigung‘ sehen! Sie ist bezaubernd schön. Ihre Atmosphäre von einer transparenten Reinheit, in der die dreck- und qualumdunkelte Seele wieder Lichtes ahnt. Ihre Sprache, voll heimlich mitschwingender Obertöne, von solch adeliger Kraft und Ruhe und Einfachheit, daß sie oft die Wirkung der evangelischen Diktion erreicht. (Die meisterhafte deutsche Nachdichtung hat Jakob Hegner besorgt.) Es sind gleichsam Ur-Worte, Ackerscholle der Sprache, aufgebrochen unterm Pflug des Geistes. Die Figuren sind wie aus heiligen Legenden geschnitten, überlebensgroß, ein wenig starr, umleuchtet von der Aureole ihres Menschentums. Der Schlag ihrer Herzen klingt zur musica sacra des Daseins und Fort-Müssens ineinander; Engelsstimmen und Glockenton geheimnissen höhere Harmonien hinzu. Die ewigen Grund-

akkorde des Lebens: Herd und Haus, Eltern und Kinder, Mann und Frau, Arbeit und Ertrag, Heimat und Glück des Schaffens werden groß und machtvoll angeschlagen, das Herz mit ihrem Hall erschütternd. Irdische und himmlische Liebe verspinnen ihre Strahlen zu einem Geflecht, das wie ein feiner Lichtschleier die ganze Dichtung umhüllt. Wie schön ist die Lobpreisung des spendenden Ackerbodens, die männlich liebende Gebärde, mit der der alte Andreas Gradherz die Heimaterde grüßt. („Und all' die Düfte der Fremde, was sind sie mir . . . Neben dem Nußbaumblatt, zerrieben jetzt in meinen Fingern.") Nie hat ein Dichter bukolische Lieder gesungen inniger als diese, so voll der tiefsten, zur Andacht verklärten Natur-Freude. Wie schön die Lobpreisung der Kunst durch Peter von Ulm, den Dome-Erbauer, in Worten, selbst hart und kühl und edel wie Marmor. Den steinernen Leib seiner Werke stolz und zärtlich rühmend wie ein Liebender, von Maß und Form und Gesetz sprechend, macht er das rätselhafte Leben der Materie in Meisters Hand offenbar. Und vom Mysterium der Kunst — fleckenlose Empfängnis und Werk-Werdung der Idee — fliegt ein goldner Schimmer auf.

*

Es ist ja sehr schön, Claudel zu spielen, aber eigentlich bin ich mehr für eine vollkommene, runde, gute Vorstellung der ‚Familie Schimek' als für den Verrat einer hochgearteten Dichtung durch die Unzulänglichkeit an die Langeweile. Das hat die Volksbühne getan. Die Aufführung des Werkes blieb, obzwar viel unbequemer Text herausgestrichen war, unverständlich. Kalt, arm und gering trotz aller feierlichen Streckung, aller hohl schaufelnden Rede und aller affektierten Einfachheit. Das Geistige wollte nicht erscheinen. Es war auch nicht da. Und Wunder geschehen nur in der Dich-

---

tung, nicht auf dem Theater. Zwischen trostlos nüchternen Dekorationen deklamierten die Schauspieler Schlichtheit. Aber dieses geistliche Spiel braucht ein wenig Prunk und leuchtende Farbe (wie ihn auch der katholische Ritus braucht); und die erzwungene Einfachheit der Volksbühne-Schauspieler sah so aus, als ob sie, von des Regisseurs Kunstverständnis angeblasen, eine Lähmung der Gliedmaßen und Zungen erlitten hätten. Sie meinten Holzschnitt und waren Puppen; Bildhaftigkeit und stellten lebende Bilder. Bekanntlich das Toteste, was es gibt. Fräulein Karolyi war eine herzhaft dunkle Mara, aber wohl mehr aus einem naturalistischen Bauernstück als aus einem geistlichen Spiel. Fräulein Straub... Fräulein Straub ist ein Kapitel. Immer wieder gibt es bei ihr eine Geste, ein Wort, einen Augenblick, in denen es wie von schauspielerischer Begnadung aufglänzt. Dann ist sie aber viertelstundenlang so unerträglich in ihrer getragenen Vielbedeutungs-Weis', in ihrer hoch schmachtenden, Seele-raunzenden Art, daß man den feinen Glanz von vorhin für optische Täuschung nehmen möchte.

Es ist sehr schön von der Volksbühne, daß sie Claudel spielen will. Aber wenn sie es nicht kann, soll sie es lieber auch nicht wollen. Derlei Opfer fürs literarische G'hört-sich tun weder der Kunst noch dem Theater wohl, und nur den Zuschauern weh. Die boten nun allerdings reichlich Trost für den qualvollen Abend. Es war eine Herzensfreude, wie die Snobs und Kriegsgewinner sich vier Stunden lang im Schweiße ihrer verdächtigen Antlitze abplagten, um den Schlaf fortzuscheuchen, und wie sie sich vor Langweile und Bauchweh im Kopf krümmten, ohne hinausgehen zu dürfen. Wahrlich, die Dabeiseier haben ihre Zugehörigkeit zu den bessern Kunstgeschichten diesmal teuer bezahlt, nicht nur mit erhöhten Billetpreisen!

Erfolg der Waffen.

— — — — Frieden!

eichne!

Hiob Sauer

Ein Mann war im Land Uz, Hiob mit Namen, und es war derselbige Mann unschuldig und redlich, gottesfürchtig und das Böse meidend.“ Und Hiob „wurde mit schlimmem Geschwür vom Ballen bis zum Scheitel geschlagen“. Und hatte bis zur Stunde in Fülle und Glück gelebt. Oscar Sauer nicht. Seine Schauspielerjugend war Mühsal gewesen und Wanderschaft durch die kleinern und kleinsten Ortsverbände. „Nicht hatte er Ruhe, nicht Rast und nicht Erholung, und dennoch kam das Schrecken.“ Denn als er endlich, ein Mann von sechsunddreißig Jahren, in Berlin, seiner Vaterstadt, zur Geltung zu gelangen begann, da — da blieb ihm plötzlich auf der Bühne des Lessing-Theaters die Stimme weg. Ratlosigkeit ringsum. Zufällig traf am nächsten Tage Oscar Blumenthal in Breslau den Dermatologen Neißer, schilderte ihm den Vorgang und hörte entsetzt die lakonische Antwort: „Das erste Signal der Tabes.“ Aermster Sauer! „Des Allmächtigen Pfeile steckten in ihm, deren Gift seine Seele trank.“

Aber noch ist kein Grund, nicht mit vierzig Jahren vom Friedrich-Karl-Ufer in die Schumann-Straße hinüberzuwechseln und sich eigentlich erst entdecken zu lassen. Wenn Sauer später den Namen Brahm aussprach, dann leuchteten seine Augen, diese herrlichen Augen des reinen, gütigen Menschen in einem Glanz der innigsten Liebe. Er vergaß durch zweiundzwanzig Jahre nicht, daß er hier von Anfang an erfühlt und erkannt und an den rechten Platz gestellt worden war. Hier wurde er selbstlos dienendes Glied und allmählich der sittliche Mittelpunkt einer geistig-künstlerischen Gemeinschaft, die zu dem einen Ziele wirkte: der Natur, der Wahrheit, der Seele einen Ausdruck auf dem Theater ohne Theatermittel zu schaffen. Und der Liebe zu dem Schöpfer und Führer dieser Gemeinschaft mußte die tiefste Dankbarkeit eines hoffnungslos kranken Manns sich gesellen, der auch außer dem Haus eine Heimat und zu der besten der Gattinnen einen Freund, einen Bruder gefunden hatte. „Heil war ich, da hat mich Gott zertrümmert und mich gefaßt beim Nacken und mich aufgestellt seinen Pfeilen. Nun umringen mich seine Schützen.“ Aber Brahm stand neben ihm und wehrte ihnen zu seinem Teil. Sogar den körperlichen Verfall seines Sauer half er verlangsamen, dadurch, daß er jede Sorge fern von ihm hielt. Immer sieben Monate Urlaub. Und wenn auf die übrigen Monate nur je zwei bis drei Spielabende und allmählich noch weniger kamen, so tat das der Gage keinen Abbruch. Das ging Jahre lang, viele Jahre lang. Mit einem nassen, keinem heitern Auge pflegte der Messchaert der Schauspielkunst, der am liebsten niemals abgesagt hätte, sich der höchsten Bezüge eines deutschen Bühnenmitglieds zu rühmen: er empfange für jede Vorstellung durchschnittlich dreitausend Mark.

Damit war es zu Ende, als, vor Weihnachten 1912, Brahm sich weggemacht hatte. „Eine dicke Tränenwelt“, schreibt der erschütterte Sauer. Aufregung, Schmerz und Angst um den nächsten Tag gefährden, was von der Physis noch widerstandsfähig ist. „Die Leber und Galle kündigen plötzlich den Dienst, und dadurch wird der Magen beein-

flußt.“ Aber die Aussicht, Otto Brahms Werk in irgendeiner Form zu bewahren, reißt den gebrechlichen Leib doch wieder zusammen. Es wird — leider, leider — nichts mit der Sozietät des Deutschen Künstler-Theaters. So wenig wie der Künstlerschaft Brahms erweist sie sich seines Menschentums würdig. Sauer kämpft mit dem letzten jammervollen Rest seiner Kräfte, mit einem moralischen Heroismus seltenster Art für das Erbe. „Mein Leben hatte viele Kriegsjahre aufzuweisen: dieses zählt zehnfach.“ Ihm gehts um die Sache, nicht um seine Person. Denn als alles in Trümmer zerkracht und sein nacktes Dasein bedroht ist: da verweigert er, einen Pfennig für sich zu retten, weil es „ohne Frage Leute gibt, die noch trauriger dran sind, und die man doch berauben kann.“ Es bedarf eines weitangelegten, nicht leicht durchzuführenden, überhaupt nur bei einem so arglosen, weltfremden Kindergemüt zu bewältigenden Schwindels, um seine Zukunft sicherzustellen.

Und die Gegenwart? „Diese heimtückische Krankheit, die mich so früh um so viele freudvolle Arbeit bestohlen hat! Sie sind zu beneiden. Arbeit ist doch der Sinn des Lebens. Ausgeschaltet zu sein, ist scheußlich. Wenigstens für den Mann. Ich bin immer noch nicht so weit wie der Invalide Bombardon, der lustig singt: „Je nun, man trägt, was man nicht ändern kann.‘“ Eine einzige ablenkende Betätigung ist unerprobt. Man rät dazu, Unterricht zu erteilen. Der Lehrer, außerstande, sich zu erheben, eine Kunst, die zur Hälfte Kunst des Körpers ist, durch dessen Bewegungen zu erläutern, durchdringt mit Stimme, Augen und Mienen eines Gesichts, in dem jeder Nerv zu Tage liegt, die dramatischen Meisterwerke vor Schülern, die über jede Erwartung gefördert werden. „Aber die Schrecken Gottes sie sind gerüstet.“ Von ihnen der schlimmste bricht auch noch los: der Krieg. Ein gemarterter, nutzlos gewordener Greis sieht fast alle Menschen fallen, die ihm Jugend in sein Krankenzimmer getragen haben, und leidet unsäglich. „Man möchte ja so verzweifelt gern ein bißchen mitwirken zum Ganzen, sich irgendwie nützlich machen und verzehrt sich vor Unruhe, daß man, selber hilflos, nirgens und niemand helfen kann.“ Wie denn sollte man! Die Nöte des Krieges vervielfältigen dieses Martyrium, das es freilich mit einem unbeugsamen Willen zu tun hat. „Das Schicksal geht seinen Weg und spottet aller Gegenwehr. Warten wir ab, was es mit mir beginnt. Noch lass' ich mich nicht ganz unterkriegen. Und ich meine immer noch, ich finde eine Lücke in der feindlichen Linie der Schicksalsmächte, um durchzubrechen.“ Dieser Optimismus scheint unverwüstlich.

Aber der Hiob geprüft hat, ist stärker, und unerschöpflich ist seine Erfindungsgabe. Bis dahin waren offenbar bloß die Instrumente gestimmt worden zu einem Totentanz ohnegleichen. „Mich ergriffen die Tage des Elends. Nachts hackt es mir die Knochen vom Leibe. Meiner Speise geht mein Gestöhn voran, und mit einem Trank ergießen sich meine Klagen.“ Der dreiunddreißigjährige Sohn erliegt der galoppierenden Schwindsucht — und der einundsechzigjährige Vater übersteht eine Lungenentzündung. Auf diese folgt eine Darmlähmung von fünf Wochen, die den Ernährungstrakt völlig versteint. Im Februar

ist die Zahl der schmerzbetäubenden Einspritzungen hundertundsiebenundneunzig. Das ungefähr ist die Zahl der Jahre, die man dem stöhnenden Skelett mit den unergründlich schönen, immer sehnsuchtsvoller ins Jenseits blickenden Augen gibt. Aber es darf keine Ruhe haben, denn es hat noch nicht alle Krankheiten hinter sich. Eine Mittelohr-Eiterung, zum Beispiel, fehlt. Schreie nach Gift, nach Erlösung gellen durchs Haus. Zwischendurch genügt eine schmerzfreie Viertelstunde, unmittelbar nach dem Morphiumschlaf, damit man zu hören bekomme, daß der Frühling hoffentlich besser sein wird als dieser höllische Winter. Hoffentlich! Bis schließlich, weil die Osterfeier sonst unvollkommen wäre, die fürchterlichste Erscheinung sich einstellt: Wundrose. „Meine Haut hängt geschwärzt an mir herab, und mein Gebein verbrennt von der Glut.“ Mit der Haut fällt das Fleisch, die letzte Spur des Fleischs, verjaucht, von Schenkeln und Schultern, und als die zerstörende Furie inne wird, daß nichts mehr für sie zu holen ist: da tritt sie befriedigt ab und erlaubt dem Tod, einzutreten.

Hiob? „Und der Ewige brachte zurück das Verlorene Hiobs und vermehrte alles, was Hiob gehörte, zwiefach. Und Hiob lebte danach hundertvierzig Jahre und sah seine Söhne und seiner Söhne Söhne, vier Geschlechter. Und Hiob starb alt und lebenssatt.“ Dieser hier aber ist lebenshungrig, mit jungem Herzen und schaffensfreudigem Hirn gestorben, ohne daß ihm zurückgebracht worden war, worum ihn ein unerforschlich grauenvolles Geschick betrogen hatte. Auf der Bahre lag er mit gefalteten wachsgelben Händen wie der Gottessohn, den man vom Kreuze genommen.

Totenspruch von Julius Bab

Wir sind im Winter. Und du wußtest das.
Auf diese Leiberwelt, auf Brunst und Haß,
Krankheit und Töten rollte groß dein Blick,
ging fragend bang und kam erstaunt zurück.

Und banges Staunen ohne Unterlaß
hob deiner Stimme spröde Melodie.
Erstaunt und tröstlich — denn du tröstest sie,
die Winterqual und Gram um Sommerglück
dir zugeführt. Nun schmiegts sich an dein Knie,
und deiner Hände breiter Segen streicht
gebeugten Scheitel, schützend, liebend, leicht.
Geheimnisraunend, väterlich und lind
beugst du dich nieder. Und der Traum beginnt.
Von ihrer Heimat, die sie nie erreicht,
träumt Seele das verlorene Gotteskind.
Wacht auf und friert, weil wir im Winter sind.

Nun standst du auf und wandertest allein
in deinen ewigen Frühling still hinein.

Ullsteins von Alfons Goldschmidt

In meinen Betrachtungen über die ‚Ala' habe ich mich als Lorarius auch mit dem Großverlag Ullstein befaßt. Es war eine allgemeine Erörterung. Sie hat mir Tadel und Lob eingetragen. Die Tadler erklären, daß man ohne Beweise überhaupt nicht und im besondern nicht ein so exponiertes Unternehmen beschuldigen dürfe; und die Lober, die als selbstverständlich annehmen, daß ich diese Beweise habe, verlangen, daß ich damit herausrücke. Aber gern. Ich begnüge mich zunächst mit der Darlegung meines eigenen Falles, die im Jahre 1911 niedergeschrieben worden ist.

Am ersten April des Jahres 1909 trat ich als leitender Handelsredakteur der B.Z. am Mittag in den Verlag Ullstein & Co. ein. Vom Februar 1910 ab kam die Handelsleitung der Berliner Morgenpost dazu. In diesen beiden Stellungen habe ich gegen eine ganze Reihe von Beeinflussungsversuchen, die direkt oder indirekt vom Verlage Ullstein & Co. ausgingen, zu kämpfen gehabt, sodaß bei mir schon immer der Wunsch rege war, dieses der freien Meinungsäußerung so ungastliche Haus zu verlassen. Aber die Hoffnung, den freien Kampf nach außen durch dauernd wirksame Opposition nach innen sichern zu können, hielt mich auf meinem Platz. Als jedoch Rückgratstärke gegen Kapitalsmacht stand, mußte ich weichen.

Im Herbst 1910 begann der Kampf, den damals die Deutsche Bank gegen die Berliner Handelsgesellschaft führte, heftig zu werden. Der Ring Friedländer-Fuld-Deutsche Bank-Fürstentrust schloß sich enger, ein Ereignis von großer volkswirtschaftlicher Bedeutung. Hierzu mußte Stellung genommen werden. Daß das Eingreifen der Presse in den Bankenkampf den Instituten nicht angenehm war, ist erklärlich. Besonders der Deutschen Bank, die in diesem Kampf eine Probe ihrer rigorosen Machtmethode gab, war die Pressepolemik sehr peinlich. Aber die Tatsachen sprachen so deutlich, daß auch die feinsten Verhüllungsversuche und alle Beschwichtigungen den Sehenden nicht blind machen konnten. Gesellschaft nach Gesellschaft verließ den Fürstenberg-Konzern.

Am heftigsten tobte der Kampf um die Bankprävalenz in den Oberschlesischen Kokswerken. Schon im Sommer 1909 verlautete, daß ein Direktionsmitglied der Deutschen Bank in den Aufsichtsrat von Oberkoks eintreten werde, nachdem die Handelsgesellschaft den Aufsichtsratsessel hatte verlassen müssen. Die Deutsche Bank wollte diese Absicht nicht wahrhaben. Da jedoch der Gang der Entwicklung die Dinge bestimmte, so konnte alles Dementieren einem Journalisten, der die Pflicht hat, die Allgemeinheit über die wichtigen Wirtschaftsereignisse zu unterrichten, nicht von der Erforschung der Absichten und Verhandlungen, die die Deutsche Bank hatte und führte, abbringen. In einem Gespräch mit dem Direktor Mankiewitz von der Deutschen Bank suchte ich deshalb eine strikte Antwort auf die Frage zu holen. Herr Mankiewitz erklärte, daß die Deutsche Bank garnicht dran denke, eins ihrer Direktionsmitglieder in den Aufsichtsrat der Oberschlesischen Kokswerke zu schicken, und daß die ganze Erzählung von einem Kampf zwischen der Deutschen Bank und der Berliner Handelsgesellschaft erfabelt sei. Das wurde mit großer Bestimmtheit gesagt, obwohl die Tatsachen schon damals das Gegenteil lehrten. Ich schickte daher einen Redakteur zu der Verwaltung der Oberschlesischen Kokswerke selbst und erhielt dort folgende Auskunft: „Die Deutsche Bank tritt in enge Beziehungen zu den Ober-

schlesischen Kokswerken, und der Umfang der Geschäftsverbindung hat den Eintritt eines Vorstandsmitgliedes der Deutschen Bank in den Aufsichtsrat von Oberkoks zur Folge. Die diesbezügliche Personenfrage ist noch nicht näher erörtert worden, doch spricht die Wahrscheinlichkeit für Geheimrat Klönne." Da ich den Gang der Ereignisse kannte und wußte, daß die Deutsche Bank, um ihrer neuen Position im Friedländer-Fuld-Konzern Ausdruck zu geben, in irgendeine Personalunion mit Oberkoks eintreten mußte, so lag auf der Hand, daß Direktor Mankiewitz nicht die Wahrheit gesagt hatte. Ich knüpfte daher an die oben zitierte Information, die am sechsundzwanzigsten September 1910 in der B.Z. am Mittag veröffentlicht wurde, folgende Bemerkung: „Was die Haltung der Deutschen Bank in der Oberkoksangelegenheit gegenüber der Presse anlangt, so muß sie aufs schärfste verurteilt werden. Unsre Handelsredaktion, zum Beispiel, hat ein Mitglied des Direktoriums in direktem Widerspruch mit den nun offen liegenden Tatsachen informiert. Man wird in Zukunft das Vertrauen, welches man diesem Direktionsmitgliede entgegenbringt, nach der von ihm beliebten Handlungsweise bemessen müssen." Diese Kritik an dem Verhalten des Herrn Mankiewitz, die von mir an der Börse kräftig wiederholt wurde, brachte die Deutsche Bank, die ja sonst immer die Vornehmheit als ihre höchste Tugend betrachtete, in Harnisch und sie schickte den Herrn, der stets solche Missionen erhält, zum Verlag Ullstein & Co., um eine Genugtuung zu erwirken. Anstatt daß der Verlag die Angelegenheit der verantwortlichen Redaktion überließ, versuchte er, selbst einen bestimmenden Einfluß auf den Fortgang der Affäre zu erhalten, und machte der Deutschen Bank hinter dem Rücken der Handelsredaktion Zugeständnisse, die die Redaktionsunabhängigkeit aufs schwerste erschütterten. Er begnügte sich nämlich nicht damit, daß auf die strikte Erklärung der Deutschen Bank, es werde trotz der von der Oberkoksverwaltung gegebenen Auskunft kein Direktionsmitglied der Deutschen Bank in den Aufsichtsrat von Oberkoks eintreten, eine auf diese Erklärung eingehende völlig genügende Berichtigung publiziert wurde, sondern verlangte auf die Aufforderung der Deutschen Bank von mir noch, daß ich den Direktor Mankiewitz aufsuchen und um Entschuldigung bitten sollte.

Wie gesagt, konnte es schon damals, im September 1910, nicht zweifelhaft sein, daß die Deutsche Bank die Absicht hatte, mit der Oberkoksgesellschaft in Personalkontakt zu treten. Aber selbst, wenn das zweifelhaft gewesen wäre, so hätte aus Gründen der Würde der Verlag Ullstein & Co. nicht das Ansinnen an seinen leitenden und verantwortlichen Handelsredakteur stellen dürfen, den Canossagang zur Deutschen Bank zu machen. Dadurch wäre nicht nur das Ansehen der Zeitungen dieses Verlages, sondern der gesamten Handelspresse aufs schwerste diskreditiert worden. Wenn man jedoch berücksichtigt, daß bei diesem Verlag in Gesinnungsfragen geschäftliche und gesellschaftliche Interessen, wie mir ein Verlagsmitglied in der Angelegenheit der Deutschen Bank selbst zugestand, eine wesentliche Rolle spielen, so sind die Motive, die den Verlag zu diesem Schritte zwangen, klar. Der Verlag stellte mich einfach vor die Alternative, entweder den Canossagang anzutreten oder meine Position aufzugeben. Ich erklärte ihm, daß ich auf keinen Fall den Bittgang machen würde, da ich die Erfüllung eines solchen Verlangens für unvereinbar mit der Würde eines Handelsredakteurs und unabhängigen Schriftstellers hielte.

Die Deutsche Bank hatte noch dadurch einen Druck auf mich auszuüben versucht, daß sie auf Direktorialbeschluß mir die Communiqués, Geschäftsberichte und dergleichen sperrte. Sie ist ja nicht so offensichtlich

rigoros, daß sie einem Verlag die Inserate entzieht, aber sie weiß ihren Einfluß auf mannigfache andre Weise geltend zu machen, und die Pression durch Informationsentziehung ist eines von diesen Mitteln. Alles das aber hätte den Verlag nicht von der Seite seines Redakteurs, der ja nur aus Gründen der Ehrlichkeit handelte, bringen dürfen. Man schlug sich jedoch auf die Seite der Deutschen Bank und beantwortete meine Weigerung, mich zum Bankkuli zu machen, mit der Kündigung. Sie war so abgefaßt, daß sie den Verlag entlasten sollte; in Wirklichkeit aber belastete sie ihn nur noch ärger.

Dies sind meine Aufzeichnungen aus jener Zeit. Sie können fortgesetzt werden. Nicht allein von mir, sondern auch von Andern — wenn sie nur reden wollten!

Antworten

Zwei Landsturmmänner. Ihr kommt auf Urlaub nach Berlin, und, klagt mir der Eine von euch, „was liegt da näher, wenn man sich schon der Kunst mit Haut und Haaren verschrieben hat und seit zwei Jahren nun ein wenig andre Dinge verrichten muß, als zu Reinhardt zu gehen! Zur ‚Macht der Finsternis'. Ausverkauft. Die einzigste Vorstellung — was tuts! Der Zettel nennt sie fast alle, Reinhardts Beste: Moissi, die Höflich, Pallenberg und die Andern. Der Vorhang hebt sich. Das soll die Höflich sein? Man blickt abermals auf den Zettel. Der Name steht da. Aber auf der Bühne steht eine dickliche Spielerin vom Schlag der Corinth-Weiber, die keiner kennt und auch keiner zu kennen braucht. Es erscheint Marina. Ich hatte mich nach Ihrer Kritik auf Helene Thimig gefreut, und der Zettel bezeichnet als Margarethe Christians die junge, hübsche und völlig gefühlsschwache, völlig ungenügende Schauspielerin. Mit meiner Stimmung ists aus, und ich frage Sie: wer entschädigt mich für meinen Verlust an Zeit und Geld?" Das fragt, mit ein bißchen andern Worten, auch Ihr Kamerad, dems noch schlechter gegangen ist. Er hatte dreizehn und eine halbe Mark für den Platz bezahlt, hatte von seinem Zettel Helene Thimig versprochen und ebenfalls Fräulein Christians gehalten bekommen und fährt nun fort: „Mehr noch: die Höflich sagt ab. Im letzten Moment. Gut, das ist menschlich. Aber ist es nicht traurig, daß das Deutsche Theater keinen andern Ersatz hat als eine Bohnenstange, deren Namen ich niemals gehört hatte, und die man in Posen anblasen würde. Nikita: selbstverständlich nicht Moissi. Trotz dieser Erfahrung reißt es mich, ausgehungert wie ich bin, zu ‚Don Carlos'. Der Posa des Zettels? Moissi. Der Bühne? Der Professor Gregori. Preis abermals: dreizehn und eine halbe Mark. Ich wende mich händeringend an Sie als den Einzigen, von dem ich erwarten kann, daß er gegen einen so skrupellosen Unfug vorgehen wird, und vielleicht . . .". Nicht: vielleicht. Sondern: keineswegs. Keineswegs ist von der Veröffentlichung solcher Episteln zu erwarten, daß die Zustände besser werden. Ich drucke dergleichen seit so vielen Jahren immer und immer wieder — mit dem Erfolg, daß es täglich schlimmer wird. Hier nützt nichts als Selbsthilfe der Theaterbesucher. Ein Vorschlag zur Güte: Ihr müßtet an solchem Abend die Kasse zertrümmern und euch eure Eintrittsgelder zurückerobern. In einer Zeit, wo Gewalt vor Recht geht, ist schwerlich einzusehen, weswegen Gewalt nicht vor Unrecht gehen soll. Es käme sogar dem Hause Reinhardt zugute, wenn sich in seinen Räumen dieser Akt einmal abspielte. Denn hiervon gäbe es keine Wiederholung, selbst keine mit minderwertiger Besetzung, weil schleunigst der Anlaß abgestellt

und damit der künstlerische Ruf dieses Unternehmens zugleich mit dem ebenso gesunkenen geschäftlichen wieder gehoben werden würde.

Angstmeier. Das habe ich kommen sehen, daß man eines Tages, eines unschönen Kriegstages, nicht einmal mehr vor Verdi Respekt haben würde. Herr Professor Robert Davidsohn, der Historiker der Stadt Florenz, die ihn aufnahm, als er in Berlin unmöglich geworden war, und die ihn Jahrzehnte lang beherbergt hat, teilt — offenbar in eigener Uebersetzung — einen Brief mit, den Verdi anno 70 an seine Frau gerichtet hat. Der große, der unsterbliche Künstler unterscheidet sich von seinem Angeber, der die leichte Rolle eines rückwärtsgekehrten Propheten zu spielen liebt, auch darin vorteilhaft, daß er ein vorwärtsgekehrter, ein ganz richtiger Prophet ist. Er macht seinem Vaterland tapfer zum Vorwurf, daß es Frankreich nicht beigestanden hat. „Auf jeden Fall hätte ich vorgezogen, daß wir als mit Frankreich zusammen Besiegte einen Frieden unterzeichnet hätten statt der Tatlosigkeit, die uns eines Tages der Verachtung preisgeben wird." Die Gesinnung überrascht nicht bei einem Genie wie Verdi, das Deutsch nicht bei einem Schriftsteller, der einstmals seine Musikkritiken dadurch lesbarer zu gestalten versuchte, daß er Liebesverhältnisse der Sängerinnen nicht umhin konnte in den sogenannten Kreis der Betrachtung zu ziehen. Verdi fährt fort: „Den europäischen Krieg werden wir nicht vermeiden, und wir werden in ihm vernichtet werden. Nicht morgen, aber es wird so kommen." Es wird ja nun wirklich bald so kommen. Und wenn sich aus Verdis Brief ein Schluß ziehen läßt, so hält man für völlig unmöglich, daß es ein andrer ist als der, wie kurzsichtig diejenigen unsrer Diplomaten gewesen sind, die jemals an die Tragfähigkeit des Dreibunds geglaubt haben. Blut ist eben stärker als Wasser, und das romanische reißts vehementer als zum germanischen zum romanischen Blut. Der wässrige Herr Davidsohn freilich, der überall und nirgends zu Hause ist, erstattet Italien für tolerante Gastfreundschaft seinen Dank, indem er mit jenem einwandfrei patriotischen Brief des nationalen Repräsentanten Verdi den — man glaubt es kaum — den deutschen Opernleitern vor den Augen herumfuchtelt. Da haben Sie nun allerdings eine unbegründete Angst. Denn selbst, wenn Verdi sich gegen Deutschland versündigt hätte, würden sie ihn kein einziges Mal weniger spielen, solange er ihre Kassen füllt. Aber warum gibt sich das Feuilleton der Vossischen Zeitung, das sich bisher aufs Erfreulichste von dem politischen Teil unterschied, zu solchen kläglichen Aufputschereien her? Es betont doch sonst nicht nur, sondern bewährt auch nicht selten seine Liebe zur Kunst und seinen Haß des Hasses. Diese Eigenschaften sollte es eher ausbauen als abbauen und womöglich ein bißchen Personenkenntnis hinzuerwerben, die es in unserm Fall wahrscheinlich davor bewahrt hätte, zu Musikangelegenheiten das Wort einem Mann zu verstatten, dem mans vor dreißig Jahren mit solchem Nachdruck entzogen hat.

Theaterbesucher. Das wolle Gott nicht, daß ich Ihre Erwartung erfülle, nämlich „über die Ereignisse der Theaterwoche ausführlichen Bericht erstatte". Dazu hätt' ich zunächst die Kraft gebraucht, diesen Ereignissen standzuhalten. Aber am ersten der drei Abende war ich nach einem Akt Orska fertig. Ich hatte freilich das Pech, zu der neuen Zarin vom Totenbett Oscar Sauers zu kommen, der am tiefsten von allem Aufdringlichkeit und Seelenleere verabscheut hat und, wenn ihm schon nichts erspart worden ist, Das doch nicht mehr auf seinem geliebten Theater hat sehen müssen. Nun ist nicht zu leugnen, daß Fräulein Orska ihre penetranten Eigenschaften gewöhnlich wenigstens aus-

drucken kann. Hier kann sie auch das nicht. Um die Kosaken auf dem Thron, das furiose Mannweib, die überlebensgroße Messalina von denkwürdiger Herrscherbegabung zu treffen, hat sie kein andres Mittel, als sich gewaltsam aufzupumpen und ein Gekreisch zu erheben, daß einem Augen und Ohren wehtun. Hinweg! Zu zwei Akten der ‚Lola Montez‘ von Herrn Adolf Paul mit Frau Ida Roland. Was für Stücke! Was für Rollen! Was für ein Schlag Komödiantinnen! Die Moral der Bühne und ihrer Gönner ist so gesunken wie sonst nur die Moral auf der Bühne, wenn eine Pestzeit dargestellt wird und alles macht entfesselt Juchhei, weil ja sowieso die Welt morgen untergeht. Sie hoffnungslos zuversichtliches Herze hätten sich allerdings was davon versprochen, Orska und Roland die Rollen tauschen zu lassen. Ich glaube dagegen, daß der gesund gebliebene Teil der Berliner nächstens statt Jacke wie Hose Orska wie Roland sagen wird. Also leuchtet mir eine andre Anregung mehr ein. Man sollte, den Kriegslieferanten entgegenkommend, die beiden Lieblinge aneinanderkoppeln, und zwar dergestalt, daß im Komödienhaus Orska von sieben bis neun die Zarin, Roland von neun bis zehn Lola Montez, im Deutschen Künstler-Theater am selben Abend Roland von sieben bis neun Lola Montez und Orska von neun bis zehn die Zarin spielt. Damit jeder Geschmack befriedigt und vor allem Ihre Sehnsucht erfüllt werde, könnte vielleicht am nächsten Abend Orska die Lola Montez und Roland, wie einst im Mai vor zwanzig Jahren, die Zarin spielen. Die Preise für diese Parade-Gala-Elite-Extra-Monstre-Vorstellung werden ganz unbeträchtlich erhöht. Parkett hundert Mark. Vorverkauf an den Theaterkassen findet nicht statt. Die Plätze sind aber mit dem bescheidenen Aufschlag von fünfzig Prozent an den bekannten Schleichhandelsstellen zu haben. Und so werden wir weiter herrlichen Zeiten entgegengeführt. Auf diesem Wege dürfte nur möglicherweise der Schauspieler Lange — Raul oder Paul? — ein sehr geräumiges Hindernis sein. Daß er auch noch so heißt! Sein Haupt ragt in die Soffitten; wenn er den Arm ausstreckt, erzittert man für die Kulissen; und um nicht die Bühne mit Einem Schritt zu durchmessen, muß er an sich halten, ja beinahe trippeln. Als der Spanier den Lolachen liebt, sieht er einem Indianerhäuptling gleich. Ein strahlend schöner Kerl, dem Temperament und Talent aus den Poren spritzen. Ungelenk wie ein junger Hund, nicht bloß vermöge seiner beängstigenden Gliedmaßen. Seit Matkowskys Tode vom Nachwuchs das erste Exemplar, bei dems einem nicht wie Blasphemie vorkommt, den geweihten Namen still vor sich hin zu murmeln. Ein Fressen für ein Theater der Klassiker, für jenen Reinhardt, der noch nicht satt war. Das wäre der ‚Held‘ für die Dramen gewesen, deren Bild sich immer verschob — nicht weil die Nebendinge zu liebevoll behandelt wurden, sondern weil die Hauptsache unzulänglich blieb. Jetzt möchte man diesem erharrten Ritter nicht einmal raten, zu Reinhardt zu gehen. Aber erst recht nicht: ans Schauspielhaus. Dort nahm ich mir Freitag — es war das dritte Ereignis der Woche — im ersten Akt ehrlich vor, nach dem einen Akt Orska und den zwei Akten Roland schon der Steigerung wegen von den vier Akten wenigstens drei durchzuhalten. Ich kann von Haus aus einen Puff vertragen und hab' in diesem Winter mich an viel gewöhnen lernen. Außerdem hatte sich der Billetpreis seit der vorigen Premiere von acht auf neun Mark erhöht, und mein Geist war willig, die Differenz abzusitzen. Aber das Sitzfleisch erwies sich doch als zu schwach. Wie ich gebrochener denn je nach dem zweiten Akte von dannen wankte, kam mir ein Mime entgegengewankt, der kontraktlich verpflichtet ist, diese prangende Halle am ersten September in Ehrfurcht zu betreten, und der nun

weinend an meine Schulter sank. Selbst im höchsten Maße des Trostes bedürftig, konnt' ich ihm nur mit zitternder Hand mitleidig über die Locken fahren. Dann gaben wir uns, als Männer, einen hörbaren Ruck und beschlossen, im Keller von Lutter & Wegner unsern schweren Gram zu ertränken. Dort hab' ich zum Glück den Namen des Stücks und seines Autors vergessen.

Rätselrater. Wer Johannes Fischart sei, ist die bange Frage eurer Tage und eurer schlaflosen Nächte. In der Ukraine, dicht vor Amiens, auf den Aalandsinseln, um Kötzschenbroda herum und sogar am Nord- und am Südpol — die der Professor Ludwig Stein in einem seiner berühmtesten Artikel einmal so unterschieden hat, daß es am Nordpol immer kalt und am Südpol immer heiß sei —: überall, wo zwei Menschen zusammenkommen, würfeln Sie um den wahren Namen. Wo aber einer allein ist, da verfaßt er einen Brief, um mir seine Vermutung zu unterbreiten. Weil Johannes Fischart es nötig findet, die Porträts der Männer zu malen, welche die öffentliche Meinung machen, und die Hoffnung hegt, den Zeitungsleser dadurch zur Kritik dieser öffentlichen Meinung und Meinungsmacher heranzubilden: deshalb ist er manchen unbequem, vielen überaus interessant geworden, und diese wie jene wünschen sein eigenes Bild kennen zu lernen. Am lustigsten, daß noch kein Name — außer den Namen S. J. und Germanicus — zweimal genannt worden ist, und daß auf jeden Briefschreiber, der beschwört, daß sichs um einen einzigen Pseudonymus handelt, einer kommt, der Johannes Fischart für einen Sammelnamen hält, das heißt: überzeugt ist, daß ich mir einen Haufen Charakteristiken bei einem Haufen Autoren bestellt habe und sie alle unter dieselbe, unter derselben Firma bringe. Wäre Stilkunde nicht die Wissenschaft, für die in Deutschland das geringste Talent vorhanden ist, so müßte zum mindesten herauszukriegen sein, ob diese oder jene Annahme richtig ist. Aber ob ihr nun bittet oder befehlt, droht oder schmeichelt: ich kann euch nicht helfen. Es ist von einem Zeitschriftenherausgeber, dems sichtlich nützt, wenn man sich an einem Gang der Wochenspeise, die er bereitet, die Zähne ausbeißt, wirklich zuviel verlangt, daß er sich ohne Not schädige. Knackt weiter, solange ihr Zähne habt. In der Ferne winkt die Belohnung. Eines Tages werden sämtliche Publizisten erledigt sein, und woferns dann Papier gibt, verewigen wir die ganze Menagerie in einer Broschüre, und auf deren Titelblatt wird, das verspreche ich euch, entweder der Name oder die Liste der Namen stehen. Wetten nimmt der Verlag der Weltbühne jetzt schon entgegen.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Die größere Gefahr von Germanicus

Daß dem Bestande und darüber hinaus den Entwicklungsabsichten des Deutschen Reichs durch die militärische Gewalt seiner heutigen Gegner keinerlei Gefahr mehr droht, ist eine feststehende Tatsache. Wenn es um die politische Ausbeutung des bereits vollzogenen und sich dauernd erweiternden deutschen Sieges auch nur annähernd ebenso gut bestellt wäre, könnten wir frei von jeder Sorge in die Zukunft blicken. Leider muß immer wieder festgestellt werden, daß durch einen zwar begreiflichen, aber deshalb nicht weniger bedauerlichen Mangel an politischem Instinkt sehr viel von dem, was das Schwert erwirbt, wieder verloren geht. Die bornierte Tätigkeit einer moralisch entarteten Presse und die dadurch vom Wesentlichen abgelenkte öffentliche Meinung fördern solche Unterhöhlung des durch das Blut des Volks und durch die Genialität seiner Heerführer gewonnenen Erfolgs. Das ist die größere Gefahr, die Deutschland immer noch bedroht: der Mangel an Maßstab für die Deutschland innewohnenden weltpolitischen Möglichkeiten und die hieraus sich ergebende Ueberspannung, zu fordern, was die glanzvolle Siegesreihe wohl zu fordern verlockt, aber zu erreichen dennoch nicht ermöglicht.

Bis weit in die Sozialdemokratie hinein (das hat die Antwort des ‚Vorwärts‘ an Wilson bewiesen) ist Deutschland fest entschlossen, den Kampf rücksichtslos zum guten Ende zu führen. Die Stunde kann nicht gar so fern sein, da England zu der Ueberzeugung kommen muß, daß die Fortsetzung des Krieges ein höchst unrentables Geschäft ist. Nichts spricht dagegen, daß die ungeheure Westschlacht so ausreift, wie ihre Anlagen versprechen. Ob England solche Vollendung seiner militärischen Niederlage abwarten wird, ist zum mindesten zweifelhaft, im übrigen völlig gleichgültig. Und gleichgültig, aber außerordentlich symptomatisch ist es, wenn Lloyd George schon heute darauf hinweist, daß selbst die entscheidende Niederlage in Nordfrankreich und in Flandern England nicht an der Weiterführung des Seekriegs zu hindern brauchte. Gewiß: England könnte sich solchen Sport leisten, und wir wollen darum keineswegs einen Wirtschaftskrieg nach Abschluß des kontinentalen Waffenkriegs aus unsrer Rechnung lassen. Indessen: England hat verwundbare Stellen, die ihm zu einer Katastrophe werden könnten, wenn unsre freigewordene Heeresmacht sich auf diese Einfallstore des britischen Imperiums richtete. Die Bedrohung Mesopotamiens, Palästinas und Aegyptens durch die Millionenheere der Mittemächte muß auch dem englischen Wirtschaftskrieg, sollte er wirklich einsetzen, ein Ziel diktieren; auch wird England in absehbarer Zeit merken, daß der U-Boot-Fraß dem amerika-

nischen Konkurrenten weit weniger unbequem ist. Man darf also ohne irgendwelchen Optimismus schon heute sagen, daß, wenn nicht alles umgeschmissen wird, der Friede in Sicht gekommen ist, das heißt: die Stunde, wo Frankreich auf Elsaß-Lothringen endgültig verzichtet und das deutsche Volk vor die Frage gestellt ist, ob es allein Belgiens wegen, unbekümmert um die England abgerungene Friedensneigung, den Krieg fortzusetzen gedenkt. Es fragt sich nur, ob nicht durch schlecht proportionierte Forderungen die Verwirklichung des Friedens verlangsamt wird, und ferner, ob er eine Gestalt erhält, die in sich Dauer verbürgt. Hindenburg hat einen kraftvollen deutschen Frieden gefordert und uns zugesichert, zugleich aber einen solchen, der uns „fortan vor einem Kriege bewahren kann". Das Grundwesen solch eines ebenso starken wie dauernden Friedens hat die ‚Germania' dahin gedeutet, daß er unsre Zukunft sicher zu stellen hat, „ohne den Stachel ständiger Möglichkeit neuer feindlicher Zusammenstöße mit unsern Nachbarn zu hinterlassen". Wir schließen uns solcher Auslegung von Hindenburgs Siegeszuversicht bedingungslos an.

Es ist durchaus möglich, ja, es ist sogar wahrscheinlich, daß, angemessen den gegebenen Umständen, die Juli-Resolution der Reichstagsmehrheit den Charakter des Dogmas, den sie eine Zeitlang zu unserm Nutzen getragen hat, nunmehr verliert. Wir würden uns jedenfalls nicht ernsthaft sträuben, frei nach Scheidemann die Verrückung gewisser Grenzpfähle vornehmen zu lassen und dies umso weniger, als das rumänische Beispiel des Grafen Czernin hier bereits vorgearbeitet hat. Wir haben mit unsern Bedenken gegen den Ostfrieden nicht zurückgehalten; wir würden es aber zur Zeit für unzweckmäßig ansehen, mit doktrinärem Eifer ihn zurückzuweisen, weil er hinter mehr oder weniger gut gemachten Kulissen alle Zeichen des Expansionsfriedens aufweist. Wir werden auch den Westfrieden nicht an die Kette vorgefaßter Meinungen legen. Wir werden uns aber darüber klar sein müssen, daß Uebergriffe über das hier unbedingt Erforderliche ganz andre Konsequenzen haben müßten, als sie dies, was den Ostfrieden betrifft, vielleicht haben könnten. Solche Einsicht wird uns leiten, einerlei, ob unsre Anglophoben auf offenem Markt oder auf den Hintertreppen ihrer Monomanie frönen. Durch die Erklärungen, mit denen Herr von Jagow dem Fürsten Lichnowsky entgegengetreten ist, sind wir wieder einmal daran erinnert worden, daß vor dem Kriege immerhin Möglichkeiten bestanden haben, mit England zu einem Uebereinkommen zu gelangen. Wir verkennen keinen Augenblick, daß die Lage für solche Politik wesentlich erschwert ist; wir bleiben dennoch bei der Meinung, daß zwischen einem siegreichen Deutschland und einem zurückgewiesenen, in seinen kontinentalen Gewaltplänen zwar gründlich belehrten, aber als Imperium nicht besiegten England eine Partnerschaft durchaus möglich ist. Nicht heute, vielleicht auch noch nicht morgen, wohl aber der Anlage nach. Die Voraussetzung solcher erneuten

Annäherung an England und die dadurch allein erreichbare Sicherstellung unsrer politischen und wirtschaftlichen Uebersee-Entwicklung aber ist unsre unerschütterliche kontinentale Stellung und hier wiederum, allem andern voran, unser unlösbarer Zusammenhang mit Oesterreich-Ungarn. Die Schwierigkeiten, die sich auftun, sobald solche Selbstverständlichkeit auch nur angedeutet wird, müssen heute jedermann klar sein. Umso unverantwortlicher handeln Die, deren Torheit das Maß dieser Schwierigkeiten steigert. Die letzten Wochen haben es an solch traurigem Schauspiel bedauerlicherweise nicht fehlen lassen. Die blamable Unfähigkeit, mit der ein großer Teil der deutschen Presse den das Maximum der politischen Leistungsfähigkeit der Bundesgenossenschaft anstrebenden Grafen Czernin mißhandelte, hat die ihr widerfahrene Stäupung wohl verdient. Daß bei solcher Gefährdung der Voraussetzung unsrer weltpolitischen Entwicklung die Alldeutschen wieder an der Spitze waren, entspricht sowohl ihrer Moral wie ihrem intellektuellen Niveau. Es konnte niemand überraschen, daß der Graf Reventlow Herrn Clemenceau dabei half, Czernin der Lüge zu zeihen, oder daß die Kreuzzeitung sogar die heikle Situation des Kaiserbriefs dazu ausbeutet, Czernin Fallen und Stricke zu legen. Wenn aber zugleich die Vossische Zeitung mit naiver Tücke im falschesten Augenblick, eine Unbequemlichkeit für uns nur steigernd, die große Selbstverständlichkeit enthüllt, daß die ukrainische Regierung sich niemals mit der Abtretung Bessarabiens an Rumänien einverstanden erklären würde, so übertrifft solch Ausbruch an commishafter Ueberhebung selbst das, was man von diesem Blatt gewöhnt ist. Diese ganze Czernin-Hetze, die denn auch glücklich, zum Triumphe Clemenceaus, mit Czernins Rücktritt geendet hat, kann nur als eines jener verhängnisvollen Symptome für die Selbstvergiftung eines siegreichen Deutschlands betrachtet werden. Es liegt gewiß nichts an Personen; eben darum aber wirken die kindischen Haßausbrüche gegen Czernin und Kühlmann so überaus zersetzend. Noch ist die Stunde nicht gekommen, da man die Regieführer dieser Hatz, zu denen wohl auch diesmal wieder der immer noch nach einer zweiten Kanzlerschaft lüsterne Bülow und der nun einmal durch nichts hinlänglich zu blamierende Tirpitz gehören, gebührend prangern kann; es genügt aber vielleicht für heute, darauf hinzuweisen, daß die unfehlbare Weltpolitik dieser Helden nicht einmal an der üblichen Nabellinie Halt gemacht hat. Ob es sich verlohnte, so viel Scherben zu machen, damit Herr Helfferich dem Parlament abermals durch die fliegenden Rockschöße hindurch das Sitzfleisch weisen könne, dürfte zum mindesten zweifelhaft sein. Indessen, wir sind nicht ängstlich. Mögen die Arabesken auch verworren durcheinanderlaufen, mögen nützliche Menschen fallen, weil der Irrtum ihre Köpfe fordert und dabei durch Perversität und Aufgeblasenheit hypnotisierter Sklaven unterstützt wird: die festgelegte Entwicklungslinie wird sich trotz alledem durchsetzen, die Grenzen ziehend, sowohl die für den Aufflug wie die für das Gebundenbleiben.

Freilich, wenn das Notwendige oft schmerzloser geschähe, würde das für Deutschland kein Schaden sein. Dazu bedürfte es allerdings nicht nur eines weisen Diplomaten, sondern eines Kanzlers von Eisen, der nicht einmal der Senilität der preußischen Herren gestattete, das Reich zu schädigen; bedürfte es eines Ministerpräsidenten, der Preußen zwingt, dem demokratischen Durchbildungsprozeß des Reiches ein ebenso ehrlicher wie unerschrockener Führer zu sein. Was geschieht statt dessen? Planmäßig und leider nicht immer ohne Duldung durch Die, denen wir die Abwehr der uns zugedachten Zermalmung verdanken, wird der größern Gefahr des innern Konfliktes die Arena abgesteckt.

Publizisten von Johannes Fischart

XII.

Otto Hammann

Für die Journalisten ist jetzt, im Kriege, Hochkonjunktur. Jedes Amt, jede Kriegsgesellschaft legt sich ein literarisches Bureau zu und beruft an seine Spitze einen Tagesschriftsteller. Früher wars anders. Bismarck hatte sich „ein Stück weißes Papier" in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung reservieren lassen, hatte für die ganz offiziellen Sachen den schwerfälligen Apparat des Reichs- und Königlich Preußischen Staatsanzeigers und unterhielt im übrigen mit einigen Journalisten von Ruf vertrauensvolle Beziehungen. Das war alles. Möglich, daß auch einige Zeitungskorrespondenzen, nach 1866, aus dem Welfen-, dem „Reptilien"-Fonds gespeist wurden, um unauffällig offiziöse Dinge kritiklos in die unabhängige Presse zu schmuggeln. Sonst kümmerte sich die Regierung so wenig wie möglich um die Presse, erachtete sie gewissermaßen nicht als satisfaktionsfähig und stellte sie höchstens als Objekt in den Kreis amtlicher Erwägungen.

Auch als Bismarck, 1890, aus dem Kanzlerpalais geschieden war, wurde es damit nicht viel anders. Der Herr des Sachsenwaldes wurde zwar selbst ständiger Mitarbeiter der Hamburger Nachrichten, hielt sich ein paar Leibjournalisten und bereitete dem neuen Kurs publizistisch nicht geringe Schwierigkeiten. Die aber in der Wilhelmstraße zogen keineswegs die naheliegende praktische Konsequenz daraus. Man trat den alten Stiefel weiter aus: Anno 1894 hatte die Regierung des Deutschen Reiches für die Beobachtung und Bearbeitung der Presse, der fremden wie der einheimischen, in Fragen der innern wie der auswärtigen Politik, nur eine Stelle und diese war mit einem Leiter und zwei Expedienten, ehemaligen Referendaren, besetzt, die hauptsächlich die Ausschnitte aus in- und ausländischen Blättern zu besorgen hatten. Ein richtiges Lektorat gab es nicht, ebensowenig einen

Fernsprecher. Rudolf Lindau hatte sogar nur mit einem Assessor oder einem Vizekonsul gearbeitet und diesem war noch Zeit genug geblieben, gelegentlich auch Korrekturen eines neuen Novellenbands seines Meisters zu lesen. Die Hauptbeschäftigung der Preßstelle bestand freilich auch nur darin, Tagesübersichten über die Presse für den Fürsten Bismarck zu liefern und die Anweisungen auszuführen, mit denen sie aus Friedrichsruh zurückkamen. Die Anweisungen waren nicht selten schon so gefaßt, daß nur Kopf und Schwanz hinzugefügt zu werden brauchten, bevor der Artikel in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung oder sonstwo erschien.

Caprivi, der Kanzler-General, begnügte sich, wie sein Vorgänger, mit einem journalistischen Vertrauensmann für den persönlichen Verkehr: Doktor Otto Hammann, berliner Korrespondent der Münchner Allgemeinen Zeitung, der Schlesischen Zeitung, des Hamburger Korrespondenten und des Pester Lloyd. Politische Firmierung: rechtsnationalliberal-freikonservativ ohne feste Konturen. Hammann, 1852 im weimarischen Städtchen Blankenhain geboren, hatte ursprünglich Jus studiert, hatte auch sein Referendar-Examen gemacht, war dann aber, zwei Jahre danach, zur Journalistik übergegangen und war, als er zum ersten Mal mit Caprivi in persönliche Berührung trat, bereits fast vierzehn Jahre als freier Schriftsteller in Berlin ansässig gewesen: „An einem Junitage des Jahres 1892 erhielt ich eine Einladung nach der Wilhelmstraße 77 zu einer Unterredung mit dem General, der zwei Jahre vorher als Nachfolger des Fürsten Bismarck zur obersten Leitung der Reichsgeschäfte berufen worden war. Was mir diese Ehre verschaffte, waren ein paar Artikel im Pester Lloyd, die, wie man mir sagte, die Aufmerksamkeit des Grafen Caprivi erregt hatten. Er geleitete mich in den Kanzlergarten. An der Ecke des Mittelwegs stand damals noch eine alte Kastanie, unter deren Dache wir an einem Tische Platz nahmen. Es war das erste Mal, daß ich ihn aus nächster Nähe sah . . ."

Das Gespräch hatte Caprivi mit der Bemerkung eingeleitet, daß dieser schöne Park das einzige Angenehme an seiner Stellung sei. Dann kam er sogleich auf seinen großen Vorgänger zu sprechen: „. . . Angriffsweise vorgehen, was mir als Soldaten am nächsten läge, ist unmöglich. Darin schlägt er uns. Was kann der Beweggrund für sein heftiges Vorgehen gegen das neue Regiment sein? Wieder das Amt übernehmen kann und will er nicht. Bleibt nur als Erklärung eine leidenschaftliche Verbitterung mit dem Wunsche, den Kaiser zu einem Kanossa zu bringen. Triebfeder zu den größten Taten ist der Haß. In der Eschenheimer Gasse fing es an." Hammann erzählts in seinen Erinnerungen, die, unter dem überholten Titel ‚Der neue Kurs' (bei Reimar Hobbing) soeben erschienen sind. Er war in einer geistig peinlichen Lage: war Bismarck-Anhänger und hatte doch auch, von der persönlichen Berührung her, eine stille, ständig wachsende Neigung zu

Caprivi. Seine Aufzeichnungen sind, nach den bisherigen Veröffentlichungen zu schließen, nicht eben umfangreich, zeigen auch kein tieferes psychologisches Eindringen in die Menschen und Dinge, die tausendfach seinen Weg kreuzten. Glatt und gefällig, leicht und flüssig ists wie für die ‚Gartenlaube' geschrieben und selbst der Einfältigste stolpert hier nicht über Probleme, die einige Anstrengung des Hirns voraussetzen. Der Berichterstatter, der Korrespondent hat in diesem feldgrau gebundenen Buch über Politik und Politiker geschrieben, referierend, weniger kritisierend, Nebensächlichkeiten mehr als Hauptsachen betastet und in der Motivierung sich fast stets mit der Peripherie der Erscheinungen begnügt. Aber darin liegt vielleicht der Wert dieses Buches, daß es nicht die Geheimnisse der Akten, sondern das Menschliche, Allzumenschliche, das sich darum herum rankt, sprechen läßt. Manchmal gibts auch Zitate aus Bismarck, Schiller und, wenn ich nicht irre, auch aus Goethe.

Aus der ersten Zwiesprache mit Caprivi entwickelt sich nach und nach ein regelrechter Verkehr. Hammann stellt sich journalistisch in den Dienst des neuen Kurses. „Mitte Dezember 1892 sagte mir der Kanzler, er rechne (während des Kampfes um die Militärreform, die zweijährige Dienstzeit) mit der Auflösung des Reichstags, es käme darum alles darauf an, Aufklärung in den Wahlkreisen zu verbreiten." Und nun setzt zum ersten Mal ein systematischer Preßrummel ein, der fast an Bethmann Hollwegs Presse-Offensiven erinnert. „Im obern Stock des rechten Flügels des Reichskanzlerhauses hatte der zur Reichskanzlei kommandierte Major Keim sein Quartier aufgeschlagen und übte mit wahrem Bienenfleiß und unverwüstlicher Zuversicht in das Gelingen des Werkes eine fruchtbare Propaganda-Tätigkeit aus. Alles, was helfen konnte und wollte, wurde mobil gemacht": Freiherr von der Goltz-Pascha, General von Boguslawski, General von Kamecke und von Gelehrten: Gneist, Conrad, Wagner. Alle schrieben so, aufklärend, für die Zeitungen. Unter Herrn Keims Leitung, der später diese Methode der Suggestion der Oeffentlichkeit unerfreulich aufdringlich als Vorsitzender des Flottenvereins und nachher des Wehrvereins fortsetzte.

1894 läßt sich Hammann verstaatlichen und tritt, auf Caprivis Wunsch, als Beamter in die politische Abteilung des Auswärtigen Amtes ein. Freiherr von Marschall stand damals an der Spitze des Amtes. Aber der heimlich-unheimliche wahre Regent war Herr von Holstein, der Mann mit „den Flecken auf der innern Iris, der allerlei unterirdische Verbindungen unterhielt" und uns ins Marokko-Abenteuer hineinritt: trotz allem Mißtrauen, aller politischen Voreingenommenheit und Verranntheit doch ein Mensch von lauterster Gesinnung, dessen Stil schärfste Logik mit feinster und klarster Diktion verband. Er schrieb gleichsam mit einem Federmesser: haarscharf und schneidend. Darin tats ihm keiner

nach, auch nicht Otto Hammann. Der vielleicht am wenigsten. Und darum wollte Holstein sich in Hammann keine Nebenregierung gefallen lassen und stellte, grollend und bärbeißig, die Kabinettsfrage; wurde, daraufhin, zum Direktor der politischen Abteilung ernannt, und Hammanns Presse-Ressort wurde ihm untergeordnet. Holstein erzählte nachher, als er aus dem Amt geschieden war, daß Hammann dagegen rebelliert und später, nach seinem Fortgang, die Preßmeute auf ihn gehetzt hätte. „Es war alles anders," erwidert Hammann, „und namentlich von posthumer Rache keine Spur. In der ganzen Holstein-Krisis, die sich von der Reise des Staatssekretärs Freiherrn von Richthofen nach Kiel beim Besuch des Königs Eduard des Siebenten (Juni 1904) bis zum April 1906 hinzog, wurde manchmal im Stile Shakespearescher Komödie gearbeitet. Näher darauf einzugehen, muß ich mir versagen." Versteht sich.

Hammann bricht seine Aufzeichnungen, die letzten Endes auf eine Apologie Caprivis hinauslaufen: Erwerb Helgolands, Handelsverträge, Militärreform und Widerstand gegen antisozialdemokratische Ausnahmegesetze, da ab, wo sie interessanter werden könnten, während der Kanzlerschaft des alten Herrn von Hohenlohe, und geht auch auf Bülows und Bethmann Hollwegs Politik nicht näher ein, obwohl er auch diese politischen Phasen, mehr vielleicht noch als die frühern, mitwirkend aus unmittelbarster Nähe beobachtet hat. Gründe der Diskretion, über die Lebenden nichts Schlechtes oder auch nur Persönliches zu sagen, mögen ihm Einhalt geboten haben. Begreiflich.

Aber, wird man fragen, hat er, der anfänglich über die Unzulänglichkeit des amtlichen Preßapparates als Fachmann spöttelte, hat er selbst nun reformierend auf diesem Gebiet gehandelt? Nicht im Geringsten. Und das ist die Anklage, die man wider ihn erheben muß. Er hat eine unterirdische Preßwirtschaft eingeführt, hat sich aus der großen Zahl der berliner Journalisten ein paar ausgewählt und hat an sie, gegen gute Gesinnung, Nachrichten verhökert und offiziöse Sachen in diese Blätter geschmuggelt. Mit der Zeit wurde er sogar persönlich immer unnahbarer. Die Leiter derjenigen großen Blätter, die auf die Unabhängigkeit ihres Organs Wert legten, schnitten ihn natürlich und suchten sich ihre Quellen anderswo. Als der Krieg ausbrach, erkannte man mit einem Mal den schweren, nicht wieder gut zu machenden Schaden, den die amtliche Geringschätzung der Presse und ihrer kolossalen Macht zur Folge gehabt hatte. Der Vorhang ward ganz plötzlich von einem Scherben- und Trümmerhaufen gezogen. Und dann, als man das Törichte des bisherigen Zustands einzusehen und nun ein neues Verhältnis zur Presse zu finden versuchte, glaubte man, immer mit dem starren Hinweis auf den Kriegszustand und das Belagerungsgesetz, die Presse einfach kommandieren und ihr ein vorschriftsmäßiges Verhalten befehlen zu dürfen. Die

lächerlichsten Zensurvorschriften schwang man dabei wie eine Geißel, die lauter Eisenknötchen enthielt. Erst allmählich wurde es, im Lauf des Krieges, besser damit. Ein wirkliches Vertrauensverhältnis bahnte sich an — und Herr Hammann schied als Wirklicher Geheimer Rat mit dem Exzellenztitel aus dem Amt, um sich wieder der unmittelbaren journalistischen Laufbahn zu widmen. Das heißt: er wurde weder Korrespondent noch Redakteur, sondern Vorstandsmitglied der Transozeanischen Nachrichtengesellschaft, die einen von Reuter unabhängigen internationalen Nachrichtenverkehr organisieren will.

Ein einziges Mal habe ich mit ihm beruflich zu konferieren gehabt. Das war in einer traulichen Ecke des Klubhauses der Deutschen Gesellschaft. Nach einem ganz unversehens verhängten Zeitungsverbot versprach er an der amtlichen Stelle zu vermitteln, obwohl er selbst, wie ich wußte, die Anregung zu diesem Verbot gegeben hatte . . .

Ein kurioses Parlament von Kurt Hiller

In der letzten Generalversammlung des Schutzverbands Deutscher Schriftsteller E. V., am siebenten April 1918, geschah Folgendes.

Während der Diskussion über Punkt Eins der Tagesordnung (Referate: ‚Der Schriftsteller und der Staat', ‚Zur Herrenhausfrage') meldete sich ein sehr alter Herr zitternd zum Wort. Anstatt es ihm zu erteilen, krächzte ihn der Vorsitzende an: „Sind Sie Delegierter?" Er war es nicht; er war nicht der erkorene Vertrauensmann einer Ortsgruppe; er war einfach Mitglied. Der Vorsitzende untersagte ihm deshalb das Reden. Wir Andern waren einigermaßen verblüfft, zumal da zwei Herren in dieser Debatte sprechen durften, die nicht nur keine ‚Delegierten' waren, sondern nicht einmal Mitglieder. (Zwei Landtagsabgeordnete, konservative, nämlich von der Fortschritts- und der Nationalliberalen Partei.) Der alte Herr, zweifellos, machte den Eindruck eines Sektierers; es gibt leidenschaftlich-verworrene Greise, die mit Recht der Schrecken aller Versammlungsleiter sind; ein Mystagogisma von Bandwurmlänge stand vielleicht zu erwarten; dennoch: ob ein Verbandsmitglied in der Generalversammlung zu Worte kam oder nicht, durfte von der Willkür des Vorsitzenden nicht abhängen. Die Einladung war an sämtliche Mitglieder ergangen, und sie enthielt den klaren Satz: „Im Anschluß an die Referate und Berichte: Freie Aussprache."

Nach diesem Zwischenfall meldete sich natürlich kein nicht „delegiertes" Mitglied mehr zum Wort; und der politische, recht loyalistische Antrag des Vorstands ging gegen eine verschwindende Minderheit durch, ohne daß die Opposition vorher Gelegenheit gehabt hätte, sich zu äußern. Die Vorlage der Regierung zur Reform des Herrenhauses erkennt dem freien Schrifttum, wie man weiß,

einen Sitz in der Ersten Kammer Preußens zu — neben hunderten, die sie für Großgrundbesitzer, Industriebarone, Handelsmagnaten, Kommunalhierarchen, Kirchenfürsten, Generäle und andre Würdenträger bereit hat. Damit nun dieser Eine der Krone präsentiert werden könne, soll — nach der Idee der Verbandsleitung — der Schutzverband in Gemeinschaft mit dem Verband Deutscher Bühnenschriftsteller, dem Verband Berliner Theaterkritiker, dem Deutschen Schriftstellerverband, dem Lyriker-Kartell, dem Journalisten- und Schriftsteller-Verein ‚Urheberschutz', dem Verband Deutscher Musikkritiker, dem Westdeutschen Schriftstellerverband Cöln, dem Hannoverschen Journalisten- und Schriftstellerverein und dem Deutschen Schriftstellerinnenbund (wie unvollständig!) Das bilden, was man einen Präsentationskörper nennt. Großen praktischen Wert habe die ganze Geschichte zwar nicht, erklärte man am Vorstandstisch; Urheber- und Presserecht seien ja Reichsrecht, nicht Landesrecht; aber es komme hier darauf an, „Gesinnung" zu zeigen; die Gesinnung erfordere vor allem, daß das organisierte Freie Schrifttum nachdrücklich statt Eines Vertreters drei Vertreter für sich beanspruche! Eingefleischteste Ullsteinianer wurden da zu Maximalisten.

Leopold von Wiese hatte sich in seinem bedeutenden (der Verlauf der Debatte bewies: zu bedeutenden) Einleitungsvortrag recht skeptisch zu dieser Angelegenheit gestellt; einige Schriftsteller, die sich sogar negativ zu ihr verhielten, durften ihre Haltung nicht offenbaren. Daß es ein Affront ist, der geist-erzeugenden Minderheit der Nation den Bruchteil eines Prozents des Einflusses zuzubilligen, den man der güter-erzeugenden Mehrheit (samt der schmarotzenden) einräumt; daß wahre Würde auf solchen Affront eine einzige Antwort weiß: passiven Widerstand, Ablehnung jeder Beteiligung; daß überdies ein Ausschuß aus lauter Ausschüssen ehrenwerter Schreibgewerblervereine niemals in aller Welt Die repräsentative literarische Persönlichkeit finden, vielmehr nach ehernen Gesetzen über Mediokrität, Ressentiment und Majorität immer nur . . Ausschuß ergeben wird — diese und ähnliche Ansichten, weil unter den ‚Delegierten' zufällig niemand sie hatte, durften in der Generalversammlung des Sowjets Deutscher Schriftsteller nicht laut werden. Weder Militär etwa noch Polizei hatte das verboten; es war die eigene Leitung, die diesen verschärften Belagerungszustand verhängt hatte. Die Leitung eines Schutz-Verbandes . . über deutsche Schriftsteller.

Nach der Pause brachten mehrere Mitglieder die (zahme) Entschließung ein: „Auf künftigen Generalversammlungen soll, wenn freie Aussprache angesagt ist, sämtlichen Mitgliedern des Schutzverbands das Recht der Rede gewahrt bleiben." Diese Entschließung wurde nicht zugelassen; ihr Inhalt stünde, hieß es am Vorstandstisch, mit den Statuten in Widerspruch — deren siebenter Paragraph in der Tat enthüllt: „Die Mitgliederversammlung des

SDS. (Generalversammlung) setzt sich aus Delegierten zusammen . . .". Also gehörten die nicht „delegierten" Mitglieder der Versammlung dieser Mitgliederversammlung von Rechts wegen überhaupt nicht an, obwohl sie geladen waren; nicht einmal diejenigen, denen der Vorstand, in unbegreiflicher Verirrung, hinter der offiziellen Einladung noch ein offiziöses Schreiben geschickt hatte, des Inhalts, daß ihr Erscheinen ganz besonders erwünscht sei. Diese inständigst herbeigebetenen Mitglieder hatten ihren Sonntag offenbar geopfert, um stumm-ergriffen mitanzuhören, was ein paar Köpfe und eine Serie Hohlköpfe von zehn Uhr morgens bis in den späten Abend verzapfen konnten. Der Schriftsteller K., Delegierter der Ortsgruppe Berlin, Verfasser des Films ‚Das Rätsel von Bangalore', hatte die Güte, zu bemerken, es sei ganz in der Ordnung, den nichtdelegierten Teilnehmern dieser Versammlung dieselben Rechte zu geben, das heißt: dieselben Pflichten des Schweigens und Wohlverhaltens aufzuerlegen, wie den Tribünenbesuchern in einem Parlament. Ich werde mich hüten, zu verraten, wer sich, zum Beispiel, unter den nichtdelegierten Teilnehmern befand; aber hätte sich Gerhart Hauptmann darunter befunden, so würde der Verfasser des Films ‚Das Rätsel von Bangalore' ihm die Rolle eines Tribünenbesuchers zugewiesen und selbst den Tribunen gespielt haben.

Diese Zustände sind nicht ekelhaft; diese Zustände sind kindisch. Ein Verein, bei dem es innen so aussieht, kann nicht erwarten, daß man ihn außen ernst nimmt. Schriftsteller, die an den Staat Ansprüche stellen (ich nenne nur das Wort ‚Zensur'), machen sich lächerlich, wenn man erfährt, was sie sich von ihrer eigenen Bürokratie bieten lassen. Die Versammlung am siebenten April sah das in ihrer großen Mehrheit ein; der Delegierte Rechtsanwalt Doktor F. beantragte, viel zu spät freilich, daß für den Rest der Tagung Redefreiheit für alle anwesenden Verbandsmitglieder herrschen solle. Dieser Antrag ging durch. Er war, seinem Inhalte nach, statutenwidrig. Wurde er trotzdem zugelassen, votiert, befolgt, so mußte logischer- und gerechterweise auch die erwähnte Entschließung zugelassen werden. War er nicht statutenwidrig, so konnte es auch die Entschließung nicht sein, und man mußte sie zur Diskussion stellen. Man verzichtete auf Logik, auf Gerechtigkeit.

Ergebnis: Werden die Statuten nicht schleunigst geändert, so wiederholt sich auf der nächsten, vermutlich entscheidenderen Generalversammlung das jämmerliche Schauspiel der diesjährigen. Unser Schutzverband, der am liebsten die legitime Vertretung des gesamten deutschen Schrifttums sein möchte, darf sich vor der Hand nicht einmal rühmen, die Repräsentation seiner eigenen Mitglieder zu sein. Der Verbandswille kommt in ihm kraft eines Verfahrens zustande, gegen welches das preußische Wahlmännerwahlrecht gradezu demokratisch anmutet. Die ‚Mitgliederversammlung' dieses Vereins ist gar keine Mitgliederversammlung; sie ist

eine Konferenz der Delegierten seiner Ortsgruppen, und die Mitglieder dürfen als Andächtige dabei sein. (Wie „Delegierte“ in der Regel „delegiert“ werden, das kennt man. Ein Klickchen um den Vorstand herum geht in ein Café und wählt sich.) Die Ausdrücke ‚Mitgliederversammlung‘ und ‚Generalversammlung‘ in den Statuten und Avisen führen schlechtweg irre; die Zusicherung „freier Aussprache“ im Einladungsbrief entpuppt sich als Vorspiegelung falscher Tatsachen und bloßer Köder für solche, die es verabsäumen, vor dem Besuch derartiger Konvente peinliche Satzungsstudien anzustellen. Ist, womit ich rechne, die Zusicherung diesmal im guten Glauben erfolgt, so beweist das nur, daß die Männer an der Spitze das Statut selber nicht kennen. Auch die unbekümmerte Erteilung des Worts an Nichtmitglieder bewies das.

Jährliche Zusammenkünfte von Ortsgruppendelegierten sind gewiß nichts Schädliches. Aber ihnen fehlt die Gemeinwillen bildende Kraft wirklicher Mitgliederversammlungen (im Sinne des § 32 B.G.B.). Solche Versammlungen einzuführen gilt es; zu schaffen: die Agora, das Thing, die Kammer der Literaten. Grade sie sollten in ihrer Sphäre einen verkrüppelten Parlamentarismus nicht dulden. Sie dürfen ihn weder exekutieren noch seine Opfer sein. Dieser Schutzverband der deutschen Schriftsteller, der bisher nur ihre Gewerkschaft war, hätte es in sich, auch ihr Parlament zu werden. Erst dann gewönne er in Wahrheit öffentliches Interesse; dann allerdings gleich höchstes. Will er die Funktionen aktualisieren, die er potentiell schon besitzt, dann muß er das schief-Exklusive, den dünkelhaft-klüngelhaften Dilettantismus seiner Struktur aufgeben und dafür sorgen, daß in der jährlichen Hauptversammlung jeder deutsche Schriftsteller, der ihm als Mitglied angehört, nicht der delegierte Schmierer nur, sondern auch der undelegierte Führer, Sitz, Rederecht und Stimme hat.

Die drei Theater-Aktiengesellschaften

von Max Epstein

In Berlin werden wenige Theater von einzelnen Unternehmern, die meisten von Gesellschaften betrieben. Die beliebteste Form ist die G.m.b.H., bei der der Einzelne nicht haftet und die Kontrolle der Oeffentlichkeit fehlt. Vier Theater werden von drei Aktiengesellschaften geleitet: das Deutsche Opernhaus, die beiden Schiller-Theater und das Metropol-Theater. Die Bilanzen der drei Theater sind infolge der hier notwendigen Publizierung der öffentlichen Einsicht und Kritik zugängig, und man kann aus ihnen allerlei Schlüsse ziehen, da die den Gesellschaften unterstellten Unternehmen drei verschiedenen Bühnenarten angehören. Die Bilanzen der drei Gesellschaften bezeugen die schon genügend bekannte Tatsache eines überaus regen Theaterbesuchs. Wie sich aber die materiellen Verhältnisse aus dieser Tatsache heraus gestalten,

das ist lehrreich zu beobachten. Fangen wir mit dem relativ schlechtesten Ergebnis an.

Das Deutsche Opernhaus hat mitsamt den sogenannten Unterpachten eine Einnahme von über zwei Millionen Mark erzielt und es damit zu einer täglichen Durchschnittseinnahme von etwa 5700 Mark gebracht. Jeder einigermaßen geschäftskundig wirtschaftende Direktor müßte damit herrlich auskommen. Es ist zwar nicht zu leugnen, daß der Opernbetrieb überaus kostspielig und kaum ertragreich zu gestalten ist, aber in Jahren wie dem abgelaufenen mußte eine Unterbilanz tatsächlich vermieden werden. Die Berliner Börsen-Zeitung hat sich ja mit den eigenartigen Ergebnissen dieser Bilanz schon ausführlich beschäftigt, die ‚Weltbühne' hat auf diese Artikel hingewiesen, und ich kann hier kurz sein. „Die Unterbilanz ist nach Ansicht des Geschäftsberichts und der Direktion (Otto Neumann-Hofer) geschwunden." Um das aus der Bilanz herauszulesen, muß man viel Phantasie besitzen. Die Gesellschaft hat nämlich von der Stadt Charlottenburg den Erlaß der Miete unter der Voraussetzung erhalten, daß kein Gewinn erzielt ist. Nun beträgt der herausdestillierte Gewinn ein wenig über 26 000 Mark, und diesen überwältigenden Betrag hat man der Stadt Charlottenburg gütigst überwiesen. Würde das Theater wie jedes andre Miete gezahlt haben, so würde es dieses Jahr mit einem erheblichen Verlust schließen, oder es hätte weniger Abschreibungen vornehmen können, als man auch bei bescheidenen Ansprüchen verlangen muß. Denn noch immer steht der Fundus mit über 400 000 Mark zu Buch, noch immer also findet sich ein wertloses Aktivum in der Bilanz. Man darf nicht eher ruhen, als bis sämtliche Theater von dem Unfug abgehen, Fundus als Aktivum zu betrachten. Erst wenn ein Theaterdirektor deshalb

wegen Bilanzverschleierung bestraft worden ist, weil er verbrauchte Kostüme und übermalte Leinwand als Wertobjekt betrachtet hat, wird Ordnung in die Bilanzen und in die Finanzen unsrer Theatergesellschaften kommen. Die neuen Anschaffungen des Deutschen Opernhauses an Fundus sind infolge der schwierigen Beschaffung der Materialien zum Glück gering gewesen. Umso höher stellen sich die Gagen. Mit 1 350 000 Mark Gagen und Gehältern beginnt die Gewinn- und Verlustrechnung. Ungeheure Einnahmen sind nötig, fast ausverkaufte Häuser bei hohen Preisen, um einen solchen Etat dauernd zu bewältigen. Was soll werden, wenn die große Theaterkonjunktur vorüber ist? Immer wieder warne ich davor, nicht an einen ewigen Zustand regsten Theaterbesuchs zu glauben. Die Theater müssen sich in ihrem Spielplan und in ihrer finanziellen Lage stark machen, um harte Rückschläge zu ertragen. Aus den Bilanzen der drei Aktiengesellschaften ergibt sich, daß die gute Konjunktur wohl erträgliche, aber keineswegs überwältigende Ergebnisse zeitigt. Es ist dabei zu befürchten, daß den voraussichtlich gleich bleibenden Ausgaben in Zukunft kleinere Einnahmen gegenüberstehen werden. Im Deutschen Opernhaus ist der Ertrag des Kartenverkaufs um etwa 300 000 Mark gegen das Vorjahr gestiegen. Die Verpachtung von Kleiderablage und Theaterzettel brachte 120 000 Mark. Die Schaffung dieses Postens war eine Notwendigkeit, denn um die erhöhten Betriebskosten auszugleichen, mußte eine Einnahmequelle geschaffen werden, deren Ertrag nicht allzu abhängig ist von der Höhe der Einnahmen aus dem Kartenverkauf. So bildet denn dieser Posten das erfreulichste Ergebnis der Bilanz des Deutschen Opernhauses.

Die Schiller-Theater buchen Einnahmen und Ausgaben für beide von ihnen betriebenen Theater zusammen. Man darf an-

nehmen, daß die Einnahmen aus dem Schiller-Theater Charlottenburg wesentlich höher sind als die aus dem Schiller-Theater O. Eine Steigerung der Einnahmen ist auch hier zu verzeichnen. Immerhin sind diese verhältnismäßig gering. Sie betrugen in beiden Theatern zusammen täglich etwa 2200 Mark. Mit solchen Einnahmen kann nur ein zu wohltätigen Zwecken begründetes Institut auskommen. Wie es damit bei den Schiller-Theatern steht, besagt der mitgeteilte Spielplan. Goethe, Kleist, Molière und Schiller brachten es zusammen auf wenig mehr Vorstellungen als Meyer-Förster allein. Auf diesem Niveau bewegt sich der ganze Spielplan. Es ist wunderbar, daß bei der Herrschaft solcher Autoren die Einnahmen nicht höher waren. Was wäre hier geworden, wenn die Miete für das große Schiller-Theater Charlottenburg mehr als 37 000 Mark, die für das Schiller-Theater O. mehr als 54 000 Mark betragen hätte, wenn also dieses Theater etwa so viel hätte zahlen müssen wie der künftige Pächter, Herr Heinz Saltenburg? Dabei ist der Fundus infolge unmöglich werdender Neuanschaffungen stark in Anspruch genommen worden. Er steht immerhin noch mit fast 100 000 Mark zu Buch.

Deutsches Opernhaus und Schiller-Theater werden im nächsten Jahr voraussichtlich bessere Bilanzen vorlegen können, da das laufende Geschäftsjahr in allen Theatern noch günstiger ist als das abgelaufene. Das zeigt sich auch beim Metropol-Theater. Da hier die Operette herrscht, so sind die Einnahmeziffern besonders hoch. Die Operette hat ja zur Zeit in Berlin die stärkste Anziehungskraft. Alle Operetten-Theater arbeiten also mit besonders starken Betriebsgewinnen. Im Metropol-Theater kamen diese noch nicht recht zum Ausdruck, weil alte Fehler gut zu machen waren, und weil eine größere Unterbilanz noch immer zu beseitigen ist. Der Fundus steht hier zwar nur noch mit 200 000 Mark zu Buch, und die Flüssigkeit der Mittel ist sehr stark. Aber noch ein Jahr wird notwendig sein, um diesen Fundus und eine auf das laufende Geschäftsjahr noch bestehende Unterbilanz von 265 000 Mark zu beseitigen. Das Metropol-Theater hat wohl auch die höchste Einnahmeziffer aller Theater Berlins im laufenden Jahre erreicht. Im Jahr des Geschäftsberichts ergab der Erlös aus Karten und Unterpachten fast zwei Millionen Mark. Das ist im Wesentlichen ein gleicher Betrag wie beim Deutschen Opernhaus. Aber einem Gagenetat von 1 350 000 Mark bei diesem steht beim Metropol-Theater eine Summe von kaum 700 000 Mark, also etwa die Hälfte, gegenüber.

Es ist, noch einmal, dringend erwünscht, daß die Theater, soweit sie positive Gewinne erzielt haben, diese nur in beschränktem Maße zur Verteilung zu bringen und einen weit größern Teil benutzen, um ihre wirtschaftliche Lage innerlich zu festigen und gegen Rückfälle zu stärken.

Von Reinhardt

Der Winter ist hin. Es war Reinhardts sechzehnter. Und konkurrenzlos sein trübsäligster und leerster; der erste ohne jeden Aufschwung und Höhepunkt. Es ging ihm eben zu gut. Und damit fallen für seinen ‚Bürger als Edelmann' die beiden Entschuldigungen weg, die er sonst gehabt hätte: daß er nach künstlerischen Leistungen ernstester Art doch wohl berechtigt sei, sich selbst zur Erholung, uns nicht immer zur Freude phantastische Spielereien auszuhecken; und daß er verpflichtet sei, in der Nachsaison das Defizit auszugleichen, das dank seinem strengen Ehrgeiz die Saison aufzuweisen habe. Nach einem Jahr ohne Shakespeare, aber mit Mammutdividenden eine verspätete Faschingsorgie der Nebenkünste? Der Katzenjammer beschleicht uns bereits am Abend.

Kein Gedanke freilich, daß man dem geschundenen Molière eine Träne nachweint. Wenn die Tragikomödie des ‚Geizigen' tot ist, so ist dieser Schwank mausetot. Und daß Hofmannsthal an dem Leichnam ein paar Glieder durch andre ersetzt hat, ist weder Schändung noch ein geeignetes Mittel zur Auferweckung. Schade um alle Mühewaltung des Psychologen. Jourdains Tochter will ihren Cleonte besitzen und soll ihn nicht kriegen, sodaß er als Sohn des Großtürken um sie werben muß. Der Vater: „Geschwind, sag ich Dir, Deine Hand her!" Lucile: „Nein, Vater, ich habe Euch schon gesagt, daß keine Macht der Erde mich zwingen kann, einen andern Mann zu nehmen als Cleonte. Eher bin ich entschlossen, das Aeußerste — (Sie erkennt Cleonte.) Es ist allerdings wahr, Ihr seid mein Vater; ich muß Euch gehorchen, und Ihr könnt nach Euerm Willen über mich verfügen." Daß Jourdain vor diesem jähen Umschwung nicht stutzt, erscheint dem Bearbeiter allzu albern. Aber was wird damit gewonnen, daß man von dreißig Unglaubhaftigkeiten eine beseitigt? Eine umständliche, gedunsene, aufhaltende Szene. Was hat Motivierung in einer ‚Komödie mit Tänzen' zu suchen? Denn diese stammen ja nicht von Reinhardt, sondern schon von Molière. Schon bei dem steht: „Vier tanzende Schneidergesellen nähern sich Herrn Jourdain"; oder „Sechs Köche bringen tanzend einen mit Speisen besetzten Tisch." Schon Molières Stück klafft in zwei Hälften auseinander, so glatt, daß die Comèdie an einem Abend die ersten drei Akte und an einem andern das Ballett, die cèrémonie turque mit all den Verzierungen gegeben hat, die einstmals bei der Premiere der Sonnenkönig zu sehen wünschte.

Reinhardt gibt, unendlich langsam, überhaupt nichts als Verzierungen. Substanz ist nicht wertvoll, gewiß nicht; aber sie ist doch da und ist nötig, auf daß die Verzierungen nicht Selbstzweck werden und uns zu schnell übersättigen. Bei Molière ist das unbeirrbare Gegengewicht zu dem Adelsnarren sein gesund-bürgerliches Eheweib, das robust in das Protzenfest platzt und auch sonst ihr Mundwerk und ihre Fäuste zu brauchen versteht. Weg damit! Dieser Raumgewinn wird zur Verstärkung der minderwertigen Partei durch noch einen Strauchritter und „zwei leichtfertige Personen" benutzt. Solche alten Theaterpraktiker wie Reinhardt und Hofmannsthal sind imstande, ganz zu vergessen, daß die Bühne dramatischen Gebilden gehört, und daß deren Wirkung in

jedem Falle auf der Vertiefung und Verschärfung eines Kontrasts beruht — des Kontrasts zweier Klassen oder Generationen oder Temperamente oder Empfindungen oder Stimmungen. Hier nun ist alles, was den Kontrast zwischen der Herkunft Jourdains und seinem Anspruch färben und heben soll, verwischt zugunsten einer gleichmäßig dicken Buntheit, die man dreieinhalb Stunden hindurch mehr seufzend als lachend erträgt.

Wenn man lacht und lächelt, ists meist über Pallenberg. Die Heiterkeit bricht sich an seiner Tochter Helene Thimig und ihrer feinen Schwermut, mit der sie in Hofmannsthals frühe Versspiele besser passen würde als in dieses derb entartete Rokoko. Aber sie belebt sich wieder, die Heiterkeit, an Gülstorffs Philosophen, der die Karikatur nie so weit treibt, daß nicht immer ein Mensch hindurchschimmerte. Was da sonst herumkraucht und -hüpft, ist weder persönlich genug, um den Blick auf Jourdain zu verstellen, noch mittelmäßig genug, um den Blick zu trüben. Und Pallenberg blinzelt, verzieht den Mund und scheint sich ein bißchen zu genieren, daß er so viel Geld geerbt und so schlecht gelernt hat, es auszugeben. Ein verschämter Reicher. Von dieser Verschämtheit wird die Figur in einem Grade zart, daß man sie der Wucht so massiver Szeneneffekte garnicht gewachsen glaubt. Mitten in der Groteskkomödie ein entschlossener Verzicht auf Groteskkomik, Hang zur Andeutung, Hauch und Grazie — es muß schon die Schlichtheit der Fülle sein, die da durchhält und durchkommt. Pallenberg — zum Entzücken ficht er und singt und tanzt und dienert und sonnt sich in seinem Glück und starrt mit großen Augen auf die betäubende Afferei, in die er verwickelt ist. Man denkt an Nicolais Finale: wie die Elfen den gefoppten Falstaff, das Mastschwein, umschweben. Aber hier ist es eigentlich umgekehrt: Pallenberg treibt die Elfenkunst, und das Mastschwein ist diese schleppfüßige, speckige, schnaufende Inszenierung.

Und dann wird aus Abend und Morgen ein neuer Tag, und man wacht auf und — seltsam —: der Katzenjammer ist weg. Man hat von dem Gastmahl des Trimalchio keinen übeln Nachgeschmack auf der Zunge. Es war zwar eine barbarische Schlemmerei, und man möchte sie keineswegs noch einmal mitmachen: aber der Koch hatte Surrogate verschmäht und Zutaten von der besten und reinsten Qualität verarbeitet. Auf einen Lieferanten wie Ernst Stern kann er sich verlassen. Der hat diesmal Marke Bayros geliefert, einen geistreich modernisierten Fragonard — nichts hätte ähnlich gut gepaßt. Und vor allem war da die Tafelmusik, die man im Ohr und in den Füßen behalten hat. Nachdem Ariadne sich von Jourdain getrennt hat, wärs freilich schade gewesen, diesen unbegleitet zu lassen. Der Bayer Richard Strauß bedarf des Parisers Lully, um den verlangten Stil zu treffen. Aber wie trifft er ihn! Schwerelos, anmutig altertümelnd, lustig mit ernsten Untertönen. Und wie bereichert er ihn! Selbst in diese französische Form ergießt er ein bezauberndes Deutschtum. Und je mehr man sich dessen erinnert, desto betrübter wird man, daß Reinhardt, der Stiltalente wie Hofmannsthal, Strauß, Stern und Pallenberg zu vereinen weiß und selber nicht das geringste ist — daß der nicht das kritische Auge findet, das auf allen Proben ruht und ihn hindert, schließlich doch nur eine wulstige Stillosigkeit hervorzubringen.

Und dann wird aus Morgen und Tag ein neuer Abend, und der Katzenjammer ist wieder da. Ludwig Fulda riskiert ein Traumspiel. Fulda und Traum: das ist wie Hindenburg als Verlierer des linken Rheinufers; wie ein Librettist des ‚Dreimäderlhauses' als Straßenbettler; wie Guido mein Thielscher als Jockeychen. Theophil Schlebusch, Dichter, Maler und Komponist im Nebenberuf, ist mit seiner Minna durchaus nicht zufrieden. Er wünscht sie sich entweder als aufmunternde Egeria oder als mitstrebende Kollegin oder als verführerische Geliebte. Auf daß der Lederhändler nun Minna als ‚Die Richtige' erkennen lerne, versenkt ihn Fulda in einen Mondscheintraum. Einen mathematisch zuverlässigen Traum. Es kommt in Haupt- und Nebenpunkten, wie mans erwartet hat. Die Egeria wird zur Megeria, die Kollegin siegt als Rivalin, die Geliebte entpuppt sich als Dirne. Ha, wacht da Theophil schweißgebadet auf und gelobt, für den Rest seines ledernen Lebens bei seiner parchentenen Minna zu bleiben! Das Wappentier dieser vier Akte ist das Lineal. In derselben Reihenfolge treten dieselben Figuren verschieden verkleidet auf, und ihren Eingang und Ausgang segnet der Traumkobold, Fuldas Muse von jeher. Wenn von allen lebenden Menschen ein einziger so träumt, ist ers; und selbst er träumt anders. Er hat hier also nicht aus dem umgebenden Leben, sondern aus dem vollen Born seiner Phantasie geschöpft, und da war er bekanntlich immer am unwiderstehlichsten.

Die in der Volksbühne zischten, waren freilich offenbar andrer Meinung. Oder weshalb zischten sie sonst? Fräulein Christians schien seinerzeit, beim ersten Anblick, genau so hübsch und genau so talentlos wie ihr Vater; bei näherer Betrachtung zeigt sich, daß sie noch hübscher und noch talentloser ist. Aber deshalb zischten die Leute nicht. Umso weniger, als Waßmanns Drastik sie ausreichend unterhielt und Gebührs Delikatesse selbst in dem Riesenhaus nicht verloren ging und sich zur Verwunderung über die Heims die Bewunderung dieser eigentlich doch „sentimentalen Liebhaberin" gesellte, die mit der einfallsreichsten Verwandlungsgabe Minna, Ingeborg, Heloise und Cleo unterschied und sich so, auf einmal Charakterkomikerin, als berufene Nachfolgerin der Hedwig Wangel empfahl. Weshalb nur zischten die Leute? Es waren sichtlich und hörbar dieselben, die vier Tage vorher gezischt und sogar gepfiffen hatten — nachdem bis jetzt immer der Premierenapplaus bei Reinhardt unerträglich gewesen war. Und wenns ihn, leider, schon nicht zur Selbstbesinnung gemahnt hat, daß ein alter Schlachtengefährte von unverändert, unveränderlich freundwilliger Gesinnung seit vielen Monaten auf ihm herumhackt: diese Erbitterung seiner Gemeinde sollte ihm Warnungszeichen sein. Die ganze Woche im Deutschen Theater: ‚Der Bürger als Edelmann', in den Kammerspielen gar: ‚Sumurun', in der Volksbühne, unausdenkbar: ‚Die Richtige' — er hat sichs diesen Winter nicht schwer genug gemacht, um sichs jetzt so kinderleicht machen zu dürfen. In jenem pseudomolièrischen Fest für die Kriegsgewinnler steckt ein Vermögen. Wer keiner ist, beklagt sich, daß das nicht einem Kunstwerk zugutegekommen ist, und — und „wer gestern Hosianna sang, ruft morgen: Crucifige!" Das Theaterpublikum ist die wetterwendischste Bestie. Reinhardt sei auf der Hut!

Illustrierte von Alfred Polgar

Das letzte Mal sah ich ‚La Vie parisienne' im Juli 1914, Sonntag-Vormittags, in einem Ringstraßenkaffeehaus. Sie war tags zuvor gekommen, und ihr satiniertes Papier glänzte noch unbefleckt von Leserfingern. Auf den zwei Seiten in der Mitte des Blattes gab es farbige Zeichnungen von Préjélan (ich glaube, so hieß der Zeichner). Zwölf junge Mädchen, die Sommerspiele spielten. Sie hatten ganz zarte, hauchdünne Kleidchen an und zeigten im Lauf und Sprung und Sturz ihre langen, feinen Beine. Und hie und da noch ein Stückchen mehr. Unter dem Bild stand: ‚Comment elles s'amusent"

An jenem Vormittag sah ich auch und gleichfalls zum letzten Mal: ‚Le Rire'. Das Titelbild war folgendes: Ein alter Invalide mit Stelzbein blickte sich, auf der Straße, verliebt und zärtlich grinsend, nach einem hübschen Mädchen um, das, eine riesige Hutschachtel am Arm, vorübertrippelte. Und, siehe, aus dem hölzernen Fuß des Invaliden sproß ein kleines grünes Blatt. Unter dem Bild stand: ‚Le printemps'.

Es waren ja lasterhafte und freche Zeitungen, die vom Ernst des Lebens nicht viel Kenntnis nahmen. Aber man sah sie trotzdem gern, diese graziösen Blätter voll Bosheit, Drolerie und Leichtsinn.

Es war Schaum, abgeschöpft aus des Lebens vollem Glase. Schwerlos, flüchtig, eine Sonne guter Laune in unwahrscheinlichstem Geglitzer widerspiegelnd.

Schade, daß sie seit drei Jahren nicht mehr zu uns kommen, die „illustrierten Zeitungen" aus der Fremde. Es hatte seinen Reiz, so Duft und Klang andrer Städt' und Länder zu ahnen, die Wärme andrer geistiger Klimate zu verspüren, sich am Kaffeehaustisch im Fluge durch die Welt zu blättern. Durch die Welt des jeweiligen Augenblicks.

Es waren die Reisen des armen Mannes. Weihnachten, zum Beispiel, fuhr man besonders gern nach London. Da kamen die ‚London News', und ‚The Sketch' und ‚Daily Graphic', festtäglich bunt und blätter-üppig. Schauspielerinnen mit Engelsgesichtern und Ringellocken bis zu den Schultern lächelten süß. Fußballhelden und Regattensieger, den Hochmut des Weltrekords in den Augen, zeigten, arm-verschränkt, staunenswerte Brustkasten und Beinmuskulaturen. Die illustrierte Novelle aber spielte ein Jahrhundert vorher: Postkutscher knallten unsagbar frohgemut durch die Landschaft, Gentlemen in braunen Stiefeln mit breitem schwarzen Lack-Besatz am Schaft-Ende standen an Kamine gelehnt, Ladies in Allongeperücken saßen träumerisch, Hand mit offenem Brief in den Schoß gelegt, im Wäldchen kreuzten zwei Edel-Jünglinge in Escarpins und weißen, plodernden Seidenhemden das Fleuret, inmitten einer Koppel schlankbeiniger Windhunde blies ein Diener das geringelte Horn, und wie ein Sturm in Rot brauste die Parforcejagd über sattgrüne Wiesen.

Alles blinkte ganz unwahrscheinlich sauber, fein und glatt. Kitsch, jawohl.

Aber war der süße Kitsch nicht noch immer schöner als der blutige? Als erdaufwühlende Granaten, Männer in Stacheldraht verzappelnd, „Wirkung der Fliegerbomben"? Und Generale, unbeschreiblich strategisch über Landkarten gebeugt?

Gibt es noch ‚La Vie parisienne'? Vielleicht.

Aber ‚Le Rire'? Nein, das gibt es bestimmt nicht mehr.

Jedenfalls kommt es nicht zu uns. Seit drei und dreiviertel Jahren schon nicht.

Dafür aber, etsch, kommen auch schon ebenso lange die ‚Fliegenden Blätter' nicht nach Paris.

Und so gleicht sichs gewissermaßen aus.

Frühlingstriebe von Alfons Goldschmidt

Die im Winter etwas abgekühlte Spekulation blüht wieder auf. Die Börse ist unentwegt optimistisch. Es gibt keine Friedensbaisse trotz Friedenshoffnung. Wer annahm, daß der Kursrausch mit den Kriegsjahren verfliegen würde, hat sich geirrt. Es wird weiter getanzt. Auf Bedenken hört der Spekulant nicht mehr. Er sieht nur Riesendividenden, Bonusse, hört in den Generalversammlungen den Verwaltungsjubel, erfährt hintenrum von gespickten Reserven und erwartet einen ewigen Auftragsegen. Uebergangs- und Friedenswirtschaft ist für ihn Fortsetzung der Kriegswirtschaft. Die Millionengewöhnung ist so süß, daß er sie nicht mehr entbehren kann. An Enttäuschungen glaubt Keiner. Die Valuta-Aengste sind tot, das Rohstoffproblem wird kaum noch diskutiert. Es ist eine glückliche Gesellschaft. Nicht nur in Berlin, auch in Wien wird fortgerummelt. Die Oesterreichische Länderbank hat im Jahre 1917 aus Effekten- und Konsortialgeschäften über 9 Millionen Kronen gegen 6 Millionen Kronen im Vorjahr und 2½ Millionen Kronen im besten Friedenseffektenjahr vereinnahmt. Es gibt keine Kursgrenzen mehr, keine Einklangsberechnungen, keine Selbstwarnungen. Wo soll das hin? Baut ab, Herrschaften! Baut langsam ab, ohne Ueberstürzung, aber baut ab! Kurse sind keine Weitgeschosse. Sie purzeln auf dem Weg nach oben.

*

Geld haben wir wie Wasser. Man nennt diesen Zustand: Flüssigkeit. So viel Geld war noch nie in Deutschland. Wenn Geld röche, so stänke ganz Deutschland nach Geld. Geld oben, Geld unten. Weniger Geld allerdings in der Mitte. Aber auf die Mitte gibt man jetzt nicht so viel: alles sieht nach oben oder nach unten, je nach der politischen Konjunktur. Geld wird geschmissen. Die Hoffnung auf ein Schleichhandelfiasko hat getrogen. Die Soliditätsoptimisten, zu denen auch ich gehörte, haben sich elend blamiert. Es werden wahnsinnige Preise gezahlt. Für abgestandene Klubmöbel gibt der Kriegsgewinnler ein Vermögen. In der Automatenzeit der Hühner kostet das Ei achtzig Pfennige. Das Weibchen glänzt im Frühlingskleide, der Jüngling paradiert mit Lackstiefeln und im neuen Rock, den er für schweres Geld und ohne Bezugschein gekauft hat. Der Frühling lockt die Kröten heraus. Wehmütig macht der Finanzkritiker seine Moralstatistiken auf und beginnt mit längst abgelegten Kleidern zu handeln. Denn Geist ist heute billiger als Tinte. Die Gestehungskosten wachsen den Schäbigen mit dem Kopfe

über die Erträglichkeitsgrenze hinaus. Fünf magere Jahre hat der deutsche Schriftsteller bald hinter sich. Fette Jahre hat er noch nie gekannt. Aber durchwachsen: so möchte er die Zukunft haben.

*

Die achte deutsche Kriegsanleihe wird ein Bombenerfolg. Millionenberge wurden angeschleppt. Von 250 Millionen bis 1 Million abwärts trug der lange Zug der Glücklichen herbei. Es wird ein Bombenerfolg, daran ist nicht zu zweifeln. Auch ohne die Zeichnungen Derer, die nicht zeichnen können. Einige Uebereifrige haben mit der Benachteiligung der Unwilligen gedroht. Das ist unmoralisch, ungerecht und unsinnig. Selbst einige hundert Millionen machen den Kohl nicht fetter. Die Reichsregierung bekommt, was sie braucht. Wer zeichnen kann, soll zeichnen, muß zeichnen. Immer allerdings wird es Leute geben, die aus Verärgerung, aus falscher Angst oder von uns nicht geteilter Ueberzeugung den Kassen fern bleiben. Laßt sie fern bleiben! Der Reichsschatzsekretär sollte den Hitzigen sagen, daß der Steuergerechtigkeitsgrundsatz in Deutschland weiter besteht. Wie denken sich eigentlich jene platten Fanatiker des Anleihechauvinismus die Technik und die Folgen? Ich bin überzeugt: die Regierung billigt dieses Treiben nicht. Sie kann ruhig und stolz die Emissionsergebnisse abwarten. Im Eiltempo kommen die Milliarden gelaufen. Schon vor der Zeichnungseröffnung war eine beinahe angelangt. Will man noch mehr? Zeichnet die achte Kriegsanleihe, zeichnet sie bis zum letzten Augenblick, zeichnet sie zum zweiten Mal, zögert nicht, wenn Ihr Geld habt oder auftreiben könnt! Zeichnet, zeichnet, zeichnet!

*

60 Millionen Pud Brotgetreide soll die Ukraine den Zentralmächten liefern. Im April 9, im Mai 15, im Juni 20, im Juli 19 Millionen Pud. Anfang April schon hatte die Lieferung begonnen. Das wird ein ganz hübscher Zuschuß, den wir in den Erntevormonaten recht gut gebrauchen können. Es wird alles, wenn man nur wartet. Als der Friedensvertrag mit der Ukraine unterzeichnet war, kündigten die Plötzlichen die schleunige Aufnahme der Lebensmittelausfuhr an. Aber so einfach war die Sache nicht. Es gab da allerlei Hindernisse, und es gibt auch noch allerlei Hindernisse. Aber die Ukraine, das heißt: die Regierung in Kiew hat sich verpflichtet. Sie muß den Vertrag innehalten. Beginnt jetzt endlich der Sturz der Schleichhandelspreise? Ich prophezeie nicht mehr, ich konstatiere nur noch, nachdem ich gesehen habe. Immer wieder klammert man sich an Lehrsätze der Nationaloekonomie. Sie wurden einem eingepaukt, und man kann sie nicht vergessen. Aber heute gelten sie nicht mehr. Heute gilt die Hitze, die Gier, die Unvernunft, der Gewinnfrühling, dem vielleicht bald ein Sommer des Mißvergnügens folgen wird.

Antworten

Enthusiastin. Sie schreiben in heller Erregung: „Die Mildenburg hat im Deutschen Opernhaus am ersten April die Kundry, am fünften die Ortrud gesungen. Beide Male war keine Kritik geladen. Besonders Ortrud war ein Wurf von einer Genialität, die Mitspieler und Zuhörer gleichermaßen in Bann schlug. Die Stimme herrlich, von äußerster Ausdrucksfähigkeit, die ganze Gestaltung eine Vision, die weit über Wagner hinausging. Und Jeder im Hause spürte das Genie. Dieses aber wird nach solchem Abend totgeschwiegen. Gibts wirklich kein

Mittel, sich dagegen zu wehren? Während über jede neue Operette, über den dümmsten Schwank, ja bereits über den albernsten Film ausführliche Kritiken erscheinen, ist die größte Tragödin der Opernbühne engagementslos und bleibt es, weil weder Direktoren noch Agenten durch die Presse erfahren, welchen ungeheuren Erfolg sie an jedem Gastspielabend beim Publikum hat." Das Deutsche Opernhaus wird von Herrn Otto Neumann-Hofer geleitet, der zur Kunst dieselbe Beziehung wie mein Barbier zu den Veden — was also wundert Sie da? Aber in unserm Fall ist auch die Mildenburg nicht ohne Schuld. Läßt man sie in der Bismarck-Straße etwa aus Mitleid gastieren? Selbstverständlich nicht; sondern weil man sie grade braucht. Dann aber kann sie Bedingungen stellen. Warum fordert sie nicht, daß Kritik geladen werde? Und wenn man, was selbst in diesem Theater kaum anzunehmen ist, darauf nicht eingeht und sie trotzdem gern singen möchte: warum legt sie nicht den paar wichtigern Musikkritikern offen den Sachverhalt dar? Käme heute, zum Beispiel, Else Lehmann in diese Situation: keiner unter uns würde ihr seine Hilfe verweigern. Unsre Kollegen von der andern Fakultät würden genau so wenig versagen und vielleicht dem schändlichen Zustand ein Ende machen, daß eine Riesenerscheinung wie Anna von Mildenburg statt auf der Bühne auf dem Markt steht.

Kurt Hiller. Was Ihnen Robert Breuer, der Geschäftsführer des Schutzverbands Deutscher Schriftsteller antworten wird, das können Sie jetzt schon erfahren: „Erstens: Der S. D. S. ist in Ortsgruppen aufgeteilt. Auf der Generalversammlung, zu der allerdings alle Mitglieder des Verbands eingeladen werden, müssen diese Ortsgruppen gemäß der Zahl ihrer Mitglieder vertreten sein. Das kann nur durch Delegierte geschehen. Auf je fünfundzwanzig Mitglieder kommt ein Delegierter, doch können auf ihn auch die Stimmen mehrerer Einheiten vereinigt werden. Eine Ortsgruppe von fünfundsiebzig Mitgliedern kann durch einen Delegierten, der dann drei Stimmen hat, vertreten sein. Nach diesem Prinzip verfahren auch alle politischen Parteien. Auch der Reichsverband der deutschen Presse hält seine Generalversammlung als einen Delegiertentag ab. Geschähe dies nicht, so würden die auswärtigen Ortsgruppen, da die Haupttagung des S. D. S. regelmäßig in Berlin stattfindet, vergewaltigt werden. Eine Abstimmung, die den Willen aller Mitglieder des Verbandes zum Ausdruck bringen soll, kann nur durch Delegierte vorgenommen werden. Das bedingt, daß auch nur Delegierte zur Sache reden. Denn da die Rede den Zweck hat, die Abstimmung zu beeinflussen, würde durch Redefreiheit für alle berliner Mitglieder das Mitbestimmungsrecht des auswärtigen Delegierten und so das seiner Ortsgruppe gefährdet sein. Zweitens: Die Delegierten werden von der Hauptversammlung ihrer Ortsgruppe gewählt. Zu diesen Hauptversammlungen wird jedes Mitglied eingeladen, um zu reden und um zu stimmen. Berlin hat das Recht, sechzehn Delegierte zu wählen. Wäre Herr Doktor Hiller zur Hauptversammlung der berliner Ortsgruppe erschienen, so hätte er auf die Wahl dieser Delegierten gebührenden Einfluß nehmen können. Als er im Jahre 1917 selbst zum Delegierten gewählt worden war, hat er übrigens das Zutreffende des Systems dadurch anerkannt, daß er das Amt annahm und konsumierte. Drittens: Zu erwägen bleibt, ob im Anschluß an die Delegiertenversammlung, die über die Grundauffassungen und die entscheidenden Maßnahmen des Verbandes bestimmt, eine Oeffentliche Versammlung veranstaltet werden soll. Es ist dies aber nur eine taktische Erwägung, die zu bejahen wäre, wenn einem bestimmten Unternehmen des Verbandes eine besondere Resonanz gegeben werden soll. In solcher

Absicht beschloß die diesjährige Generalversammlung, als ein entsprechender Wunsch laut wurde, die allgemeine Redefreiheit. Viertens: Die Zulassung bestimmter Vertreter von Behörden, politischen Parteien undsoweiter zu den Delegiertenversammlungen ist eine allgemeine Gewöhnung, die in der Zweckmäßigkeit ihre Begründung hat."

Willi W. Nein, eine ‚Fackel' ist leider immer noch nicht wieder erschienen. Dafür (bei Richard Lanyi in Wien, Kärtner-Straße 44) eine Broschüre von Leopold Liegler: ‚Karl Kraus und die Sprache'. Der Autor verweist auf ein Friedensbuch über ‚Karl Kraus und sein Werk'. Aber schon diese kleine Schrift wird manches Mißverständnis beseitigen und eines Propheten Prophet sein. „Wenn Karl Kraus ein Ding zur Sprache gebracht hat, so hat er es nie getan auf der Ebene der Meinung, er begnügte sich auch nicht damit, es bloß in den Sprachbereich einbezogen zu haben, sondern er rührte an das Wort — an das alte, scheintote Wort — und siehe, es schlug seine Augen auf und redete selbst von seinem tiefsten Geheimnisse. So hat er die Dinge zur Sprache gebracht!" Vom fünften bis achten Mai wird er in Berlin seine Sprache zum Klingen bringen und nicht nur seine, sondern Shakespeares und Goethes, Nestroys und Hauptmanns dazu. Wenn Sie sich für den verpfuschten Theaterwinter entschädigen wollen, versäumen Sie keine dieser vier Vorlesungen. Karl Kraus ist auch auf dem Podium ein Phaenomen. Er nimmt es mit allen Vortragskünstlern Deutschlands, ja mit ganzen Schauspiel-Ensembles auf; und nachdem die Volksbühne eben erst ‚Hanneles Himmelfahrt' ruiniert hat, wird er das Werk wiederherstellen, daß die Engel in Hanneles Himmel ihre Freude dran haben werden.

Sport

Die neue Rennsaison. Nach manchem Hangen und Bangen ist jetzt endlich die Festlegung der Renntermine für die diesjährige Rennsaison erfolgt. Nach den Veröffentlichungen des Union-Klubs waren Ueberraschungen kaum mehr zu erwarten und sind auch tatsächlich nicht eingetreten. Wir werden also in Groß-Berlin fürs erste nur die Rennveranstaltungen des Union-Klubs und des Berliner Rennvereins behalten, während die übrigen Renn-Vereine zunächst zu unfreiwilligem Feiern verurteilt sind. Das Wichtigste und Interessanteste ist, daß, wie schon angedeutet, die Rennen des Union-Klubs im ersten Teil der Rennzeit, statt in Hoppegarten, auch in Grunewald abgehalten werden, und daß somit zum ersten Mal eine ganze Reihe klassischer Zuchtprüfungen auf der Bahn des Berliner Rennvereins gelaufen werden.

Nachdem jetzt die Renntermine feststehen, gelangen auch von den verschiedenen Rennplätzen die Eröffnungsrennen zur Ausschreibung. Der erste Hoppegartener Renntag im Grunewald am 5. Mai bringt acht Rennen im Gesamtwert von 87 200 Mark. Die Hauptnummer bildet wieder der Hoppegartener Ausgleich, dessen Wert auf 27 000 Mark verdoppelt wurde. Neu ist das mit 12 000 Mark ausgestattete Frühlingsrennen für Vierjährige. Auch alle anderen Rennen wurden wesentlich aufgebessert.

Für den Grunewald-Eröffnungstag am Sonntag, 21. April, liegen jetzt die weiteren Nennungen vor. Da für 4 Rennen insgesamt 131 Unterschriften abgegeben wurden, sind durchweg starke Felder am Start zu erwarten.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Wir und die Alldeutschen

von Germanicus

Unsre letzten Wochenübersichten haben wieder einmal eine Anzahl Briefschreiber in Bewegung gesetzt. Insgesamt richten sie an uns die entrüstete Frage, wodurch wir uns eigentlich noch von den Alldeutschen unterscheiden. Wir hätten den Ostfrieden zwar kritisch betrachtet, aber ihn schließlich mit heimlichem Schmunzeln entgegengenommen. Wir wären sichtlich dabei, die Juli-Resolution abzubauen, und sagten deutlich genug, daß wir vor der Versetzung etlicher Grenzpfähle auch im Westen nicht zurückscheuen würden. Wahrscheinlich bekennten wir uns sogar zu der Rechnung, die eine konstante, für England schließlich doch mehr als peinlich werdende Differenz zwischen den Schiffsneubauten der englischen Werften und der durch die deutschen U-Boote erreichten Versenkungsziffer annimmt. Ueberhaupt machten wir unsre Politik abhängig von den militärischen Ereignissen und scheuten uns nicht, die Idee an das Schlepptau des gewalttätigen Sieges zu knoten. Wir sind beinah zerknirscht und geben all die Schandtaten, die man uns da vorwirft, nicht ohne leise Selbstironie, aber auch nicht ganz ohne Befriedigung zu. Wir haben allerdings während des Krieges mancherlei gelernt und sind zaudernd zu der Erkenntnis gekommen, daß die Tatsachen in der Regel stärker sind als sämtliche Abstraktionen, Vorstellungen, Ideale. Dabei wurden wir keineswegs blind gegen das diffizile Problem: was wohl früher sei, die Idee oder die Tatsache, und daß Ideen sich durch Tatsachen, die ihnen anscheinend widersprechen, verwirklichen können. Ob wir jemals an den ewigen Frieden unerschütterlich geglaubt haben, können wir heute kaum noch sagen. Aber wir möchten nicht grundsätzlich abstreiten, daß der Krieg, vielleicht sogar die Serie der Kriege, die mit dem jetzt zu Ende gehenden möglicherweise anfängt, die Voraussetzung zu internationalen Verständigungen zwischen möglichst großen Interessenkomplexen ist. Wir haben die Wirkung des Trägheitsgesetzes in der politischen Entwicklung peinlich kennen gelernt: der kapitalistische Staat ist durch den Krieg nicht aus den Fugen gegangen, und dort, wo die Demokratie die Entwicklung jäh abgebrochen hat, in Rußland, hat sich ein Zustand ergeben, den ehrlich nicht einmal unsre Unabhängigen herbeiwünschen. Dies alles einzugestehen, scheint uns keine Verleugnung dessen zu sein, was wir einst als die Zentralidee unsres politischen Denkens bekannten; wir haben nur begriffen, daß die Politik die Kunst der Diagonale ist, und daß das Aeußerste, was eine bestimmte Anschauung vom Wesen der Dinge und vom Ablauf der Entwicklung zu erreichen vermag, die Auslösung eines gestaltenden Druckes auf den Verlauf solcher Diagonale ist. Und da eben glauben wir, auch heute noch im schärfsten Gegensatz zu den Alldeutschen zu stehen. Unser Druck begegnet dem ihren, und

würden wir sie ein antreibendes Element nennen, so müßten wir von uns sagen, daß wir ein retardierendes sind. Das wäre nun für sie eine unerhörte Anerkennung und für uns schimpflich, wenn solches Antreiben bedingungslos den deutschen Sieg und mehr als das: den Aufstieg der deutschen Idee bedeutete, und wenn umgekehrt solche Verlangsamung des Tempos eine Verwässerung des Erreichbaren mit sich brächte. Das eben ist das Geheimnis der Diagonale, und hier scheiden sich die Meinungen: gleich uns wollen die Alldeutschen die möglichst schnelle Herbeiführung eines Zustandes, der der friedlichen Arbeit höchsten Erfolg sichert, und gleich den Alldeutschen wollen wir ein starkes Deutschland. Aber: wir sind der unbedingten Ueberzeugung, daß die Art, wie die Alldeutschen operieren, niemals das Ziel erreichen lassen wird, und daß dieses Ziel überhaupt nur erreichbar ist, wenn die Kraft, die dem deutschen Volke lawinenhaft entströmt, kritisch gezügelt wird. Kritik braucht nicht skeptisch oder gar zersetzend zu sein; sie kann sehr wohl aufbauen, sie hilft oft genug erst den instinktiven Drang klären und macht ihn so fruchttragend. Die Alldeutschen sind ungebändigter Instinkt; wir möchten solcher Animalität ideesuchende Kritik sein. Wir hätten gegen die Alldeutschen kaum etwas einzuwenden, wenn sie nicht, was allerdings zu der Lebensart solcher Erscheinungen gehört und darum kein Vorwurf, sondern nur eine Feststellung ist, mit Unfehlbarkeit gegürtet wären. Begriffen sie die Relativität ihrer Berechtigung und ihrer Einflußmöglichkeit, so könnten wir sie als einen nützlichen Faktor im politischen Kalkül uns gefallen lassen. Die Alldeutschen aber sind in dem Wahn befangen, daß jeder, der nicht so will, wie sie gern wollen, mehr als ein Narr, nämlich ein Verräter ist. Und das allerdings macht sie nicht nur unbequem, sondern oft genug und jedenfalls überwiegend zu Schädlingen. Ueber ihr Programm ließe sich diskutieren: ihre Methode ist töricht und selbstzersetzend. Absolut betrachtet dürfte das politische Zusammensetzespiel, wie es die Alldeutschen betreiben, nicht gar so viel minderwertiger sein als das unsrige: die Monomanie aber, die von jeder intellektuellen Hemmung entblößte Perversität, mit der sie sich ihren Zwangsvorstellungen hingeben, macht sie für die Durchführung einer Wirklichkeitspolitik unbrauchbar. Sie sind viel mehr Verräter als irgendein noch so gewitzter feindlicher Nachrichtenagent, denn sie entblößen bis zur Schamlosigkeit ihre Pläne. Sie schwelgen in einem rauschartigen Wiederkauen und Vorwegfressen dessen, was man unter gegebenen Umständen wohl tun kann, jedoch nur dann mitteilt, wenn solche Mitteilung einen die Handlung erleichternden Zweck ausübt, nicht aber das genaue Gegenteil hervorrufen muß. Die Politik der Alldeutschen ist primitiv wie die der Raubvölker. Daher ist sie brutal, herausfordernd und tückisch. Sie ist moralisch minderwertig, ohne Kenntnis des Handwerks und dilettantisch. Sie ist vor allem völlig ungeistig und schon wegen solcher Blindheit vor den höhern Entwicklungsgesetzen zur Enttäuschung verurteilt. Die politische Archi-

tektur kann mit den Alldeutschen wohl rechnen und wird sie darum in einem gewissen Umfang gewähren lassen: als Antreiber, als Fratzenschneider, als schwarzer Mann, als Reizmittel, um eine Erstarkung des Gegensatzes hervorzurufen. Niemals aber könnten die Alldeutschen die Herrschaft antreten, und wenn es auch zuweilen so aussieht, als wären sie dabei, dies zu tun, und wenn sie sich auch dauernd Mühe geben, zu zeigen, daß die Entwicklung so läuft, wie sie vorausgesagt und angestrebt haben, so bleiben sie doch immer nur sekundäre Episode. Wobei sich freilich die Schwierigkeit zeigt, genau zu umschreiben, was denn nun eigentlich alldeutsch ist, und welche Bevölkerungsschichten diesem Gefühlskomplex die Akrobaten liefern. Der laute Troß der Alldeutschen besteht aus mittlern und kleinen Leuten, aus Offizieren, die das richtige Verhältnis zwischen dem militärischen Schein und der politischen Auswirkung nicht zu finden vermögen, aus Lehrern, die gegen die Beschränktheit ihres Wissens unempfindlich sind, aus subalternen Beamten und andern Bierbankphilistern, aus pathetisch geschwollenen Pfarrern und schlechten Dichtern, aus Sadisten des Rassenwahns und Exhibitionisten der blonden Seele. Es bedarf keines Hinweises, daß uns von solcher Unterwelt ein Luftkreis trennt. Anders steht es um die eigentliche Basis des Alldeutschtums: um die Schwerindustrie und die mit ihr zusammenhängenden Wirtschaftsbildungen. Da möchten wir nun meinen, daß die Gelder, die für die alldeutschen Lärmmacher aufgewandt werden, den wirklichen Interessen des Bergbaus, der Kohlenförderung, des Eisenwalzens und des Schienenziehens mehr Schaden als Nutzen bringen. Die Verbindung der Schwerindustrie mit den alldeutschen Derwischen läßt sich begreifen, ist aber dennoch ungesund. So gewaltige Faktoren wie die, um die sichs hier handelt, können nicht unentwegt eine Politik der Monomanie machen: sie müssen die Diagonale suchen, und dies selbst dann, wenn sie dazu sich unter das Regulativ der erstarkenden Demokratie zu stellen haben. Es wäre auf die Dauer nicht erträglich, zwischen der Schwerindustrie und dem übrigen deutschen Volk eine Kluft zu wissen; die hier gegebenen Gegensätze werden gewiß in absehbarer Zeit nicht ausgetilgt werden können; aber es müssen sich Beziehungen herstellen lassen. Das deutsche Volk hat nicht für die Sonderinteressen bestimmter Montan-Magnaten gekämpft und wird dies künftig erst recht nicht tun. Wenn jedoch zutrifft, daß der Aufstieg der Industrie sich deckt mit der Emporentwicklung der Lebensmöglichkeiten für die Gesamtheit des Volks, dann fällt für die Industrie die Notwendigkeit einer aparten Schutztruppe dahin, dann sind die Alldeutschen entbehrlich und nur noch Schwatzgemeinschaft. Die Entwicklung der Schwerindustrie aber ist jedenfalls besser gesichert, wenn sie, statt von einem Häuflein Phrasenmacher kompromittiert zu werden, lieber das unterläßt, was verschleiert werden muß, und sich auf ihre Zusammengehörigkeit mit den übrigen Bestandteilen des Reichs besinnt. Auf die Dauer sind die Alldeutschen auch als Prellbock gegen die Demo=

kratie nicht verwendbar, und die Schwerindustrie würde jedenfalls klüger handeln, wenn sie, statt die Ala zu füttern, sich rechtzeitig auf das gleiche Wahlrecht, auf die Abschaffung des § 153, auf die Einführung unvermeidlicher Monopole, auf eine angemessene Kriegsgewinnsteuer einstellte.

Publizisten von Johannes Fischart

XIII.

Octavio Freiherr von Zedlitz und Neukirch

Seine politische Tätigkeit reicht zurück bis in jene Zeit, da Preußen aus Ostelbien, der Altmark und den rheinischen Provinzen bestand. Im Todesjahr Friedrich Wilhelms des Dritten wurde er, 1840, zu Glatz geboren. Der Vater brachte es bis zum Königlich Preußischen Regierungspräsidenten. Der Sohn zu einer weniger hohen Stellung, aber doch zu erheblich größerem politischen Einfluß. Gleichsam mit Preußen ist auch er groß geworden. Aber er war, im Grunde genommen, ein Repräsentant des alten Obrigkeitsstaates Preußen, und nun, wo die Monarchie, mit hörbarem Ruck, sich anschickt, eine andere staatliche Laufbahn einzuschlagen, da wendet sich Octavio, der alte ritterliche Kämpe, ab und legt sich, müde und matt, aufs Krankenlager. Mit Hebbels Meister Anton seufzt er resigniert: „Ich verstehe die Welt nicht mehr", in der ich jahrzehntelang durch schlaue Kompromisse alle politischen Unebenheiten recht und schlecht zu glätten versuchte. Jetzt geht's, wie draußen unter dröhnendem Kanonendonner, auch drinnen hart auf hart. Alles ist auf ein Entweder-Oder gestellt, auf ein Alles oder Nichts, auf gleiches Wahlrecht oder Zuchtrute der Regierung: „Was habe ich da noch zu tun?"

„Schließlich habe ich jetzt auch das Recht, müde zu sein. In allen Aemtern habe ich, immer an sichtbarer Stelle, gesessen und bin darüber ein altes politisches Faktotum geworden. Ich erinnere mich noch, wie ich eben das zweite juristische Staatsexamen gemacht hatte und sofort amtlich ins ‚Ausland' geschickt wurde. Das waren damals auch ein paar Jahre, in denen um die Geschicke des europäischen Kontinents gewürfelt wurde. Ich wurde, 1864, der Preußischen Zivilkommission in den annektierten Elbherzogtümern zur Beschäftigung überwiesen. Ach, und dann gings, zwei Jahre später, in den frisch-fröhlichen Krieg wider Oesterreich. In Königgrätz haben sie mich, schwer verwundet, vom Schlachtfelde aufgelesen, den schmucken Landwehr-Offizier. Ja, und dann wurde ich wieder völlig gesund und begann langsam, Jahr für Jahr, die traditionelle bureaukratische Ochsentour abzuwickeln: Zuerst Assessor, drauf Landrat in Sagan. Dann gabs plötzlich eine Cäsur. Der Krieg mit Frankreich schüttelte alles durcheinander. Freilich, wenn ich so zurückdenke, wars damals gegen heute ein Kinderspiel. Kurz, mit einem Male saß ich als Unterpräfekt in Saint Quentin. Ob mein Amtshaus noch steht? Ich glaube nicht, auch das werden

die Kugeln weggrasiert haben. Was tuts? Totes und lebendes Inventar, ganze Geschlechter werden heute mit Stumpf und Stiel ausgerodet, und wir Alten haben nichts Gescheiteres zu tun, als unser bißchen Dasein der schnell vorwärts greifenden Sense entgegenzuhalten. Und dennoch, in jenen Tagen fing das Leben für mich erst an. Bismarck baute aus Riesenquadern das neue Reich, und ich durfte, in seinem Schatten, mitbauen. Der Wahlkreis Sagan-Sprottau entsandte mich in den Reichstag, und auf den Bänken der Konservativen nahm ich dort Platz. Zu den Frondeuren gehörte ich aber nicht, als der Eiserne mit seinem nationalliberalen parlamentarischen Gefolge liberale Politik trieb. Er hatte eine feine Witterung dafür, und eines Tages vertauschte ich mein Landratsamt mit einem Posten als Hilfsarbeiter im Reichskanzleramt. Meine Tätigkeit im Reichstage war damit zu Ende, und ich ließ mich fortan nur noch für das Preußische Abgeordnetenhaus aufstellen. Dem bin ich nun, seit 1876, bis zuletzt treu geblieben. Von der Wilhelmstraße kam ich nach dem Leipziger Platz ins Handelsministerium und wurde bald danach Vortragender Rat im Ministerium der öffentlichen Arbeiten. Und achtzehn Jahre später berief man mich, 1899, als Präsidenten an die Spitze der Preußischen Seehandlung. Dazwischen lag ein langes, langes parlamentarisches Dasein, ein Wirken und Streben vor und hinter den Kulissen, immer kompromisselnd, von allen Parteien und allen Regierungsmännern gern gesehen. Ich trieb gewissermaßen Zwischenakts-Politik, war, mehr als einmal, an der Seite des alten Kardorff der postillon d'amour für schwierige politische Fälle. Und ich kannte die Menschen. Könige sah ich kommen und absterben, Systeme und Kurse, Minister und Geheimräte, Abgeordnete und Wähler, Menschen und wieder Menschen, und ich sah, wie zuguterletzt doch schließlich immer nur mit Wasser, mit verdünntem Wasser gekocht wurde, wie alle noch so kluge und sachliche Politik durch Persönliches, durch Materielles getrübt wurde, wie sie sich oft, um eines Prinzips willen, in den Haaren lagen, und sie taten mir leid. Ich suchte nach einem Kompromiß und — ja, so nannten sie mich denn mit der Zeit scherzweise Octavio, den Hell-Dunklen.

Allmählich machte mir das Politisieren im Zwielicht Spaß. Besonders, als Stumm und Kardorff sich vom Leben verabschiedeten und ich, an der Spitze der freikonservativen Partei, unbestrittener Schulmeister und Taktiker der Partei wurde. Sie lächeln. Gewiß, ich hätte richtiger Fraktion sagen müssen. Denn ich weiß, worauf Sie anspielen wollen, auf jenes Wort, daß man wohl freikonservative Abgeordnete, aber noch nie einen freikonservativen Wähler gesehen habe. Ich gebe Ihnen recht: Unsere Partei lebt von der Uneinigkeit der andern, die, wenn sie sich auf kein Kompromiß einigen, einem „Reichsfeinde" in so und so viel Wahlkreisen den Weg ins Parlament ebnen würden. Und dieses Odium will keine Partei, bislang wenigstens, auf sich nehmen und so

stellte, wo ein Ausweg fehlte, wo eine Partei der Konkurrenz das Mandat nicht gönnte, zur rechten Zeit sich stets ein Freikonservativer ein.

Indessen dürfen Sie, weil meine Partei und weil ich selbst nur Kompromisse in der Krippe hatte, mich auch nicht einen politischen Waschlappen schelten. Der bin ich nie und nirgends gewesen. Ich habe mein Leben genossen wie jeder Andre, liebte das Bier und liebte den Wein, und auch zarten Regungen war ich nicht immer unzugänglich. Habe natürlich auch Pech in meinem zivilen Leben gehabt. Na, Sie wissens ja, ich habe mich nicht wie Adam hinter dem Busch versteckt und die Oeffentlichkeit fragen lassen: „Octavio, wo bist du?" Mein Sohn hat mir durch seinen mehr als dummen Studentenstreich in Leipzig, als er, eifersüchtig, seine Liebste, jene Kellnerin niederknallte (erinnern Sie sich, da in irgend einer Weinstube unweit dem Bayrischen Bahnhof) wirklich einen starken Schlag versetzt. Aber er ist dann doch, drüben in Amerika, als Korrespondent des Berliner Lokalanzeigers, ein ganz tüchtiger Mensch geworden, der sich sein Brot wie jeder andere auch verdient hat.

Verzeihen Sie, ich schweifte ab und wollte doch von der Politik sprechen. Wo war ich doch? Richtig, beim politischen Waschlappentum, bei der Rückgratlosigkeit. Das war sicherlich nicht meine Eigenschaft. Blicken Sie zurück: Eben war ich Präsident der Seehandlung geworden, da wurde im Landtag die leidige Kanalvorlage eingebracht. Die Konservativen wendeten sich dagegen. Der Kaiser und König sprach das harte, fast absolutistisch klingende Wort: „Gebaut wird er doch!" Aber die Konservativen beugten sich nicht und lehnten ihn ab. Ich war einer jener Rebellen, die von der erzürnten Regierung kurzerhand aus Amt und Würden gedrängt wurden, die Dallwitz, Jagow, na, undsoweiter. Längst sind jene Revolutionsgenossen wieder obenauf und habens zum Statthalter, Minister, Oberpräsidenten, Regierungspräsidenten und was weiß ich nicht noch alles gebracht. Und ich? Mir gab man erst, als ich fünfundsiebzig Jahre wurde, den Charakter als Wirklicher Geheimer Rat mit dem Titel Exzellenz. Zur Regierung selbst bin ich nicht zurückgekehrt, obwohl ich Bülows Freund und Helfer war, und Bethmann Hollweg sich gleichfalls gern meiner bediente: Zum Beispiel, bei der großen Reform des preußischen Wahlrechts, 1910, wo alles ursprünglich so schön nach meinem Kompromißrezept zu gehen schien, bis zuguterletzt nichts, rein garnichts draus wurde. Und, glauben Sie mir, im Juni vergangenen Jahres hatte ich die Rechts- und Mittelparteien, verstehen Sie, auch das Zentrum, wieder so weit, daß man beinah einen Rütlischwur auf mein hübsch ausgedachtes Pluralsystem tat. Selbst Bethmann Hollweg stand, wenn auch in diskreter Entfernung, Pate dabei und lächelte wohlgefällig über das werdende Werk. Und dann, dann ließ er uns im Stich und proklamierte das gleiche Wahlrecht. Ich faßte mir an den Kopf, ich wollte es einfach nicht glauben. Er

hatte eine sichere Mehrheit für meine Pluralreform in der Tasche und machte solche Geschichten. Ich war jedoch selbst jetzt noch nicht aus der Fassung gebracht, flugs bereitete ich ein neues Kompromißlein vor — und da, da ließ mich meine eigene Partei, der ich in dieser Frage mit einem Male zu links schien, im Stich und wählte mich nicht in die Wahlrechtskommission, wo alles gesagt, wo alles entschieden werden mußte. Das ist der schwerste Schlag meines Lebens gewesen. Ich habe mich denn auch entschlossen, nun den Vorsitz der Partei niederzulegen, da ich eine Politik: Faust gegen Faust nicht verantworten möchte. Können Sie sichs vorstellen, was werden wird, wenn die Regierung wirklich das Abgeordnetenhaus, kurz entschlossen, auflöst? Eine Regierungsparole gegen die Konservativen! Ist das überhaupt zu fassen? Das ist so, als ob in den Ministerien die Vortragenden Räte (die früher liberal schillernde Westen anhatten) gegen ihren Chef, den konservativen Herrn Minister bewaffnet loszögen! Ich bitte Sie, noch glaube ich an das konservative Dogma, daß Regierung und konservativ ein und dasselbe ist, und das einzige liberale Zugeständnis, das ich den Herren von der Regierung mache, ist, daß sie freikonservativ sein dürfen. Alle andern Parteien sind mehr oder minder suspekt, die Nationalliberalen, die Zentrumsmänner (mit denen ich früher mitunter allerdings gern Hand in Hand, dicht aneinander geschmiegt saß), die Fortschrittler, die Polen und die Sozialdemokraten. Die dürfen eigentlich, auch heute noch, von der Regierung immer nur als Objekt der Verwaltung und Gesetzgebung gewertet werden. Ich habe jedenfalls mit schnell pochendem Herzen alle und jede Ausnahmegesetzgebung mitgemacht. Und habe auch darin nicht umgelernt. Wie oft bin ich rasch auf die Rednertribüne gesprungen, wenn meine Beine, wie jetzt, noch nicht versagten, wenn mein Gesicht, angeregt, gerötet war, meine Glatze strahlend glänzte und mein immerhin stattlicher weißer Bart meinen Worten einen ehrwürdigen Rahmen gab. Ein Rhetoriker war ich nicht, obwohl ich stets ohne Konzept sprach. Aber das Ohr des Hauses hatte ich immer: Meine Sachlichkeit, meine unendliche Fülle von Erfahrungen auf allen Gebieten preußischer Verwaltungspraxis erdrückte sie, und in der Presse war ich das parlamentarisch-politische Lexikon, das zu jeder Stunde und in jeder Lage Rat und Auskunft gab.

Im roten ‚Tag' — worüber habe ich da nicht alles geschrieben! Und in der ‚Post', dem Hauptorgan der Freikonservativen, war ich als die jedermann bekannte „parlamentarische Seite" an jedem politischen Kreuzweg der Wegweiser, der noch stets einen Ausweg aus Wirrnis, Unklarheit und Dunkelheit gezeigt hat.

Sehen Sie, das soll nun alles aus sein. Ich soll nicht reden, ich soll nicht schreiben, ich soll nicht, auf hell-dunklem Schleichpfade spürend, handeln, ich soll nur im Bett liegen, soll nur meine Lebensjahre überzählen und soll im übrigen bloß tun, was mir der Arzt gebietet. Und blicken Sie zum Fenster hinaus, auf die

Prinz-Albrecht-Straße, da und überall weiter liegt ein andrer Schwerkranker, bei dem auch das Herz nachläßt und die Füße anzuschwellen beginnen: das alte Preußen. Und der Doktor, der da Medizin verabreicht, ist die Demokratie. Ich glaube, alle Aerzte wollen Menschen und Staaten zu Tode kurieren. Ich vermute, daß Bernard Shaw, als er die Satire ‚Der Arzt am Scheidewege' schrieb, so unrecht nicht hatte: Jeder Arzt ist ein zehn-, ein hundertfacher Mörder. Ich möchte denken, daß die Menschen, die ganze Welt plötzlich gesund werden würden, wenn man die Aerzte abschaffte. Und vielleicht auch die Politiker!

Entschuldigen Sie, wenn ich mich, angeekelt, auf die andre Seite lege."

Von und über Karl Kraus von Paul Hatvani

Der dritte Band der Gedichte von Karl Kraus: ‚Worte in Versen III' ist kürzlich (im Verlag der Schriften von Karl Kraus zu Leipzig) erschienen, und wieder darf die deutsche Lyrik der deutschen Sprache dankbar sein für diese Gabe. „Deutsch": das bekommt plötzlich eine andre Bedeutung. Im blutigen Traum der Gegenwart verloren, besinnt sich nicht mehr der Sinn seines Wertes, und das Wort, das ehedem ein geistiges Heiligtum bezeichnet hat — den deutschen Geist —, ist schal geworden im Alltag des politischen Gezänkes. Es hat mit dem guten Sinn die Besinnung verloren — die Verse von Karl Kraus aber sind die Geistesgegenwart der deutschen Sprache.

Dies mag ein Wortspiel sein; da es aber die Sprache gesprochen hat und der Sprecher nur Werkzeug sein darf vor der Majestät des Worts, kann es für sich sprechen. Und für den Anlaß: damit wird ein Problem gegenwärtiger deutscher Dichtung offenbar — die Unzulänglichkeit der Begriffe. Die Sprache geht über den Begriff hinaus; Ursprüngliches kehrt zum Ursprung zurück; die — sagen wir: psychischen Methoden der Lyrik haben eine unerhörte Erneuerung erlebt: Das Sprachbewußtsein ist erwacht!

In Karl Kraus hat sich, im Inferno der Zeit, die Geburt der Lyrik aus dem Geist neu vollzogen. Und was hinter den Realitäten der Glossen, Satiren, Aphorismen als heißes Herz in Haß und Liebe geschlagen hat, schlägt jetzt ans Gewissen der Welt. Bei Kraus ist Gewissen ein Komparativ von Wissen, und dieses „Wissen" wieder eine Form des Bewußtseins. Darin hat nunmehr alles Platz, was die Zeit erfühlt und erfüllt; was sie ausfüllt, und was ihr fehlt. Die Fülle und die Fehler; der Himmel und die Hölle; Liebe und Krieg. Also Zeit und Ewigkeit.

*

Alles, was zu diesem Buche gesagt werden kann, ist Bekenntnis. Die kritische Vernunft des Rezensenten weicht dem kritischen Gewissen des Menschen (der Mit-Mensch ist). Man könnte ja allenfalls in den drei Bänden ‚Worte in Versen' eine Steigerung, ein

Emporrauschen zu himmlischen Zielen feststellen: freilich würde sich dann ein philologisches Rencontre mit der Deutung des ‚Sprachproblems' schwer vermeiden lassen.

Dieses Sprachproblem behandelt eine soeben (im Verlag von Richard Lányi zu Wien) erschienene Broschüre: ‚Karl Kraus und die Sprache' von Leopold Liegler. Karl Kraus und die Sprache: in dieser Problemstellung ist nichts Problematisches mehr enthalten. Was zu einander in Beziehung gebracht wird, hatte einander vor allem Anfang erreicht; alles Andre wird ornamentale Arabeske und Kommentar, die von einer neuartigen Mechanistik des Geistes (Freuds psychoanalytischen Methoden nicht unähnlich!) leben. Als unlösbarer Rest bleibt das größere, weil metaphysische, Problem: Die Sprache und Karl Kraus. (Aphoristisch könnte man sagen: Er lebt von ihr —; wie wird sie diese Liebe überleben?) Diesem geht Liegler aus dem Wege; denn dieser Weg führt in das Gebiet jener pathetischen Philologie, das zu vermeiden Geschmack, Lebensart und künstlerisches Bewußtsein gebieten. Leider erstrecken sich diese Gebote nicht auch auf das Nachbarland des philologischen Pathos, das im Bilde der edlen Interpretation einer sprachgebornen Ethik störend, fast zerstörend wirkt.

Liegler sagt „Sprachmystik", wo es sich um Sprachbewußtsein handelt, und diese Verschiebung des geistigen Gleichgewichts ist fast ein Kriterium für eine Weltanschauung. Wo Liegler ein „aesthetisch-ethisches Gebilde, dessen Grundkräfte aber derart ineinandergreifen, daß ein völlig Neues und Einzigartiges daraus hervorgeht", nachweist, bedarf es vielleicht nur noch der Ergänzung durch das Glaubensbekenntnis einer neuen Zeit, um aus der Sprachmystik ein Sprachbewußtsein zu machen: Bewußtsein ist Alles. Und diese Hegemonie des Bewußtseins über Mensch und Wort bei Karl Kraus ist nichts andres als Otto Weiningers „Gedächtnis". (Um in Weiningers Terminologie zu bleiben, könnte man vielleicht sagen: das Wort des Karl Kraus ist von der „Henide" — so nennt Weininger das Embryonal-Formlose des Gedankens — am allerweitesten entfernt. Es ist ihr Gegenpol in der deutschen Sprache.)

Lieglers Arbeit, aus einer edlen Liebe zum Werk dieses einzigartigen Sprachkünstlers gestaltend, geht jeder metaphysischen Deutung, die über das gegebene Niveau der Philologie hinausreicht, bewußt aus dem Wege. So kommt es, daß er — festhaltend an der dogmatischen Gegebenheit einer „reinen Lyrik" — in Kraus nur selten den reinen Lyriker gelten läßt; daß er in dieser Lyrik das persönliche Moment von der „objektiven Notwendigkeit", es in den Mittelpunkt der Dichtung zu stellen, gewaltsam unterscheidet. Nun beherrscht ja das unumgrenzte Bewußtsein sowohl die objektive als auch die subjektive Notwendigkeit; denn Schmerz, Leid, Klage, Haß und Liebe sind von jeher schon Inventarstücke jeder lyrischen Landschaft gewesen, mag sie nun „im bloßen Sein beruhigt" atmen oder die Flamme des menschlichen Geistes durch das Weltall lodern lassen: ein Krater der Unendlichkeit. Die Lyrik von Karl Kraus

umfaßt eben alle Register des irdischen Orgelspiels, vom Maestoso des ‚Sonnenthal' bis zum Scherzo der ‚Grüngekleideten', vom Andante der ‚Wiese im Park' bis zur vox humana der Ballade: ‚Der Bauer, der Hund und der Soldat'.

*

Und so wäre ich denn wieder in diesem dritten Band angelangt, bei dem unvergleichlichen Gedicht, das — eine Fuge des menschlichen Jammers in dieser Zeit — wie kein andres reine, im bloßen Sein beruhigt atmende Lyrik ist und lodernder Aufschrei zugleich. Die beispiellose Eindringlichkeit jedes Wortes, das Karl Kraus je geschrieben hat, feiert hier den Triumph der höchsten Vollendung. Ein Hund ist verwundet worden: ein Soldat, der „vorbeigegangen" war, hat nach ihm gestochen. Der Bauer, des Hundes Herr, nach der Ursache der Verwundung und nach ihrem Grund befragt, kann nur — fast stumm — antworten:

„Wir wissens nicht. Doch wißt ihrs selbst wie wir,
daß Krieg ist. Mir und meinem armen Hunde
und Gott und jedem Kind und auch dem Tier
ist es bekannt, und Krieg schlägt jede Wunde.

Ich sagts euch, Herr, der Mann war ein Soldat,
und wer die Waffe hat, der schlägt die Wunde.
Wißt ihr denn nicht, wie viels geschlagen hat
in dieser gottgesandten Zeit und Stunde?"

Hier hat die Plastik des Erlebnisses die Gestaltungskraft der Sprache erreicht; die Form ergab sich dem Gegebenen. Und es tönt durch das Klangbild des Verses jene Monotonie der Zeit, die dem Hunde den Reim der Wunde bereithält und der Wunde die Alliteration der Waffe. Sprachkunst und Gegenwart, das Sein der Dichtung und der Schein der Welt sind eins geworden. Der Ausdruck ist dem Eindruck zuvorgekommen, und das Wort überflügelt den Begriff.

Dieses ist das Wunder der Dichtung des Karl Kraus: er „ringt" nicht nach Worten, sondern das Wort ist da, ehe es zu Wort kommt. Und wo die Lust des Sprachkünstlers sich der Qual vor dem Anblick der Sprecher verbindet, kann man sagen: Kraus ringt wohl nicht nach Worten, doch ringt er mit Wörtern.

*

An hundert Beispielen könnte man die unvergleichliche Homogenität von Wort und Erlebnis nachweisen; bis in den Tonfall und bis in die letzte Falte der rhythmischen Form folgt der weltgestaltete Inhalt der weltgestaltenden Sprache. Aus der Sprache ist die Welt erschaffen; immer wieder ist im Anfange das Wort.

Philologisch kann dieses Sprachphänomen immer nur interpretiert, niemals aber in seiner beseligenden Fülle offenbart werden. Die Philologie wird den Gedanken einer sprachlichen Intuition, die Wort, Klang, Ding, Bedeutung und künstlerische Wirkung umschließt, niemals gelten lassen. Sie wird es nicht glauben, daß ein

Epigramm in seinen vier Zeilen mehr vom Wesen jeder Dichtung auszusagen vermag als zehn Bände Literaturgeschichte. Freilich umfassen diese vier Zeilen alle sprachlichen Gegebenheiten, durch die eine irdische Erkenntnis metaphysisches Bekenntnis wird:

Die Satire ist wehrlos

Das Ungereimte aus Zeit und Ort
es drängt sich in den Löwenrachen.
Unendlich erliegt dem Reiz das Wort,
sich zu der Welt einen Reim zu machen.

Diese Wehrlosigkeit der Satire ist gleichzeitig auch die Situation des Sprachkünstlers vor der Welt. „Gestaltet" wird das Gestaltende; Wort und Ding lösen einander ab im Sinne des Geistes. Und aus dieser neuen Einheit von Form und Inhalt wird neu jenes unbegrenzte Weltbild einer Lyrik erschaffen, die aus Haß und Liebe erleuchtet und entflammt — anders als der Merker Richard Wagners —, das Urteil erhellt, das sie fällt.

Denn es gibt ein sprachliches Temperament, das vom satirischen Anlaß der Glosse bis zur reinen Hymne des Gedichts über Haß und Liebe gebietet.

*

So wird es möglich sein, daß ein Versband den aufs Höchste gesteigerten Haß der Szene: ‚Die letzte Nacht' enthält — in der die Hyänen auf dem Schlachtfeld der Welt ihren Reigen tanzen und der Herr der Hyänen ein blutberauschtes Alibi lüpft, ein Inkognito der Verruchtheit und Schuld — und gleichzeitig auch die Landschaft einer bessern Welt, eines Paradieses: ‚Vallorbe', die Abgründigkeit der Gefühle: ‚Verlöbnis' und die süße Symphonie der Zeitflucht: ‚Jugend'. Im ‚Verlöbnis' heißt es:

„Unsterblich küssen, unendlich denken" . . .

und diese Polarität scheint mir tief im Wesen des Bewußtseins erschlossen, das Wort und Welt gleichmäßig umfaßt. In Karl Kraus wird die Zufälligkeit des Ausdrucks überwunden: Das Wort ist am Ziel.

*

Und dieses Buch, der dritte Band der ‚Worte in Versen', bedeutet tiefstes Besinnen auf Kunst in der weltverlornen Gegenwart. Es ist die Geistes-Gegenwart der deutschen Lyrik, und einmal, vor dem jüngsten Gericht des Geistes, wird es Schuld und Sühne entscheiden, wie man davor gestanden hat. Es ist Anklage und Befreiung. Es ist das lyrische Bewußtsein unsrer Zeit.

Unsrer Zeit, die von ihren Künstlern verraten, von ihren Besten verlassen ist, deren Ueberlebende den Tod auf dem Schlachtfeld sterben. Unsrer Zeit, die nicht hören will, was sie fühlt. Die nicht fühlt, was hier sie hören kann: dieses vivos voco der Besinnung, das mortuos plango der Rache und des unendlich-menschlichen Gewissens fulgura frango!

Folkungersage

Niemals mehr wird Girardi zu sehen, zu hören sein. Durch einen Schleier blickt man auf das Gewirr von historischen Vorgängen, die einstmals August Strindberg besser dazu gedient haben, für die breite Menge seine Meinung von dieser schlechtesten aller Welten zu ver- als zu enthüllen. Oder war ihm etwa wichtig, seinen Landsleuten ein Geschichtsrepertorium zu liefern? Leider war es ihm nicht zu unwichtig. Vermutlich werden die Schweden außer dem Stilkünstler, zu dem uns sein bevollmächtigter Zerdeutscher nicht kommen läßt, auch den gelehrten Erforscher ihrer nationalen Vergangenheit hochschätzen. Dessen Verdienste, selbst wenn wir sie zu beurteilen wüßten, würden uns schwerlich anwärmen. Aber wie durch die Kämpfe der weißen und roten Rose nicht zu verhindern ist, daß wir auf den Grund eines menschlichen Herzens dringen: genau so wird in dem Wust von gleichgültigen Begebenheiten der leidende Strindberg fühlbar für Jeden, der fühlen kann. König Magnus hockt gebrochen neben dem Sohn und der Schwiegertochter, blutjungen Geschöpfen, die sterben. Da wird ihm gemeldet, daß der Feind vor den Toren steht. Achselzuckend kehrt er sich ab: er muß, solange es geht, auf den Schlag dieser Pulse horchen. Schade, daß sich nicht Strindberg mit derselben Geste von den Tabellen des skandinavischen Plötz zu der ewigen Musik der Seele gekehrt hat.

Diese Musik hat der selige Girardi gemacht, und darum ist er so namenlos geliebt worden; in seiner Heimat sogar von Leuten, für die sonst Theaterkunst hinter Kneipe und Karussell rangiert, in denen er aber zauberisch ihr verschüttetes edleres Teil, wie winzig es immer war, zu berühren, aufzurühren verstand. Es ist die Tragik von Strindbergs König Magnus, daß er dazu nicht fähig ist. Ihm ist gegeben, sich inmitten von Schmutzigkeit selber rein zu erhalten; nicht: seine Reinheit auszustrahlen, zu übertragen, fürs Gemeinwohl zu nutzen. Der Staat verderbt. Von außen dringen Krieg und Pest auf ihn ein, und innen ist nicht bloß etwas faul, sondern ungefähr alles. Ränke der Kasten und Parteien; Völlerei jeder Gattung; Irrwahn, mehr oder weniger gefährlicher; Pfaffentücke und Günstlingswillkür; Schmach und Schande der Folkunge durch die Jahrhunderte bis zu Magnus, dem Erben der Krone und der gehäuften Blutschuld. Er sühnt sie, er allein für ganze Geschlechter. Wie der Erdenweg Emanuel Quints ist dieses Königs Martyrium die Wiederholung der Passion Christi. Magnus vergilt Fluch mit Segen, reicht bei jedem Backenstreiche die andre Wange, predigt unter Räubern durch sein Wesen den Gottesfrieden, und es ist eine beinah unnötige Plakatierung der Dichterabsicht, daß das Symbol: das Kreuz von ihm leibhaftig herumgeschleppt wird. Wenn er darunter schließlich zusammenbricht, so ists zwar der vollgültige Ausdruck von Strindbergs, und nicht bloß Strindbergs Lebensanschauung, daß aufgefressen wird, wer nicht wild um sich beißt: aber meine Erschütterung ist mäßig.

Vielleicht nur heute, wo mir das Ende Girardis näher geht? Auf der höchsten Höhe angelangt, wird er gefällt. Vergöttert von einer Stadt, für die er die Verkörperung aller ihrer Tugenden ist; durch das Bewußtsein einer Popularität ohnegleichen in Glut erhalten; ge-

rüstet, noch mindestens ein Jahrzehnt die Kunst seines jung gebliebenen Körpers zu üben: muß er sich diesen Körper zur Untauglichkeit verstümmeln lassen. Das müssen heute Millionen Jünglinge? Aber es ist ja fürchterlicher, dergleichen fern vom Schusse zu müssen. Und es setzt die Stadt Wien nicht herab, daß sie mitten im männermordenden Kriege den Atem angehalten hat, weil auf einmal ein Greis gefährdet war, und daß sie diesem herrlichen Greis im Tode Ehren erweisen wird wie kaum je zuvor einem Volksgenossen. Nein, es wird heute mit Strindberg und mir nicht viel werden. Ich habe zu große Mühe, mir die Stimmung jenes Theaterabends zurückzurufen. Immerhin: öfter, als man bei einem so dicken Wall von mittelalterlicher Romantik und vaterländischen Daten und Fakten geglaubt hätte, brach der gramvoll wütende Strindberg der europäischen Gegenwart durch. Zwischen der Königin-Mutter und ihrem Geliebten Porse ein Auftritt schwirrte wie eine straff und straffer gespannte Saite einen einzigen kalten, dunkeln Ton: Haß, den Haß des ‚Totentanzes‘, aller Totentänze dieser gepeinigten und peinigenden Dichterkreatur. Hell steht gegen den finstern Hintergrund der ersten die dritte Generation: die zusammengescheuchten Königskinder, von denen aber die männliche Hälfte vorm frühen Hintritt schnell noch merken läßt, daß sie in reifern Jahren gewiß nicht verfehlt hätte, sich der Menagerie von eingeteufelten Mitmenschen würdig zu zeigen. Dazwischen also wandelt rührend und doch nicht rührend genug, weil zu unpersönlich, weil zu sehr ununterschiedenes Klageweib als Vertreter der zweiten Generation: König Magnus, um dessen glanzlose, trotz Hermelin und Zepter glanzlose Erdenexistenz ein Schimmer unirdischen Glanzes mehr gedacht als schweben gemacht ist.

Girardi — er hatte diesen Glanz, der ihn durchleuchtete und umleuchtete. In der Erinnerung daran ist es schwer, aber möglich, von einem halbschlächtigen Werk des nächtigen Strindberg zu reden. Den Interpreten täte Unrecht, wer sie in diesem Zusammenhang beurteilen wollte. In der Königgrätzer Straße gehts ja immer hochanständig zu. Ohne Brimborium wird die Dichtung, einmal von Meinhard, diesmal von Bernauer, treulich nachgeschaffen. Sicherlich ist von dem Ehrengast Albert Steinrück bis zu dem vielverheißenden Anfänger Wolfgang Zilzer außer einer zu schönen Frau Keiner und Keine des Dankes unwert, den man unter gewöhnlichen Umständen abstatten würde. Aber eine Jahrhunderterscheinung macht eben den Alltagsmaßstab zunichte. Mitsamt der Welt verarmen die Bretter, die sie vorgeblich bedeuten. Wie vieles hat man schwinden sehn, was man liebte, und wie wenig wächst nach, was man lieben könnte! Nach Mitterwurzer, Matkowsky und Kainz (die alle Drei — ist das nicht seltsam? — gleich jung: im dreiundfünfzigsten Jahr gestorben sind), nach Rittner und Lehmann, Sorma und Vollmer (deren Resignation unsre Bühnenbeherrscher anklagt, verurteilt, aber in keinem Verdauungsschlaf stört), nach dem teuern Sauer schließlich sein südlich üppigerer Bruder im Geist, im tiefsten Geist einer versinkenden Kunst der adligen Schlichtheit, der schöpferischen Beseelung, der vollen Menschennatur: Alexander Girardi. Solange ich Nachwelt für Diesen bin: so lange will ich ihm Kränze flechten.

Hedda Gabler von Alfred Polgar

In den Gesellschaftstragödien Ibsens steckt als heimlicher Inhalt: ein Lustspiel. Oder zumindest: eine Komödie. „Hedda Gabler' ist so. Eine Komödie mit schwarzer Perücke. Die Perücke wird von Jahr zu Jahr schütterer, die Maskerade stets deutlicher erkennbar. Jörgen Tesman war immer ein gutmütiges, komisches Haus, Rat Brack immer ein gefährlicher Liebhaber im Komödienstil. Aber der Eijlert Lövborg erschien ehemaligem Theaterpublikum wirklich als Genie mit tragischem Bruch der sittlichen Widerstandskraft. Was für ein lächerlicher Patron scheint er heute, mit seinem Manuscript in der Rocktasche, mit seiner Sorge um Geltung in der bürgerlichen Welt, mit seinem pathetisch aufgeplusterten bißchen Alkoholismus und Hang zur Drahrerei! Wie ihn Hedda nur ein wenig frozzelt, er traue sich nicht zu trinken und so: gleich trinkt er zwei Gläser Punsch und geht zum Junggesellenabend. Um dort was zu tun? Um dem von ihm als Dummkopf verachteten Jörgen Tesman sein neues Buch vorzulesen. Und gar die gefährliche Hedda! Wie haben die Jahre sie entdämonisiert! Früher schien ihre romantische Sehnsucht ein Raubvogel, unstet kreisend, gierig nach Fraß. Und als sie auf den armen Eijlert Lövborg niederstieß, die Raub-Elster, weil er gar so lockend von genialischen Besonderheiten glitzerte, da wurde einem ganz bang ums Herz. Heute scheint die Hedda ein undiszipliniertes Frauenzimmer, das zu ein paar Phrasen, die ihr armes Weibergehirn ausgeheckt hat, die dazugehörigen Tatsachen sucht. Sie will die Schönheit sehen, tasten, schmecken, sie gewissermaßen „mitmachen", „dabei sein". Und leider hat sie einen weibisch-süßlichen Begriff von Schönheit; so was mit Weinlaub im Haar und großer Geste. Ganz vertattert ist sie, daß Lövborg nicht einen drapierten Tod starb, einen Tod mit Faltenwurf. Sie ist eine Gans mit Schwan-Attitüden.

Das Leitwort der Neuinszenierung im Burgtheater spricht Hedda: „Ich kann gar nicht sagen, wie entsetzlich ich mich langweile." In der Tat, es war zum Einschlafen. Herr Marr, der in der Brahm-Truppe die siegreichen Ibsen-Schlachten mitgefochten, führte Regie. Er war bemüht, ein zwangloses Gesellschaftsstück mit seelischen Hintergründen aufzubauen und das Ibsen-Zeremoniell tunlichst zurückzudrängen. Aber es war stärker als er. Pausen nisteten sich ein, die Worte suchten Abstand von einander, um möglichst breite Schatten werfen zu können, und das Gespräch sank unwillkürlich ins Halblaute. Diskussion in der Kirche. Fräulein Marberg gibt der Hedda Iphigenie-Format. Sie sitzt und schreitet wie eine Priesterin. Ihre Rede ist durchaus, wie die Musiker sagen: punktiert. Um eine Oktave höher als die natürliche seelische Stimmlage. Ihre Hysterie hat jambisches Gefälle. Daß sie eine kluge, situationbeherrschende Schauspielerin, kommt zur Geltung. Herrn Franks Jörgen Tesman ist rechtens eine spaßig bescheidene, bescheiden spaßige Figur, der zähnefunkelnde, knarrende Gerichtsrat Brack des Herrn Marr ganz unbeträchtlich. Auch

von Fräulein Aknay als Frau Elvsted wäre nicht viel mehr auszusagen, als daß sie, soweit nötig, vorhanden war. Die brave Tante Jule des Fräulein Walbeck hatte die gewisse Burgtheater-Matronensüße. So schreiten, sprechen, gestikulieren keine ird'schen alten Weiber. Auch in den paar Worten, die Fräulein Kosch als Dienstmädchen zu erledigen hatte, gespensterte die ganze Ueber-Unnatur des Burgtheaters. Der Eijlert Lövborg gab Herrn Walden Gelegenheit, seine Leere zu offenbaren, und sein Geschick, aus ihr allerlei komödiantischen Tand hervorzufingern. Symbol solcher Künstler-Magie: ein leerer Zylinderhut, à huit reflets, aus dem gefällig Blümchen quellen. Dieser Eijlert Lövborg-Walden, glaubet mir, ist kein Alkoholiker, sondern ein Parfümiker. Er hat kein Buch über die Kultur der Zukunft geschrieben, sondern höchstens ein Libretto. Und er ist überhaupt kein Schriftsteller, sondern ein Tenor.

Lehrmittel von Egon Friedell

Lehrmittel' ist ein Wort, das bereits durch seine ausnehmende Häßlichkeit tiefe Melancholie erzeugt. Ich glaube, das „Lehrmittelkabinett" ist für unsre Zeit dasselbe, was für das Mittelalter die Folterkammer war. Die Elektrisiermaschine entspricht dem Streckbett, die Leydnerflasche der Daumschraube, die Luftpumpe dem Spanischen Stiefel. Wenn man zur „Lehre von der Elektrizität" kommt, so ist der typische Vorgang der: Der Schuldiener bringt dem Professor ein häßliches und absurdes Konglomerat aus Glas, Harz, Messing, Tuch, Holz, Leder und andern wertlosen Stoffen. Der Lehrer hält nun einen längern Vortrag, worin die Worte „negativ" und „positiv" in der Majorität sind, und behauptet, es hänge nur von ihm ab, aus dem abscheulichen Monstrum, das vor ihm steht, Funken zu schlagen. Er dreht dann ziemlich lange an der Kurbel und erzeugt ein quälendes Knarrgeräusch, jedoch keine Funken, was übrigens keinen in der Klasse Wunder nimmt, da man es ja von vorn herein für ganz ausgeschlossen gehalten hat. Am Schlusse sagt er: „Nun, es muß etwas in der Leitung nicht in Ordnung sein, aber das Prinzip der Sache ist ja jedenfalls klargestellt. Ich werde morgen daraus prüfen."

„Lehrmittel" sind Dinge, die es eigentlich nicht gibt. Oder, um die Sache ganz genau auszudrücken: Lehrmittel sind Dinge, die die Natur eigens geschaffen hat, damit der Lehrer sagen könne: „Ihr seht, liebe Kinder, wie sich die Natur bisweilen auch in absonderlichen, ja abstrusen Formen gefällt." Sodaß man es eigentlich als eine Lücke in der Bibel empfinden muß, daß nicht von einem der Schöpfungstage gesagt wird: „Und Gott schuf die Lehrmittel." Denn sie bilden wirklich innerhalb der Schöpfung eine Gruppe für sich. So bin ich zum Beispiel fest überzeugt, daß die „Eisenblüte", die in keinem Lehrmittelkabinett der Erde fehlt, nur für Lehrmittelkabinette geschaffen wurde. Die charakterischste

Eigenschaft dieses Gesteins oder Metalls oder Gebüschs oder Gewürms — oder wie es sonst zu bezeichnen ist — besteht darin, daß es in nichts an Eisen und in nichts an eine Blüte erinnert. Mehr kann niemand von ihm aussagen. Ich könnte noch viele Naturprodukte anführen, die hierher gehören. Aber ich glaube, jedermann kennt ihrer genug. Auf den beliebten „Ichneumon" möchte ich kurz hinweisen, weil nämlich alle Anzeichen darauf schließen lassen, daß er erfunden ist, und daß die Krokodile ihre Eier selbst essen. Er dürfte eine geschmacklose und schleuderhaft gearbeitete Attrappe sein, die von Mutter Natur bei dem Ausverkauf einer kleinen Konditorei billig erstanden wurde. Aber zum Schluß muß ich noch vor dem „Gürteltier" warnen, weil ich von diesem Geschöpf nämlich ganz bestimmt weiß, daß es bloß in den Lehrmittelkabinetten sein Fortkommen findet, während es in der Natur überhaupt nicht gedeiht.

Ufa von Alfons Goldschmidt

Im März 1918 schrien die Zeitungen aus: „Filmreform" — „Der Trust in der Filmindustrie" — „Die Deutsche Bank führt die Filmindustrie" — „Eine neue Aera des Flimmerspiels". Geschickt gemacht. Man merkte den Reklamefachmann. Er kennt die Zusammenhänge von Geschäft und Presse und eignet sich daher vorzüglich zur Kulturpropaganda. Gestern zur Propaganda der Kalikultur, heute der Kinokultur. Ein tüchtiger Mann, der Vieles kann. Er macht aus Sauer süß. Aus Schwarz weiß. So wurde er in die Ufa (Universum Film-Aktiengesellschaft) delegiert. Vom Aufsichtsrat in den Vorstand. Delegiert wurde er. Man wird nämlich jetzt Präsident oder Delegierter. Das ist die Neuorientierung in der Großindustrie. Delegierter. Vielleicht richtiger: Delegat. (Siehe Meyers Konversations-Lexikon, Vierter Band: Delegat, derjenige, der infolge der Anweisung eines Andern etwas leistet oder zu leisten verspricht.)

*

Es wurde gleich eine riesige Sache. Mit 25 Millionen Mark Aktienkapital. Voran die Deutsche Bank und die Dresdner Bank. Das heißt: mit dem Namen, denn beide Institute zeichneten zusammen knapp 100 000 Mark. So hatte der Prospekt Wucht. Dann Jacquier & Securius, Schwarz, Goldschmidt & Co., Lindström undsoweiter. Aber das stand ja in den Zeitungen. In den Zeitungen wurde eine Firmenparade veranstaltet. Man sah gleich: Hier ist der richtige Mann am richtigen Platz. Der versteht die Presse. Er versteht sie.

*

Was will die Ufa? Die deutsche Industrie fördern; das Lichtbild veredeln; verdienen. Also idealer Kaufmannsgeist oder kaufmännischer Idealismus. So heißt es. Trust aus Veredlungsdrang. Zunächst einmal Trust. Man gliederte also an, kaufte auf, übernahm Aktien, machte Interessengemeinschaften. Gleich war ein Konzern fertig. Die Veredlung konnte beginnen. Sie begann mit der Sicherung der Majorität bei der Union A. G., dem Theater der Nordischen Film-Compagnie. Damit ist uns auf lange Jahre der Genuß der schwedisch-dänischen Filmfabrikate verbürgt. Eine überragende Veredlungstat. Direkt nach dem Programm der Kinokulturreformer. Denn wo bliebe das deutsche Gemüt, wenn ihm nicht täglich oder abendlich die schwe-

disch-dänische Fischware präsentiert würde? Es ist beglückende Familienkost, etwas Gesellschaftskitzel, etwas Eisbärenromantik, etwas Kriminalschauder, etwas Jungfräulichkeit und etwas weniger. Ferner erwarb man die Polihektograph A. G., die eigene Theater in Wien und Budapest unterhält, und bekam damit Einfluß auf die Ungarische Phönix-Gesellschaft. Die Ufa wird uns also auch mit dem ungarischen Fabrikat segnen. Ein prachtvolles Fabrikat. Direkt nach dem Programm der Kinokulturreformer. Wir sehen demnach: Veredlung des Lichtspiels und Förderung der deutschen Industrie mit schwedischen, dänischen und ungarischen Erzeugnissen. Sozusagen ein erweitertes Mitteleuropa. Ein Mitteleuropa bis tief in den Balkan. Denn ein Vertrag mit der Deutschen Lichtbildergesellschaft hat der Ufa nicht nur einen Teil der Fabrikation des Unternehmens, sondern auch dessen gesamte Orientorganisation mit eigenen Theatern in Rumänien, Bulgarien und der Türkei verschafft. Sozusagen ein erweitertes Mitteleuropa, ein Brückenidealismus, eine gegenseitige Durchdringung mit Edelware.

*

Doch das war nur ein Segment des Kreises. Wir erblicken weiter den Fürsten Donnersmarck, der eine Rohfilmfabrik stellt. Einen Kino-Apparate-Bau, betrieben von Lindström, zwei Verleihfirmen (die Firma James Henschel in Hamburg mit vielen Theatern, die Frankfurter Film-Compagnie), übernommene Pachtverträge, aufgekaufte Produktionsfirmen und kleine Regisseurgesellschaften. Also ein großzügiger Konzern, ein Konzern mit Vielfältigkeit, mit Universalität vom Ei bis zum aufgetischten Hühnerbraten. Alles mit 25 Millionen Mark? Eine großzügige Verwaltung reicht nicht mit dem Grundkapital. Sie nimmt das Gute, wo sie es bekommt. Sie kauft Theater zu höchsten Kriegspreisen, unwirtschaftliche Kleingesellschaften, schließt Abnahmeverträge auf zehn Jahre zu Kriegspreisen, gründet Fabriken zu Kriegspreisen und schlägt so der Konkurrenz ein Schnippchen (Agfa, Ernemann). Sie arbeitet etwa wie Rockefeller oder der englisch-amerikanische Tabaktrust: erst mit Großherrenspesen und dann mit Marktbeherrschungen. Jedenfalls mit Großherrenspesen. Die 25 Millionen Mark Aktienkapital dürften längst überklettert sein, vielleicht um mehr als das Doppelte. Wir erleben somit nicht nur eine Kinokulturveredlung, nicht nur eine Förderung der deutschen Industrie, sondern auch eine Fundamentierung der Rentabilität. Bei Sauer war es gemütlicher.

*

Großzügig ist die Ufa. Sie weiß, daß man nicht nur die Sache, sondern auch den Geist bezahlen muß. Denn Geist verbindet. Verbindender Geist, das ist heute die Hauptsache. Fachleute brauchen wir nicht mehr, in einer Zeit, wo ein Tageszeitungsmensch, dessen Geschichtsvermerke vor kurzem noch aus Stichproben stammten, von heute auf morgen zum Historiker wird. Weshalb also soll die Ufa nach der alten abgetakelten Methode verfahren? Sie nimmt den Geist, woher er auch kommt, wenn er nur verbindet. Denn Verbindungen, das ist die Hauptsache. Das kostet Geld, aber es lohnt sich. Wenigstens für Die, die von karger Krippe an die gefüllten Kästen des Großkapitals kommen. Für die lohnt es sich, der Sache nützt es nichts. Es ist da eine eigenartige Sachsengängerei angebrochen, die der Sozialpolitiker und Sozialethiker mit starkem Interesse verfolgt. Sie haben ihre Entschuldigungen, gewiß. Aber es war etwas Schönes um jenes alte Preußentum. Wie sagte mir doch ein strebender Mann? Erst werde ich Geheimrat, dann werde ich Industriedirektor. Denn Verbindungen, so sagte er, die machen es

Auch die Regierung hat sich mit 6 Millionen an der Ufa beteiligt? So sagt ein Gerücht. Vielleicht wird man in der Budgetkommission darüber etwas erfahren. Die Regierung wird sich doch nicht an einem Unternehmen beteiligen, das mit solchem Erfolg Gemüts- und Geschmacksveredlung, Förderung der deutschen Industrie und der eigenen Rentabilität betreibt! Denn die Regierung will ja mehr sehen als Geschäftsgangnotizen zweieinhalb bis drei Monate nach der Gründung, als Kulturankündigungen, die den Staunenden den Weg in den Kinoklub, das Kinovarieté und dergleichen Ethisierungsstätten zeigen. Die Regierung will, dessen bin ich gewiß, Solidität sehen, wirkliche Veredlung des Gemüts und des Geschmacks, wirkliche Förderung der deutschen Industrie, wirkliche Rentabilität. Erst wenn sie das alles gesehen hat, darf sie sich beteiligen. Erst dann auch dürfen sich die Vielen beteiligen, denen jetzt die Aktien mit Nachdruck angeboten werden. Sie werden sich den Kauf gründlich überlegen müssen.

Antworten

Emerenzia. Sie begehren, aus der ‚Weltbühne' zu erfahren, was es mit dem Expressionismus auf sich habe. Aber das steht bereits in den Nummern 5, 6 und 10 des dreizehnten Jahrgangs.

Willi Wolfradt. Tue recht und scheue niemand. Auch nicht die Radaubrüder, die uns erschlagen werden, wenn ich Ihren Brief drucke. „Seit 1914 ist es, wie mit jeder Importware, auch mit Ismen schlecht bestellt gewesen, denn das ewige Einerlei von Militarismus, Nationalismus, Patriotismus, Heroismus, und was sonst so auf den Markt gebracht wurde, kann kaum als Kriegsersatz gelten. Man hat es also der kleinen Schar selbst in diesem Winter unverfrorener junger Leute Dank zu wissen, daß sie die ihnen rätselhafterweise gespendete Muße dazu benutzten, endlich den ‚Dadaismus' zu erfinden. Das ist der Versuch, das Dasein in ein Dadasein zu verwandeln. Grundsatz: nicht zu manifestieren. Grundsatz: Untreue. Grundsatz: Grundsatzlosigkeit. Richtung: gegen. Zum Beispiel gegen Kunst, was gelingt; zum Beispiel vermittels eines Kriegsgedichtes, das, mit Kinderknarre und Aeffchenpauke den Lärm der Schlacht imitierend, den Naturalismus, freilich ohne die Unterlagen einer selbständigen Beobachtung, kläglich unterbietet. Gegen: Hingabe — aber an jeden Dreck. Gegen: Stimmung. Trotzdem unausweichlich Erzeuger von recht ausgesprochener Stimmung; in der Sezession, wo die Großschnauzen der Stille sich ausquatschten, ging der Schluß gradezu in Stimmung unter: alles heulte, bog sich, wieherte. Man stand auf Stühlen, rannte nach Belieben herum, rief sich unter Tränen etwas zu, Viele fanden es nett, ein bißchen zu rauchen. Ein Feldgrauer rief nach dem Schützengraben. Hausschlüssel gaben ihr Letztes her. Die Flegelstimme vorn ließ sich nicht stören und steigerte nur ihre unpathetische Lautheit. Der Rausch empörter Lustigkeit, dem sich kaum jemand zu entziehen vermochte, bemächtigte sich eines Publikums von überwiegend ernstem und bereitem Aussehen, das nicht gekommen schien, um alles Fremdartige verrückt zu finden. Die Dadaisten aber sind auch nicht verrückt, sondern nur freche, sensationslüsterne Macher; leider nicht ohne Talent. Die Wirkung ihrer Produktion, uns nachträglich etwas beschämend: dieser Ausbruch einer fast dadadistischen Würdelosigkeit und Ungezogenheit müßte sie eigentlich sehr freuen. Der Prophet der ganzen Clownerei einer erlebnisgeizige Herzlosigkeit affektierenden Gesinnung, die nur wider Willen Kunstrichtung zu sein behauptet, ist Herr Richard Huelsenbeck, der dafür eigentlich zu gut aussieht. Eine Dialektik von nicht alltäglicher Dreistigkeit,

aber von erheblichem Witz kleckert ihm nur so vom Munde. Er entwickelt in unsagbar überheblichem Leierkastenton sein Bekenntnis, das nichts ist als ein Torkeltanz indianisch heulender Negationen, die zur Weltanschauung gewordene Katzbalgerei innerer Minderwertigkeiten, die kreischende Trompete wider die schmachvollen Rückständigkeiten eines Expressionismus, Aktivismus und Futurismus. Hinter alledem aber hockt grinsend eine von Ueberspitzungen und Zerreiztheit zerrüttete Kultur, die sich hier unter dogmatischem Getue in die Doppelfaxe nachttöpfischer Primitivität und universierter Bindungslosigkeit hineinkokettiert. Lümmelhafte Untiefe klaut keß die Endergebnisse von schmerzlichen Gottsuchern und Irrfahrern des Geistes, die sich aus Bränden der Scham und des Zweifels zu spielender Bescheidung fanden, um ihrer Weisheit letzten Schluß hier dazu erniedrigt zu sehen, daß eine Handvoll scheckiger Gehirngaukler damit ihre Mätzchen bestreiten. Der Dadaismus hat keinen ernsten Kern, sondern erlallt sich in Sensationsgier und Bluffglust fremde Tiefen. Ein Nonplusultra greller Uninnerlichkeit, dem man sein Cabaretgeschäft gönnen soll, um desto nachdrücklicher auf die ins Metaphysische langenden Finger zu klopfen. Der Selbstmord steht dieser eitlen Komödie allzu Unverrückter auf der impertinenten Stirn. Wenn Sie meinen Eindruck zur Diskussion stellen wollen, lieber Herr Jacobsohn, so wäre ich Ihnen sehr dankbar." Aber gibts denn da, dada überhaupt eine Diskussion?

Max Epstein. Sie teilen mir mit, daß Sie mit Gustav Charlé eine ‚Freie deutsche Bühne' gegründet haben. „Sie ist eine selbständige Gesellschaft, die literarische Vorstellungen in der Komischen Oper veranstalten wird. In Aussicht genommen sind für das Jahr zehn Vorstellungen, die an Sonnabend-Nachmittagen stattfinden sollen. Die ‚Freie deutsche Bühne' will wirklich wertvolle Werke, die überhaupt oder mindestens in Berlin unbekannt sind und auf Aufführung in absehbarer Zeit nicht zu rechnen haben, musterhaft zur Darstellung bringen. Sie will ihr Tätigkeitsgebiet dadurch erweitern, daß sie auch in Berlin unbekannte oder in ihrer Bedeutung nicht gewürdigte Darsteller und Regisseure vorführt." So stands schon vor ein paar Wochen in den Tageszeitungen, und nun schreiben Sie über die Erfahrungen, die Sie in dieser kurzen Zeit gemacht haben: „Seit der Gründung der ‚Freien deutschen Bühne' sind uns etwa zweihundert Manuscripte zugegangen. Das ist gewiß viel. Aber es ist uns noch nicht genug. Wir haben nämlich die feste Ueberzeugung, daß in Deutschland und Oesterreich noch viele Werke und Autoren existieren, die von uns nichts wissen. Ich habe das Gefühl, daß manche Autoren zurückhaltend sind, weil sie immer noch glauben, daß wir so eine Art Versuchs- und Probebühne sind. Helfen Sie uns in der Verbreitung der Versicherung, daß wir ein selbständiges und unabhängiges Unternehmen sind, daß wir die Werke unsrer Autoren möglichst vollkommen herausbringen und, wenns nottut, auch lange genug spielen werden. Wir machen keinem Konkurrenz, aber fürchten auch keine, obwohl wir überzeugt sind, daß wir genug gegen Mißgunst werden ankämpfen müssen." Die wird hoffentlich nicht ausbleiben. Hoffentlich. Denn sie wäre ja der Beweis eures Wertes. Warten wir ab, ob er erbracht werden wird. Mich stimmt ein bißchen bedenklich, daß ihr um Einsendungen bittet und offenbar bitten müßt. Existenzberechtigung und Erfolg der Freien Bühne beruhten darauf, daß nicht nur vorhanden, sondern auch den Gründern bekannt eine dramatische Literatur war, die nach der Bühne verlangte, aber auf die stehende nicht gelangte. Heute dagegen hat eigentlich kein junger Autor Ursache, den Geschäftstheatern zu grollen. Umwirbt ihn nicht Reinhardt, so umwirbt ihn Barnowsky. Und umwirbt ihn der Eine, so um-

wirbt ihn der Andre erst recht. Und schweigt Berlin, so schreit München. Und hat München geschrien, so flötet Berlin hinterher. Und überhaupt gehts den jungen Autoren eher zu gut als zu schlecht. Und bei dieser Konjunktur faßt euch Staunen, daß unter zweihundert Manuscripten, die an euch Außenseiter kommen, kein brauchbares ist? Ich bin neugierig, ob ihr jemals ein brauchbares kriegen werdet. Kriegt ihr keins, so ist das gewiß kein Unglück, sondern das Zeichen, daß eure Gründung nicht nötig war. Seht ihr dies Zeichen, so laßt euch warnen. Weil ihr nun einmal das Licht der Welt erblickt habt, bildet euch nur nicht ein, daß auch die Welt euer Licht erblicken müsse. Ernennt nicht angenehme Talente zu neuen Genies, denen die Bahn zu brechen ihr für eure Sendung auf Erden erklärt. Das besorgt schon das Junge Deutschland. Aber dies alles soll mich nicht hindern, eure Bitte weiterzugeben. Vielmehr schadenfreue ich mich, daß jetzt ihr in der Makulatur ersticken werdet, die trotz allen Beschwörungen und Verwarnungen unablässig auf mich niedergegangen ist. Möge keiner meiner lieben Klienten sich fürder meiner Adresse bedienen, sondern jeder der Ihren: Max Epstein, Berlin, Unter den Linden 71.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Die beiden Inseln von Germanicus

Englands kontinentale Pläne brechen zusammen. Wenn die Schlacht im Westen Das vollendet, was heute schon wieder um vieles deutlicher als etwa vor acht Tagen zu erkennen ist, so wird England endgültig auf den seit Jahrhunderten gehegten Anspruch, das europäische Festland zu regieren, verzichten müssen. Es wird auf seine Insel zurückgewiesen sein und wird mit Notwendigkeit zu erwägen haben, wie es das — woran wir immer wieder erinnern möchten — unverletzt gebliebene Imperium in politisch und wirtschaftlich ertragreiche Beziehungen zu Deutschland und den von diesem mehr oder weniger kontrollierten Teilen der Erde setzt. Wie das im Einzelnen geschehen soll und in welchem Tempo: das ist eine Sorge, die vielleicht nicht gleich nach Beendigung des Kriegs, aber jedenfalls nicht gar so viel Zeit danach ihre Erledigung fordern wird. Wobei wir es immerhin für möglich halten, daß der Ausgang des Kriegs nach der Verjagung Englands aus Belgien und Nordfrankreich den Charakter eines langsamen, erst nach und nach abebbenden Würgens bekommt. Was andrerseits freilich bedeuten würde, daß England eines der Hauptmittel seiner Kriegsführung gegen Deutschland und dessen Handelsausbreitung noch weiterhin konsumiert. Wie's aber auch werden mag: die englische Insel, ein für alle Mal der unerfüllbaren kontinentalen Ansprüche ledig, dürfte bei der ihr traditionellen politischen Klugheit verhältnismäßig schnell die Lebensform finden, mit dem kriegerisch als weltpolitischer Faktor erwiesenen Deutschland sich zu verstehen. Und dies umso eher und umso schneller, je mehr Deutschland zeigt, daß es den Acker, den das Schwert ihm aufbrach, auch zu bestellen und erntereif zu machen weiß. Das heißt: je eher das um Land und Bewohner, um Erdschätze und Selbstbewußtsein bereicherte Deutschland solche Werte in weltpolitisch arbeitsfähige Instrumente umwandelt, umso eher wird es neben England, von diesem geachtet, vielleicht gefürchtet, dieses aber auch suchend und ihm, was die kolonisatorische Taktik und die demokratische Struktur betrifft, näherkommend, im Regiment sitzen. Dann wird die Zeit sein, die durch den Krieg abgebrochenen Verhandlungen, von denen soeben mit überraschender Pikanterie Herr Müller-Meiningen zusammenfassend berichtet hat, wieder aufzunehmen. Die Bevollmächtigten, die dies Geschäft in Ordnung zu bringen haben werden, könnten sich ganz gut die Stenogramme des Hauptausschusses vom Februar 1913 und im Besondern das, was damals Herr Tirpitz gesagt hat, zum Vorbild nehmen: „Ich bin der Erste, der eine Verständigung mit England mit Freuden begrüßen würde . . . Darüber kann England meines Erachtens nicht im Zweifel sein, daß wir zu Verhandlungen gewillt sein würden, wenn es damit beginnen wollte . . . Ich habe klipp und klar gesagt, daß auch ich das Verhältnis von

16 : 10 der beiderseitigen Schlachtflotten für akzeptabel halte ...“ So ungefähr, freilich ein wenig abgewandelt durch die Tatsachen, die der Krieg geschaffen hat, Tatsachen, die Deutschlands Stellung für die Einleitung solch eines Partnergeschäfts in hohem Maße verstärkt haben. Unsre Aussichten sind nach alledem mehr als günstig: wir werden stark sein, und wir werden Anschluß finden. Beides aber nur dann, wenn wir unsre insulare Schwäche, das, was uns teils nur dem Urteil der Andern nach, teils tatsächlich von der politischen Kultur der übrigen maßgeblichen Welt noch trennt, überwinden. Wir dürfen uns darüber keiner Täuschung hingeben, daß wir auch nach dem Kriege, und begreiflicherweise dann erst recht, fürs erste gehaßt und, unabhängig von allen unsern Erfolgen, auch verachtet sein werden. Wenn wir hinzufügen, daß dies aus vielen Umständen zu begreifen sein wird, so wollen wir damit nur unsre große Liebe zu Deutschland zum Ausdruck bringen und ferner andeuten, welches unsre ersten Leistungen werden sein müssen, um die Mitweltherrschaft wahrhaft antreten zu können. Mit der „Wenn-sie-uns-nur-fürchten“-Politik ist es künftighin nicht getan, weder nach außen, noch nach innen. Das ist es, was wir meinen, wenn wir sagen, daß wir unser insulares Schicksal überwinden müssen. Wir müssen lernen, unsre militärische Macht in politische Fähigkeit umzusetzen. Der Weg hierzu wird reich an Kämpfen, schwer an Opfern, wird aber auch gesegnet sein. Was es dabei zu vollbringen gilt, läßt sich leider zeigen, wenn man auch nur die politischen Monstrositäten einer einzigen deutschen Woche überdenkt.

Beim oesterreichischen Ministerpräsidenten erschienen die maßgebenden Führer der Herrenhaus-Mehrheit, den Rücktritt des Grafen Czernin zu beklagen. Sie betonten, daß sie dessen Politik auch darum vor allem gebilligt hätten, weil er „ein starker, verläßlicher Pfeiler der Bundespolitik gewesen ist, und weil er allen reichs- und kaisertreuen Elementen Oesterreichs einen Rückhalt gab“. Man bedenke, wie dieser Graf Czernin von jener Gattung der deutschen Politiker, die angeblich allein weiß, was Deutschland nottut, behandelt worden ist. Man bedenke ferner, daß selbst heute noch dieser Staatsmann, an dem die besten Deutschen Oesterreichs loben, daß er ein tadelsfreier Bündnispolitiker gewesen ist, von Dummköpfen bezichtigt wird, er habe die oesterreichische Politik auf Kosten Deutschlands geführt und den Staatssekretär von Kühlmann bei der Regelung des rumänischen Friedens zu Deutschlands Nachteil übers Ohr gehauen. Ehe nicht Reventlow überwunden ist, eher hat Deutschland keinen Anspruch und vor allem keine Fähigkeit, die Erträgnisse seiner Kriegsleistungen einzufordern. Das alldeutsche Gift muß ausgeschwitzt werden, darf nicht wieder, wie bei der Bettlakencampagne gegen den deutschen Staatssekretär, uns die Luft verpesten. Nun trifft es wohl zu, daß, wie die B. Z. geschrieben hat, gegenüber solcher Demoralisation „eine erfreuliche Fronteinheit der anständigen Tagespresse“ festzustellen war. Es ist aber symptomatisch, daß man keine Gelegenheit hatte, zu

erfahren, ob auch die Vossische Zeitung solcher Fronteinheit einzurechnen ist. Symptomatisch, nicht so sehr wegen der mißhandelten Tradition dieses Blattes, als vielmehr wegen der Stellen, die ihr das Diktat liefern. Es bleibt noch manches anzumerken, zum Beispiel die perverse Unvernunft, die Hohn und Triumph spuckt, weil die Juli-Männer angeblich einer nach dem andern zu purzeln beginnen. Die Programm-Politiker begreifen nun einmal nicht, daß der schlichte Wirklichkeitsrechner sich weder durch Phrasen — die er, wenn der Effekt es fordert, durchaus raketen läßt — noch durch Resolutionen — die er heiligspricht, wenn er ihre Hebelkraft probieren will — gebunden fühlt, und daß er selbstverständlich, wenn er solche Absicht nie verborgen hat, aus einer veränderten militärischen Lage andre politische Forderungen ziehen muß. Das Wollen ist in der Politik, wie überhaupt im Leben, nur als Antriebsillusion einzuschätzen. Ferner: wie ists mit jener „Instruktion zum Dienstgebrauch“, die den Unwillen des Hauptausschusses erregte? Wir nehmen sie nicht sehr tragisch und glauben ohne weiteres, daß sie nicht auf amtlich vorgezeicheten Wegen in die Garnisonen oder gar an die Front gekommen ist. Aber, daß sie nicht hätte zirkulieren können, wenn nicht zum mindesten hier und da eine ihr entsprechende Atmosphäre vorauszusetzen war, das leuchtet ein und kennzeichnet aufs beste die Aufgabe, die Deutschland allen andern voraus zu lösen hat: Umsetzung der militärischen Macht in politische Fähigkeit. Ueberwindung der Inselhaftigkeit. Demokratisierung und Sozialisierung. Das Maß unsres Reifwerdens wird sich an den beiden großen Aufgaben der allernächsten Zeit: an der Ausgestaltung der Steuervorlagen und an der endgültigen Beschließung über das Wahlrecht bewähren. Was die Steuervorlagen betrifft, so darf man wohl mit einiger Zuversicht annehmen, daß deren Verabschiedung den Besitz stärker belastet sehen wird, als Graf Roedern dies zu tun sich getraut hat. Ueber die Wahlrechtsvorlage ist vielleicht, wenn dies hier gelesen wird, bereits entschieden. Heute, am Vorabend des Nationalliberalen Preußentages, scheint es, als sei die preußische Regierung tatsächlich entschlossen, das Abgeordnetenhaus aufzulösen, wenn es in der Torheit beharren sollte, in einer Torheit, über die selbst die Leipziger Neuesten Nachrichten gesagt haben: „Hat es einen vernünftigen Sinn, sich dem allgemeinen Wahlrecht entgegenzustemmen, das doch das Ende des ganzen Kampfes sein wird . . . ?“ In einer Torheit, auf deren Folgen in letzter Stunde auch Herr Stresemann deutlich genug hingewiesen hat, wenn er mit der Rückkehr der braven Kämpfer und Sturmkolonnen droht und dazu meint: „Ihnen das Evangelium der Differenzierung des politischen Einflusses nach Bildung und Besitz zu predigen und es als Staatsnotwendigkeit hinzustellen, wird auch Denen nicht leicht sein, die mit Engelszungen begabt sind.“ Das ist ganz unsre Meinung, und grade darum, weil wir mit Herrn Stresemann davon überzeugt sind, daß, wenn die politische Gleichberechtigung aller Preußen erst durch die heimkehrenden Krieger erstritten werden

müßte, das Ergebnis für die bedrohten Herrschaften um ein Erhebliches fataler sein würde —, grade darum sind wir beinahe überzeugt davon, daß der Wahlrechts-Dienstag der Regierung eine Mehrheit bringen wird. Geschieht dies, so ist das allerdings nicht das Verdienst jenes seltsamen Ministergehilfen, der nie eifrig genug sein konnte, umherzugehen und die Partei darüber zu unterrichten, daß die Regierung eigentlich nicht das geringste Machtmittel besäße, um ihre Vorlage durchzubringen. Geschieht es nicht, oder geschieht es in einer Weise, die durch ein Schlingwerk von „Sicherungen" die Wirkung des neuerworbenen Rechtes um ihr bestes Teil betrügt, dann werden sich schon Arme finden, um Deutschland wenigstens von dieser insularen Fessel eines überlebten Preußentums zu befreien.

Publizisten von Johannes Fischart

XIV.

Mathias Erzberger

Durch ein schmales, knarrendes Türchen treten wir behutsam in den Dom. Eine fahle Dämmerung verschlingt uns. Die letzten feinen Stäubchen eines Weihrauchdunstes umschmeicheln die Sinne. Ein müdes helles Glöckchen schlägt an unser Ohr. Da tauchen zwei Männergestalten auf. Nicht zag und zögernd, wie Sünder oder Träumer, gehen sie daher, sondern schreiten stark aus und steuern auf ein bestimmtes Ziel los. Der eine: ein Priester. Hoch und schmal gewachsen. Des Antlitzes Prägung: Askese, unter grauer Asche glimmender Fanatismus und unbeugsame Energie, die keine Seitenwege, keine Schleichpfade scheut. Ein Jesuitenpater? Fast scheints so. Auch das eigenartige Gewand sieht danach aus. Und der Andre, sein Begleiter? Eher klein, als groß. Dick und behäbig mehr denn schlank und rank. Rote Backen. Lebhaft leuchtende Augen hinter einem goldgerahmten diskreten Kneifer, semmelblondes Haar. Und wie ewiger Mittagssonnenschein strahlt lächelnd sein Antlitz. Hans Thoma könnte pausbäckiger, rundlicher und glücklicher kein Englein auf einen blühenden Anger setzen.

Wer sind diese beiden merkwürdigen Gestalten? Den Priester kenne ich nicht. Aber er muß in hohem Range stehen. Alles deutet darauf hin. Und der Weltliche? Den hab' ich doch schon irgendwo gesehen? Der kommt mir doch so bekannt vor? Ist das — ist das nicht Mathias Erzberger? Richtig. Er ists. Jeder Zweifel schwindet. Aber was treibt er hier, in diesem halb vergessenen Dom, in dieser Wallfahrtskirche unweit der Reichsgrenze? Hat ihn wiederum eine vertrauliche politische Mission in diesen stillen Winkel geführt? Hält er eine heimliche Zwiesprach mit einem Sendboten des Vatikans? Kein Mensch, kein Einziger kennt hier die Beiden. Hier können sie ungestört tuscheln, neue

Friedensnetze auswerfen und wer weiß was sonst noch alles behutsam vorbereiten.

Jetzt sind sie an mir vorbei. Tief ins Gespräch versunken, haben sie im Vorübergehen kaum aufgeblickt. Nun biegen sie ab. Da steht ein Beichtstuhl, der gleichsam einladend seine Arme nach ihnen ausstreckt. Der Kleriker streift die violett schillernde Gardine zurück, setzt sich, und neben ihm, nur durch eine dünne Holzwand getrennt, läßt sich Mathias Erzberger nieder. Die Beichte beginnt. Und das Wort des heiligen Augustinus schwebt über ihnen: „Keiner vertraut auf sich selbst in der bevorstehenden Diskussion, Gott allein ist unsre ganze Hoffnung."

Gott? Oder bloß Christi Stellvertreter auf Erden, der Papst im Vatikan?

*

Wer ist dieser Mathias Erzberger, daß er sich unterfängt, mit der Nationen Geschicken, dialektisch, wie mit dogmatischen Formeln, zu jonglieren und die große Vorsehung zu spielen? Wie kommts, daß wir immer wieder, in allem und jedem, auf seine Spuren stoßen, daß wir ihm auf Schritt und Tritt in der Presse begegnen, und daß, wenn irgendwo politisch eine Wunde still schwärt und tiefer sich ins Fleisch nistet, er Derjenige ist, der mit unfehlbarem Blick die Situation erkennt und schnell das Messer an die Eiterbeule setzt? Wer ist dieser Mathias Erzberger, dessen Geist über den Tinten-Wässern der ‚Germania', des berliner Zentrumsorgans, schwebt, und der nicht nur partei-, sondern auch regierungsoffiziös in diesen Spalten schreibt, ohne doch mit seinem Namen hervorzutreten?

Laß er uns selbst berichten.

„Zu Buttenhausen wurde ich geboren. Am zwanzigsten September 1875. Buttenhausen findest du nicht einmal im Lexikon verzeichnet. So klein ist das Nest. Im stillsten Winkel Schwabens, Württembergs ists gelegen. Viehhändler geben den Ton an. In Biberach wuchs ich geistig heran, in der alten Reichsstadt mit ihren mittelalterlichen Ringmauern und ihrer ehrwürdigen Hauptkirche aus dem Anfang des zwölften Jahrhunderts. Wieland wurde im nahen Oberholzheim geboren. Ob er, als er die Streiche der Abderiten in heiter-satirischer Laune schrieb, Biberach gleich Abdera setzte? Manche möchtens glauben, mehr wohl um mich zu ärgern und mich zum Abderiten zu stempeln. Wenns weiter nichts ist: ich ertrags.

Ich wollte ursprünglich Lehrer werden, Pädagoge und hatte auch mit neunzehn Jahren bereits mein Ziel erreicht. Aber wie das so geht: das junge Blut ließ mir keine Ruhe, und bloß kleinen Kinderhirnen den Weg in geistige Helle zu weisen, genügte mir nicht. Ich mußte weiter wirken. Mit einundzwanzig Jahren war ich Redakteur und Politiker, hatte nach dem Besuch des katholischen Lehrerseminars mich auch einige Semester auf der katholisch-konfessionellen schweizer Hochschule zu Freiburg herum-

getummelt: in Kollegs über Staatsrecht und Nationaloekonomie. Sieben Jahre saß ich in Stuttgart und war publizistisch in der christlichen Gewerkschaftsbewegung tätig. Bereits 1897 entsandte man mich zum Internationalen Arbeiterkongreß nach Zürich, und hier konnte ich, ein kaum Zweiundzwanzigjähriger, schon die ersten zarten Fäden mit dem Auslande knüpfen. In den verschiedensten Organisationen war ich eifrig tätig, im Volksverein für das katholische Deutschland, im ‚Arbeiterwohl' des Augustinus-Vereins. Den Massen fiel ich, da ich eine forsche Suada hatte, bald auf und ward ihr verhätschelter Liebling. Was Wunder, daß mich Biberach und Buttenhausen mit achtundzwanzig Jahren in den Reichstag delegierten. Da saß ich nun als Benjamin da und wurde eigentlich nicht für voll angesehen. Aber ich war voll von Ideen, Anschauungen und war unter den Zentrumslarven, die immer bloß, scheu um sich schauend, schlaue und schlaueste Taktik trieben, um nur ja nicht nach rechts und nach oben zur Regierung den Anschluß zu verlieren, die einzige fühlende Brust, die sich nach befreienden Taten aus der Stickluft parteipolitischer Erwägungen und Bedenken sehnte.

Und ich spähte, wie ein Einbrecher in der Nacht, nach Gelegenheiten aus, wo ich den Dietrich meiner Kritik ansetzen konnte. Weit schweiften meine Gedanken, und da ich in den Dingen daheim die Parteibonzen, dank jahrzehntelanger Praxis, in allem so unheimlich beschlagen fand, immer zu Einwänden gegen irgendeinen Vorschlag bereit, so ging ich im Geiste bis über den Aequator hinaus und lief und lief, bis die andern schwarzen Genossen schnaufend und prustend nicht mehr mitkonnten und ich schließlich in Deutsch-Südwestafrika anhielt. Die Kolonien — das sollte mein Feld werden, die wollte ich nach allen Richtungen hin beackern. Denn nur wer sich auf eine Spezialität legt, wers darin zur Autorität bringt, setzt sich im Reichstag durch und klettert in der Fraktion die Sprossen zum Ansehen und zur rednerischen Parteigröße hinauf. Am einunddreißigsten Januar 1905 endlich trat ich aus dem Dunkel meiner Spezialität an die grell leuchtende Rampe und sprach, frisch und keck, den durch den Aufstand in Südwest geschädigten Ansiedlern jeden Anspruch auf Entschädigung ab. Wer hinausgehe, um Geld zu verdienen, sagte ich, der müsse auch ein Risiko tragen. Basta. Solche Töne waren aus der Mitte des Hauses lange nicht gehört worden. Man mußte bis zu den Kulturkampf-Debatten zurückgehen, um auf eine so klobig-eindeutige Sprache zu stoßen. So etwas war man bisher nur von der sozialdemokratischen Seite gewöhnt. Die Herren am Regierungstisch erschauerten leicht bei diesem frischen Luftzug und steckten die Köpfe zusammen? ‚Was will denn dieser junge Dachs? Was weiß der von den Nöten und Leiden da unten in Südwest? Ists nicht eine Anmaßung, so zu sprechen? Unmöglich kann sich die Zentrumsfraktion damit identifizieren.' Ich gebe zu, daß es nicht leicht war, die Fraktion von meinen Ansichten zu über-

zeugen. Aber ich pochte auf mein Material, das mir reichlich zur Verfügung stand und sich im Laufe der nächsten Monate erstaunlich häufte. Die Kolonialverwaltung, schrieb ich in der Kölnischen Volkszeitung, hat mit dem Gelde nicht einwandfrei gewirtschaftet. Sofort fuhr die halbamtliche Norddeutsche Allgemeine Zeitung auf, veröffentlichte allerhand Aktenbelege und suchte mir nachzuweisen, daß alles bloß ›leeres Gerede‹ gewesen sei. Und ich gestehe, daß meine Gewährsmänner nicht absolut zuverlässig waren. Wie das so geht; ich war ja noch jung und unerfahren.

Auf dem kolonialen Gebiet brachte ich schließlich, 1906, die ganze Partei ins Rutschen, den Zentrumsturm, der bis dahin kerzengrade und unerschütterlich dagestanden hatte, ins Wackeln. Ich hatte eine Skandalaffäre auf der Pfanne: die Angelegenheit des Sekretärs Pöplau, der mir manches Material aus der Kolonialverwaltung zugesteckt hatte. Herr Spahn opponierte, der Parteichef, und erklärte auf meine derb und derber werdenden Anklagen gegen die Kolonialverwaltung: ›Ich bin durch die Ausführungen des Abgeordneten Erzberger nicht überzeugt worden, daß sein Vorwurf durch seine Beweisstücke gerechtfertigt sei, weder im Einzelnen noch im Ganzen.‹ Sprachs im Namen der Partei und hoffte mich zu ducken. Aber der Blitz lief am Leitungsdraht ab, und der Donner schreckte mich nicht. Auch das Gericht vermochte mich nicht ins Bockshorn zu jagen. Im Pöplau-Prozeß, wo ich zuerst die Schweigepflicht des Abgeordneten geltend zu machen suchte, drang man auf Pöplau so lange ein, bis er mir die Zunge zu lösen erlaubte. Aber als ich dann aussagte: Satz für Satz und Wort für Wort, lehnte es der Gerichtshof zuguterletzt ab, mich zu vereidigen. Daraus haben mir die Andern einen Vorwurf gemacht und gesagt, das Gericht hätte mich vor einem Falscheide bewahren wollen. Darauf erwidre ich: So empfindlich ist das Gericht im allgemeinen nicht, und ich wüßte nicht, warum es mit mir hätte eine Ausnahme machen sollen.

Ja, und dann, im Dezember 1906, enthüllte ich einiges über deutsche Umtriebe auf der spanischen Insel Fernando Po, die zu Verwicklungen mit Spanien hätten führen können, und drängte die Partei, den kolonialen Nachtragskredit für die Vermehrung der Schutztruppe in Südwest abzulehnen. Aber ich räume ein, daß ich selber verblüfft war, als Fürst Bülow in diesem Augenblick sich feierlich von seinem Eckplatz an dem langen, leichtgeschweiften Bundesratstisch erhob, eine rote Mappe zur Hand nahm und im Namen des Kaisers die Auflösung des Reichstags verkündete. Natürlich hatte ich selbst in der Partei keinen leichten Stand, und ihren Groll bekam ich sehr bald zu spüren, als man bei der Drucklegung der Etatsreden sämtlicher Zentrumssprecher meine Reden einfach ausließ, als ob sie nie gehalten worden wären.

Fürst Salm hat mich neulich, bei der Debatte über die Ostmarken- und Polenpolitik im Herrenhause, mit einer Diebstahlsgeschichte in Zusammenhang gebracht, um mich an den Pranger

zu stellen. Darüber lache ich. Wie war die Sache? Der Bayrische Kurier, das führende süddeutsche Zentrumsblatt, hatte sonderbare Intima aus den Akten des deutschen Flottenvereins veröffentlicht. Sofort gabs natürlich eine Anklage. Die Schriftstücke oder deren Abschriften, behauptete man, könnten nur mit einem Nachschlüssel aus einem verschlossenen Schreibtisch des Vereins entwendet worden sein. Den Dieb glaubte man in einem Laufburschen zu haben, Oskar Janke, der beim Flottenverein angestellt war. Der entwich aber noch rechtzeitig, ehe man ihn haschen konnte, und klopfte, Einlaß heischend, vielleicht auch Absolution von einem strafrechtlichen Vergehen und von seiner Häresie (denn er war damals noch evangelisch), bei einem belgischen Jesuitenkloster an. Das Verfahren jedoch ging weiter und vor dem Untersuchungsrichter gab ich, in die ganze unangenehme Geschichte verwickelt, diese Erklärung ab: ‚Die Auskunft auf folgende Fragen: erstens, ob mir bekannt ist, auf welche Weise und durch wen der Artikel: Die Agitation des Flottenvereins in den Bayrischen Kurier vom vierten und fünften Februar 1907 gelangt ist, zweitens, insbesondere, ob die Angeschuldigten, Gebrüder und Vater Janke, Material zu diesem Artikel in irgendwelcher Weise geliefert haben, verweigere ich, da deren Beantwortung mir selber die Gefahr strafrechtlicher Verfolgung zuziehen würde. Ich erbiete mich, folgenden Eid zu schwören: Ich schwöre bei Gott, dem Allmächtigen und Allwissenden, daß ich nach bestem Wissen annehme, ich würde mir durch die betreffende Auskunft die Gefahr strafrechtlicher Verfolgung zuziehen.‘ Das wars. Das Verfahren mußte eingestellt werden. Der Herr Oberstaatsanwalt schäumte, raffte seine Sachen, seine Bücher und Akten zusammen, hielt sich vorne seinen Talar zusammen, der vor Erregung wie ein Segel bei Wirbelwind zu flattern begann, stieg vom Podest des Richterkollegii und verschwand aus dem Saal. Ich hatte ihn außer Gefecht gesetzt und ihn um seinen Eintagsruhm gebracht. Nicht umsonst bin ich durch die strenge Schule kirchlicher Dialektik gegangen. Hätte Theseus ein Priesterseminar oder gar eine katholische Hochschule besucht: er hätte Ariadnes Beistand nicht gebraucht, ihres wegweisenden Fadens nicht bedurft; eine, hundert Türen, Pförtchen und Seitenpfade hätte er, mit schnellem Auge, erspäht und aus dem wirren Labyrinth des Minotaurus selbst sich hinauszuwinden gewußt.

Sogar in dem Irrgarten der Partei ließ ich mich nicht beirren, wenn die Presse, voran die Kölnische Volkszeitung, die einst so gern jeden Beitrag mir aus der Hand riß, mir in immer bereitem Spiegel meine Sünden vorzuhalten bemüht war. Die Osterdienstags-Konferenz zu Cöln vom Jahre 1909 hatte die katholischen Geister, unter Seiner Heiligkeit Pius des Neunten strengem Krummstab, in zwei Lager geschieden. Wie wenn man Eisenteile an einen Magnetstab bringt, sahs von oben aus. Zum Nord- und zum entgegengesetzten Südpol des Magneten strebten

die Eisenteilchen konzentrisch hin. Es ging um die strenge konfessionelle und bürgerliche Absonderung des Katholiken von allen seinen andersgläubigen Mitbürgern: im Gewerkschaftsleben, wo beide christlichen Richtungen bislang einträchtig zusammenarbeiteten, im politischen Leben, wo das Zentrum das politische Moment, mit taktischer Klugheit, stets allein in den Vordergrund gestellt hatte, im gesellschaftlichen Leben, im Verkehr bis hinunter zum Sport. Die Osterkonferenz versuchte, von ihrem streng einseitig-konfessionellen Standpunkt aus, dem Zentrum dieses Etikett aufzukleben: ›Das Zentrum ist eine politische Partei, die sich die Aufgabe gestellt hat, die Interessen des gesamten Volkes im Einklang mit den Grundsätzen der katholischen Volksanschauung zu vertreten.‹ Die Partei rebellierte, kämpfte um ihre Unabhängigkeit, aber ich gab gemeinsam mit Oppersdorff zunächst den cölner Ostermännern, den Roeren, Bitter und Genossen, recht, denn der Vatikan schien ihrem Treiben wohlgefällig zu lächeln. Indessen fühlte ich mich, als Vielbewegter, bei diesen eifernden Intransigenten schließlich doch auf die Dauer nicht wohl, obgleich ich mit Spahn, Vater und Sohn, noch kurz vorher um die Palme der wahren Zentrumsgesinnung gerungen hatte. Die Schrift ›Ist Martin Spahn Zentrumsmann?‹ hat damals ja viel Staub aufgewirbelt; ich will nicht sagen, wer ihr Verfasser ist, und wenn das berliner Schöffengericht noch so sehr nach dem Autor herumgestochert hat. Kurzum: eines Tages sah ich, daß mich von dem Gros meiner Zentrumsgenossen geistig nichts mehr trennte. Ich hatte mich in das alte Milieu der Zeit vor Osterdienstag wieder gemächlich eingelebt. Wir reichten uns freundlich wieder die Hände, den Grafen Oppersdorff schifften wir aus der Partei aus, und mit mir waren sie alle so gut wieder wie vordem, gleich als wäre nie was gewesen."

Er brach ab.

*

Die violetten Vorhänge wurden auseinandergefaltet. Der Priester trat aus dem romanisch geschnitzten Gestühl heraus. Erzberger ihm zur Seite. In der Kirche war es inzwischen lebhaft geworden. Das Mittelschiff füllte sich. Auf der Empore polterten viele Füße. Warens Sänger, die sich versammelten? Kinder? Ja, Jungen und Mädchen drängten sich oben Kopf an Kopf, um einen frommen cantus firmus anzustimmen.

Die Beiden sprachen jetzt in dem Geräusch der Kirche ziemlich ungeniert und laut.

„Ich muß, mit einigen Worten wenigstens, einen Ueberblick über deine Tätigkeit während des Krieges bekommen, mein Sohn", hob der Schwarze an.

„Achtundzwanzig Millionen Mark", erwiderte lächelnd der Andre, „soll ich bisher für meine Missionen verausgabt haben. Daraus mögt Ihr meinen Eifer, einen Frieden im Sinne der Kirche zustande zu bringen, erkennen. Alles gab mir die Regierung bereitwillig. Ich arbeite, mit amtlichen Stempeln auf

schwarz gefeuchteten Kissen neben dem Schreibzeug, im Auswärtigen Amt und wurde häufig, allzu häufig auf Reisen geschickt. Herr von Bethmann Hollweg ließ mich nur zu gern gewähren. Ich habe mich redlich bemüht, Italiens und Rumäniens Neutralität aufrecht zu erhalten, habe erkleckliche Summen zu Beeinflussungen in Rom und Bukarest verwendet. Leid tut mirs, bis in die letzten Gründe meiner Seele hinein, daß Monsignore Gerlach dabei in jene unerfreuliche, auch dem Heiligen Vater peinliche Verratsaffäre verwickelt wurde. Aber der große Zweck, der Welt wieder den Frieden Christi, unsres Heilands, zu bringen, ließ mich über die Kritik des Alltags hinwegsehen. Auch in Stockholm war ich und warf Angelhaken nach Rußland hin, als Väterchen noch auf seinem Thron zitterte und zagte, und ein Radziwill war mir behilflich dabei. Und dann war ich wohl meist in der Schweiz: Ledochowski, Marchetti, Frühwirth und Hoffmann, der plötzlich, nach seiner Friedensanregung, sich als schweizerischer Bundesrat zu weit engagiert hatte — überall finden sich Spuren von mir, die selbst im Gestein der Alpen haften geblieben sind. Von mir stammt auch jenes Wort: wenn Lloyd George oder Balfour oder einer ihrer Vertrauensmänner sich mit mir nur wenige Stunden unterhielten, so würde dabei leicht eine beiden Teilen genehme Verständigung herauskommen. Es war mein Projekt, das ich auch in einer vertraulichen Denkschrift niedergelegt habe, deutsches Kapital in englischen Unternehmungen und englisches Geld in deutschen Gesellschaften, Fabriken, Banken undsoweiter anzulegen . . .

Na, und dann im Reichstage selbst mein Kampf gegen die Proklamierung des uneingeschränkten U-Boot-Krieges. Ich sah die Gefahren, die politischen, die sie zur Folge haben würde: Nordamerika, Südamerika, Neutralien überhaupt. Und hab' ich nicht recht behalten? Ueber unsre U-Boot-Mittel, damals wenigstens, will ich garnicht reden. Jetzt, nach den letzten Ausschuß-Sitzungen im Reichstage, fühlts der Blinde mit dem Stock.

Nur von Oesterreich hab' ich noch nichts gesagt, von Czernin, von seinen Briefen, seinem unbedingten Friedenswunsch im vergangenen Jahr und von der Friedensresolution, die ich daraufhin vorschlug und durchsetzte. Da gabs Krach im Zentrum, als ich, im Juli 1917, jenen ersten Vorstoß im Hauptausschuß vornahm und die Herrschaften aus dem mit den Jahren verhärteten Kriegsrausch auf den Boden der Nüchternheit zurückzuführen trachtete. Peter Spahn, Seine Exzellenz, zitterte vor Entrüstung über mein eigenmächtiges Vorgehen, bekam einen Ohnmachtsanfall (infolge Ueberanstrengung) und ließ sich als Minister ins preußische Justizministerium beordern, obwohl ursprünglich sein Freund Porsch, als Parlamentarier und Vertreter des Zentrums, das Portefeuille erhalten sollte . . .

Auch in Holland war ich und darüber hinaus, und geriet dabei mit Thyssen aneinander, obgleich er mich sonst so sehr brauchen

konnte; flugs wurde ich aus dem Aufsichtsrate des Thyssen-Konzerns hinauskomplimentiert, weil sie sich meiner, vor der Oeffentlichkeit, zu genieren verpflichtet fühlten . . .

Hab' ich nicht wie ein Märtyrer für die Sache des Friedens gestritten und gelitten? Nicht auch den Acker bereitet für die Friedensbotschaft Seiner Heiligkeit, Benedikts des Fünfzehnten?

Aber jede Krone, auch die Krone des Verdienstes, hat Dornen, spitzige Dinger, die die Stirnhaut zum Bluten bringen.

Was hab' ich von alledem? Immer zum Handeln, immer zur Tat getrieben, weils, in diesem furchtbaren Morden unter Christenvölkern, mir im Innern keine Ruhe ließ, weil das Gewissen mich drückte und drängte . . ."

„Recht, recht tatst du, mein Sohn. Absolvo te. Ecclesia te coronat. Labora . . ."

In diesem Augenblick setzte der Chor ein, und von der Höhe erscholl, einstimmig, fest und klar, vom weichen süßlichen Diskant bis zum schüchternen Tenor und Baß das alte Lied vom Frieden, der der Menschheit beschieden ist — oder einst wieder beschieden sein soll.

Und alle beugten sie unten die Knie, führten die Fingerspitzen der Rechten, ein Kreuz machend, zu Haupt und zu Brust. Auch die Beiden tauchten unter in der demütig gebeugten frommen Masse.

Wieder läutete zaghaft ein Glöckchen dazwischen.

An den Reichsverband der deutschen Presse

von Robert Breuer

Als Mitglied des Reichsverbandes der deutschen Presse richte ich an die zuständigen Verwaltungsstellen, zugleich aber auch an alle übrigen Mitglieder die Frage, ob es nicht an der Zeit ist, durch eine verbandsamtliche Kundgebung zu erklären, daß das Verfahren der Deutschen Zeitung, politische Kämpfe durch Eingriffe in das Privatleben der Gegner auszutragen, den guten Sitten der Presse zu sehr widerspricht, um ein Verbleiben der Täter in der Organisation zuzulassen, falls irgendeiner von ihnen ihr zugehören sollte. Zur Erörterung und zur Klärung dieser Frage und zur Beschlußfassung über sie ist es meiner Meinung nach keineswegs nötig, darauf zu warten, wie der vom Reichskanzler gegen die Deutsche Zeitung angestrengte Prozeß ausgehen wird. Die Tatsache, daß jeder sachlichen Diskussion entrückte Vorgänge zum politische Instrument gemacht worden sind, reicht hin, um den Attentäter aus der Gemeinschaft der anständigen Journalisten auszuschließen oder ihm, wenn er dieser Gemeinschaft bisher nicht zugehörte, zum Ausdruck zu bringen, daß die Zugehörigkeit durch seine Erbärmlichkeit verwirkt worden wäre. Es kann einem deutschen Journalisten, ganz gleich, zu welcher politischen Meinung er sich bekennt, nicht zugemutet werden, mit einem Erpresser, aber ebensowenig:

mit einem .... zusammen Mitglied eines Verbandes zu sein, der überwachend und führend für die Würde der deutschen Presse und für die Redlichkeit ihrer Mitglieder einzustehen hat. Ich bin durchaus überzeugt davon, daß die Leitung des Reichsverbandes auch ohne irgendwelche Aufforderung in dieser Sache veranlaßt hätte, was notwendig erscheint. Wenn ich dennoch vor breiter Oeffentlichkeit ausspreche, was eigentlich nur selbstverständlich ist, so geschieht das, weil trotz allen Leistungen der Presse während des Krieges noch heute beachtenswerte Volksteile dem Journalisten ein weniger empfindliches Ehrgefühl zutrauen als den Vertretern andrer Berufe.

Bruno Frank von Julius Bab

Das Bild Bruno Franks mit einiger Betonung den Zeitgenossen vor Augen zu stellen, gebietet mir nicht nur dankbare Erinnerung an schöne Augenblicke, die ich der Gesellschaft seiner Dichtkunst verdanke, sondern fast noch mehr die Ueberzeugung, daß er einen Typus darstellt, dessen Kenntnis und Anerkennung unsrer gegenwärtigen literarischen Situation nur gut sein kann. Oder wäre es nicht gut, inmitten dieser unendlich viel versprechenden, höchst himmelstürmenden Genies von überaus fragwürdigem Talent einmal den Blick auf eine Begabung von deutlich begrenzten, aber zweifellos sicherm und reinem Können zu richten? Bruno Frank hat allerdings nichts von den ungeheuern Möglichkeiten, die der eine Auserwählte von fünfhundert chaotisch kreißenden Genies vielleicht zur Welt bringen wird. Aber er hat auch nichts von den lärmenden und verlogenen Unarten, mit denen uns vierhundertneunundneunzig von diesen Chaotikern ganz bestimmt völlig zwecklos zur Last fallen. Bruno Frank kommt aus einem fest umfriedeten Kulturkreis; er stürzt sich nicht ins Bodenlose, um unerhörte, völlig neue Formen zu finden. Ihm genügt es, auf dem Instrument, das die großen Urheber künstlerischer Kultur geschaffen haben, eine immerhin eigene Melodie zu spielen. Daß er dabei Vorbild und Führer nicht unter den großen Toten, daß er ihn besonders ausgesprochen in einem etwas ältern Autor der deutschen Gegenwart findet, dem er sich enthusiastisch anschließt, auch das ist an sich gar kein Einwand. „Ein Prophet tauft den andern“, sagt Hebbel. „Wem die Feuertaufe das Haar versengt, der war keiner.“ Dagegen ist es wohl in einem begrenzenden Sinne charakteristisch, daß Bruno Frank seinen Meister — ich will nicht sagen „überschätzt“, denn künstlerische Rangfragen werden stets nur vom persönlichsten Gefühl entschieden — aber doch generell verkennt. Bruno Frank hat die einzige größere kritische Arbeit, die von ihm bekannt geworden ist (und die übrigens sehr gut und sehr klug geschrieben ist), seinem Meister Thomas Mann gewidmet. Und er bringt ihn da in eine Sphäre des elementaren Genies, in die dieser ausgezeichnete Autor nicht gehört. Man

kann Thomas Mann kaum mehr lieben und achten, als ich es tue. Die ›Buddenbrooks‹ sind der einzige Roman der letzten deutschen Generation, den ich bereits zum vierten Mal lese; und ich hoffe, ihn vor meinem Tode noch mindestens achtmal zu lesen. Aber es ist zweifellos ein Irrtum, zu glauben, daß die wohltätige Klarheit, Straffheit und Zielsicherheit dieses Stiles der Bändigung elementarer Rauschkräfte entsprungen sei; künstlerisches Thema und persönliches Bekenntnis Thomas Manns machte es doch ganz gewiß, daß diese Kunst ein (sittlich höchst rühmenswertes) immer erneutes Sich-Aufraffen bewußten Willens aus einer sinnlich versinkenden Müdigkeit ist. Diese Müdigkeit eines Späten, Letzten kann auch etwas Rauschhaftes haben. Aber diese Agonie, durch deren Bekämpfung der Wille allein noch gestaltet, darf nicht mit dem großen Zeugungsrausch der Beginnenden, der den Willen gebiert, verwechselt werden. Sonst käme man dazu, Rembrandt und Watteau, Beethoven und Chopin, Goethe und Musset, Dostojewskij und Arthur Schnitzler auf eine Ebene zu stellen. Aus dem Rausch der Jugendkraft erhält die Menschheit die großen Erneuerer und Vorkämpfer; aus dem Rausch des Sinkens erhalten Zeit- und Schicksalsgenossen ihre oft gefährlichen, zuweilen — bei so edler Willensspannung — erziehlichen, stets aber schmerzlich beglückenden Gefährten. Diese beiden Phaenomene wollen wir nicht verwechseln. Bruno Frank aber ist uns ganz wie sein Meister ein schmerzlich lieber und in seiner edlen Haltung heilsamer Gefährte. Sein bewegendes Gewicht gibt das Sinken von Kulturhöhen her, nicht der vulkanische Auftrieb aus dem Erdkern.

Bruno Franks reife Novellenbände haben die ganze Klarheit, Straffheit und Zielsicherheit der Formgebung Thomas Manns; aber sie heißen ›Flüchtlinge‹ und ›Der Himmel der Enttäuschten‹, und die resignierte, sinkende Geste dieser Titel kennzeichnet den Ursprung und Gehalt dieser kleinen Kunstwerke durchaus. Es sind auch in der Motivsetzung Variationen des Mannschen Grundthemas. Meist etwas verengt im Format; im Sozial-Stofflichen und, was damit zusammenhängt, im Pathos etwas gedrückt. Natürlich sind die Menschen „ohne Waffen", wie sie ein Gedicht Bruno Franks nennt, Thema; Menschen, die einen Tropfen Kunst, all-liebenden Verstehens in sich haben, einen Tropfen, der ihre bürgerliche Existenz zerfrißt wie Gift. Der schüchterne, kleine Bürger, wenn er an der ›Melodie‹ Beethovens, die sich einmal in seine Seele verfangen hat, hinschwindet, gibt im verkleinerten Umriß das Schicksal Thomas Buddenbrooks. Der Bankdirektor, der, von einem unbürgerlichen Rauschbedürfnis getragen, unter Hochstaplern sein ›Abenteuer in Venedig‹ erlebt, ist, obschon etwas ironisiert, doch nur ein unbegabterer Vetter jenes Schriftstellers Aschenbach, den Thomas Mann im gleichen Venedig den Tod finden läßt. (Bruno Franks Novelle ist übrigens merkwürdiger Weise früher entstanden als Thomas Manns. Es gibt Nachahmungen, die zeitlich dem Original vorausgehen in der Kunst!

Der gründlich empfundene Rhythmus eines starken Dichters schafft eben auch im Schüler nach seinem unentrinnbaren Gesetz selbstätig weiter.) Der Adept Schopenhauers, der in einem Jähzornsanfall den störenden ›Papagei‹ erwürgt, weil er ihn bei Abfassung seiner Abhandlung über die Heilsordnung im Allgemeinen und das grenzenlose Mitleid mit den Tieren im Besondern stört, dieser Weltflüchtling, der so unsanft in den bürgerlichen Alltag hinabstürzt; der Spieler, der immer verliert, weil er mit ›Leidenschaft‹ spielt; der kleine Bibliotheksbeamte, der seine Seele an den flimmernden ›Schatten‹ einer Filmdiva verausgabt: all das sind Verwandte des Tonio Kröger, sind verirrte Bürger, ebenso wie die Klienten jenes phantastischen Instituts für Lebenslüge, das sich ›Der Himmel der Enttäuschten‹ nennt, oder wie selbst jener unglückliche Schreiber, den der banale Schicksalsschlag eines großen Loses entwurzelt. Ein Verwandter jener Halbkünstler ist schließlich auch der Held der Skizze ›La Buena Sombra‹. Hier meldet sich schon die Kraft, in der ich Bruno Franks Eigenstes und Bestes spüre: ein ethischer Positivismus, ein Bekenntnis zur einfachen Güte, wie es von Menschen geistiger Kultur heute selten so rein und stark zu hören ist. In der außerordentlichen kleinen Dichtung ›Das Böse‹ kommt das Negativ dieses Gefühls als eine großartige Verzweiflung, in der schönen Skizze ›Die Mutter einer ganzen Stadt‹ kommt die gleiche Leidenschaft positiv zum Ausdruck als Huldigung vor der alles befruchtenden Kraft einer großen Seele.

Dieser ethische Grundzug gibt auch dem Roman Bruno Franks ›Die Fürstin‹ Haltung und Rang. Die Geschichte ist glanzvoll geschrieben und in manchen Nebenfiguren (besonders in dem leicht geschmeichelten Portrait einer bekannten seelenlos gescheiten berliner Schauspielerin) höchst amüsant. Aber sie handelt von einem jungen Burschen, dessen grundschwache, zur Hörigkeit geborene Natur so lange die Herrin, die ›Fürstin‹ sucht, bis er aus einer letzten Enttäuschung schließlich in den lautern Dienst der Natur entläuft und Wärter der Seetiere in einer Station für Meeresforschung wird; und diese Geschichte könnte in ihrem ganzen Weg, wenn auch nicht im Abschluß, so leicht ins peinlich Sexuelle abgleiten, wenn sie nicht ein unbeirrbarer Sinn für das sittliche Rechtfertigungsbedürfnis, den grundreligiösen Vollkommenheitswillen einer lautern Seele aufrecht erhielte.

Vielleicht hängt es mit diesem bekennerhaften Zug seiner Natur zusammen, daß Bruno Frank im Gegensatz zu Thomas Mann auch ein Lyriker ist. Freilich ringt sich die eigentliche Melodie auch bei ihm nur schwer aus einer gewissen epigrammatischen Trockenheit los. Auch Thomas Mann würde, wenn er Lyrik schriebe, sich sicherlich am meisten an Conrad Ferdinand Meyers spiegelnd geschliffener Form schulen. Die Gedichte, in denen Frank ›Die Schatten der Dinge‹ nachzeichnet, haben, an der großen Lyrik gemessen, alle einen Gran des Bewußten zu viel, sind mehr Begriffs-Kristalle als lebendige Tropfen des heiligen Geistes. Aber

dies macht vielleicht grade ihren „schattenhaften" Charakter aus. Bis in das Wesen der Dinge aber führt statt eines gläubigen Weltgefühls auch hier wieder schließlich ein sittliches Menschengefühl:

Verlanget, Freunde, nicht, im Schicksalsbuch zu lesen,
Denkt nicht, das Jetzt sei Sein, die Zukunft sei das Wesen.

So hart die Rätselnuß auch euern Zähnen war,
Sie ist gewiß zuletzt trotz allem taub gewesen . . .

Das ist gemeines Los und nimmer Grund zur Reue.
Schaut froh den Weg zurück, gesteht es ohne Scheue:

Das einzig Seiende in allem Wähnen war
Ein bißchen Güte und ein bißchen Herzenstreue.

Dies hier nur formulierte ‚Ergebnis' schmilzt anderswo als lebendige Kraft Franks halb lyrische Kristalle zuweilen zu freiem Fluß. Bruno Frank hat aus einer phrasenlosen Erschütterung heraus im Kriegsbeginn die schönsten Worte für den grauen „neuen Ruhm" gefunden, der das alte, bunte Heldentum abgelöst hat; aber er hat im Verlauf einen noch eigenern und stärkern Ton gefunden:

Ach, unser Leiden flammt!
Den Bruder töten müssen, lähmen, blenden,
Es ist nicht Menschenamt!

Er hat das schöne Wort gefunden von dem ‚Enkel der Erde', der sich aus dem allzuharten Dienst des Vaterlandes sehnt. Und Frank hat (schon einige Zeit vor dem Kriege) als sein künstlerisch reifstes und schönstes Gedicht ein ‚Requiem' geschaffen. Die Klage um eine verlorene Freundin gewinnt hier durch einen Wahrheitswillen, der mit der verhüllenden und schwächenden Macht der Worte selbst immer wieder ringt, eine Wortkraft von größter sittlich-künstlerischer Tiefe. Die edle Sprache dieser Klage ist aus der Kultur des alten Goethe, aus den fehllos klaren Schmerzenslauten der Marienbader Elegie etwa, entwachsen; Franks auch in letzter Erschütterung leidvoll gehaltenes, nie titanisch aufbegehrendes Gemüt hat auch hier keine durchaus neuen Waffen geschmiedet: aber es heißt schon etwas, die Rüstung des Riesen mit so hohem Anstand tragen können. Dies Requiem hat Verse von schlechthin unvergeßlichem Klang:

Kein Ding, das ohne Wirkung steig' und falle;
Aber Ein Herz ist weniger als alle.

Und als äußerstes:

Kann ich dir nichts als feile Trauer geben!
Es ist nicht recht! Ich sollte nicht mehr leben!

*

Ein Dichter, dem seelische Wahrhaftigkeit Worte von so erschütternd zwingender Einfachheit gibt, hat sich nun also auch dem Theater zugewendet. In dieser Woche kommt er zum ersten Mal auf eine berliner Bühne; da will ich dem Herausgeber nicht ins Wort fallen. Wenn Bruno Frank — nur soviel will ich sagen

dürfen — auf irgendeinem Wege zu einer sichern Herrschaft über die Bühnenform erwächst, so könnten wir an diesem weltmännisch resignierten und doch menschlich warmen und sittlich fordernden Künstler etwas haben wie ein etwas mehr nördliches, etwas mehr männliches, etwa mehr aktives Widerspiel Arthur Schnitzlers. Und das wäre, wie mir scheint, nicht wenig für unsre Bühne, die einstweilen mit den unwiderruflich einmaligen Aufführungen von Genieproben so ähnlich genährt wird, wie unser Vetter Hamlet: „Ich esse Luft, ich werde mit Versprechungen gestopft. Kapaunen kann man nicht so mästen."

Oscar Sauer von Harry Kahn

Wenn man in Otto Brahms Lessing-Theater vor Ibsen oder Hauptmann saß, beschlich einen nicht selten der Gedanke: Wie komme ich eigentlich dazu, Fensterscheiben in fremden Häusern einzuschlagen und mich um die Familienangelegenheiten andrer Leute zu scheren? Die Empfindung, daß dies ein Spiel sei, was da vor sich ging, verkümmerte mehr und mehr und verschwand bald so gut wie ganz. Da war keine Distanz mehr zwischen Mensch und Bild, kein Abgrund zwischen Sein und Schein. Das war nicht mehr ein Brettergerüst, sondern ein richtiger Parkettboden; das waren keine Versatzstücke zwischen drei Leinwandwänden, sondern das Zimmer einer Wohnung, deren Mietspreis zu schätzen man versucht und vielleicht sogar in der Lage war. Das war nicht Theater, sondern Leben. Es hatte im besten und böseſten Sinne nichts mehr mit Kunst zu tun.

Ich gedenke nicht, das hier langweilig zu beweisen. Wer nicht einsehen kann oder nicht einsehen mag, daß Tierstimmenimitation keine Kunst und das berühmte Märchen von den Trauben des Apelles, an denen die Vögel naschten, eben ein Märchen, aber keinerlei Argument für die Künstlerschaft des antiken Malers ist: dem läßt sich solches nicht mit der kniffligsten Doktorarbeit klarmachen. Kunst ist Kunst; und das Leben ist das Leben. Und die Beziehungen zwischen den beiden Begriffen stehen unter so bestimmten Gesetzen wie die zwischen der Zahl Eins und der Zahl Hundert. Nur ein Charlatan kann die beiden ineinander aufgehen machen wollen. Nur ein Taschenspieler wider Willen konnte sich drum auch jenes Gefühls fast verächtlicher Indiskretion erwehren, wenn er Frau Kammerherr Lehmann und Herrn Pastor Sauer von der Liebe ihrer Jugend mit einander sprechen hörte, und ich für mein Teil fühlte mich immer schon von Mitteldorf am Kragen gepackt und wegen unbefugten Eindringens in ein Amtslokal an die Luft gesetzt, wenn die Waschfrau Else Wolff dem Amtsvorsteher Oscar von Wehrhahn den kuriosen Fall mit dem Biberpelz auseinandersetzte.

Wahrhafte Kunst ist Gnade und Wunder. Darum kann man aber doch sagen: Wo das Wunder anfängt, hört die Kunst auf. Das

heißt: Zu aller wahren Kunst gehört Fertigkeit, Verstand, Wille; kurz: Handwerk. Die größten Künstler hoher Kulturen: Donatello und Dürer, Brunelleschi und Bruckner waren nichts andres als begnadete Handwerker; und Heinrich von Kleist schrieb an seine Braut, sie solle „Bilder sammeln zur gemeinsamen geistigen Aussteuer". Grade die bewunderungswürdige Steigerung des handwerklichen Könnens bewirkt wieder jene vollkommene Verwischung alles Willens- und Verstandesmäßigen, die das Wahrzeichen jeder großen Kunst ist. Diese Schlackenreinheit verleiht ihr, neben jener tiefen Freiheit, die sie aus der Kraft zu Symbol und Synthese zieht, noch eine zweite, überirdisch beschwingte Leichtigkeit.

Von dieser Leichtigkeit besaß die Schauspielkunst der Brahminen nichts. Immer blieb sie schwingenlos und voll Schwere. Immer ging, nie flog sie. Den Himmel überließ sie mit dem ersten Sänger des Weberleids den Engeln und den Spatzen, um selbst Erde zu bleiben, Erde und nichts als Erde. Je bedeutender ihre Vertreter waren, desto mehr verhaftet blieben sie dem staubigen Boden dieses verkrusteten Balls, mit um so schwerern Schritten durchmaßen sie seine sehr übersehbaren Räume; und wenn sich Einer von diesem Boden zu heben schien, so war es nur, weil er leichter als die ihn umgebende Luft, nicht aber weil er mit Flügeln begabt war. Die Gestalten Rudolf Rittners oder Else Lehmanns, vor allem aber Oscar Sauers hatten nicht jene höchste und hellseherische Wahrheit aus zweiter Hand, die bewußtes Können schafft, sondern die ursprünglichste, unbewußteste, aktuellste Wahrhaftigkeit, die ein Sein voraussetzt. Sie gaben nicht, sondern sie gaben sich. Nicht einmal dies: sie geben sich nicht, sie leben sich. Einem Oscar Sauer konnte die Menge dort unten höchst gleichgültig sein, und es war von diesem Gesichtspunkt aus nur folgerichtig, wenn sich im alten Lessing-Theater der Vorhang nach dem Aktschluß nicht mehr hob. Dem Schicksal eines simplen Nebenmenschen gibt es nichts zuzuklatschen oder zuzuzischen. Es nimmt daher auch nicht Wunder, daß die Brahm-Schule eigentlich nie eine Schule gewesen ist und darum auch nicht Schule gemacht hat. Denn etwas zu sein, das kann man Keinem lehren oder anerziehen. Nur in einigen höchsten Exemplaren konnte sie überhaupt wirklich vorhanden sein (und war sie gewiß, längst vor jedem Lessing-Theater, immer vorhanden).

Aber ihre höchste Vollendung hieß Oscar Sauer. Weil dieser berliner Bürger der deutschen Jahrhundertwende das reinste Gemüt, die erfüllteste Seele war, die wohl je ihr irdisch Teil mit dem Schmutz der Schminke befleckt hat. Aller Adel, dessen das Tier mit der größten Spannweite, Mensch genannt, fähig ist, leuchtete aus ihm. Noch wenn er Hedda Gablers brutaler Freund Brack war, umgab ihn eine Chevalerie, die die Figur doppelt gefährlich und deshalb doppelt wahr machte. Und sein Gregers Werle war nicht der unselige Narr, als der ihn der Giftmischer aus Skien zusammendosiert hatte, sondern ein beinahe hamsunisch

seliger Schwärmer, dessen himmlische Weiße kaum noch den verruchten Farben der Wildenten-Komödie sich einfügte. Aber schon in „Klein-Eyolf" sprengte Oscar Sauer mit seiner unantastbaren Menschlichkeit den Rahmen. Alfred Allmers wurde bei ihm ein Prophet, welcher blauesten Sehnsuchtsauges vorwärts, rückwärts schaute; und das Wort ‚Verantwortung', das für diesen waschlappigen Schwätzer ja nichts andres bedeutet als für Hjalmar Ekdal „die Erfindung", erhielt bei Sauer eine Schwere, die die ganzen Gewichtsverhältnisse des Stückes verschob. Welche Größe aber nahm eben dieses Wort — das recht eigentlich der „Schem" des hinterhältigen Golems Henrik Ibsen ist und das diesen ersten bürgerlichen Tragiker als den echten Erben des ersten bürgerlichen Philosophen, Immanuel Kant, erweist —, welche Gemütswucht, welche Gefühlsgewalt nahm es an, wenn es Doktor Wangel aus Oscar Sauers Mund sprach! Wiederum alle vom Dichter geschaffenen Proportionen verschiebend, aber die auf einer tiefern Ebene geltenden entschleiernd, stand mit einem Mal der Mann im Mittelpunkt des Werks als der einzig wahrhaftig tragisch leidende und der einzig wahrhaft exemplarisch geläuterte Teil. Umso erschütternder war diese Gestalt, als sich auch ihr, und ihr als feinste Essenz, ein Zug beimischte, der, als mehr oder minder berechtigte Valeur, stets in den Menschenbildern Sauers schwang: eine leise Lächerlichkeit. Dieselbe Don-Quixoterie, die den schnauzigen Amtsvorsteher aus der Mark zu einem im Grunde nicht minder rührenden Ritter von der traurigen Gestalt machte als den schnurrigen Abenteurer aus der Mancha.

Der große Lyriker Rainer Maria Rilke dichtet einmal: „Denn Armut ist ein großer Glanz von innen." So strahlte aus Oscar Sauer stets ein über alle Maßen rührendes und nur im sublimsten Sinn lächerliches Weh um die Armsäligkeit aller irdischen Dinge, um die Nutzlosigkeit aller menschlichen Mühen und um die Vertanheit aller Güte und Größe. Was man in der groben Lärmwelt der Bretter und im grellen Lichtwurf der Rampen nicht hätte für möglich halten mögen — dies Unbeschreibliche, das war hier getan: daß ein atmendes Dasein umwittert war von dem Hauch, der bisher nur aus größten Werken epischen Stils aufgestiegen war; der Luft, die Emanuel Quint und den Fürsten Myschkin umgibt. Auch diesen Gregers Werle und diesen Doktor Wangel hätten die Menschen, wären sie ihnen auf der Straße oder in der Gesellschaft begegnet, „Idioten" genannt.

Wenn Oscar Sauer im Leben gelitten hat wie jener alttestamentarische Hiob: das Leid, das von ihm ausströmte, wenn er auf der Bühne stand, weist mit der letzten, in unirdischen Sphären verschimmernden Linie zurück auf den Stifter des Neuen Testaments. Vor jeglicher Gestalt Sauers konnte, aus der Sicherheit seiner Skepsis geschüttelt, ein zuschauender Weltmensch, bestürzt murmeln: Ecce Homo! Denn das seltsamste Paradox wurde hier Ereignis: der Mensch als Schauspieler.

Komödien-Ersatz

Es ist der Lauf der Welt, daß bei ihrer Teilung die Poeten nicht mehr, wie anno Schiller, zu spät kommen wollen. Wer ‚Gestern' dichtete, schreibt heute Opern- und morgen, wenns doppelt so viel Tantieme trägt, Operettentexte. Und wer als deutscher Molière begonnen hat, fährt als märkischer Kotzebue fort, in Conditionalsätzen die Konjunktion wegzulassen und durch zungenbrecherische Inversionen der Alltagssprache einen preziösen Anstrich zu geben. Dieser Anstrich macht sie angeblich ‚literarisch', verführt den Regisseur, in einem Akt den Alltag durch eine naturalistische Schankstube, im andern die preziöse Literatur durch einen stilisierten Baum zu ehren, und erfüllt die Mimen mit Sehnsucht nach Lessing und Kleist, die beide bis dahin am meisten gefürchtet wurden, weil so schwer wie ihrer kein Dialog zu lernen war. Hysterisch gewordener Blumenthal, möcht' man sprechen. Carl Sternheim, hat er die Absicht, dessen sanfte ‚Großstadtluft' für den Spielplan der fortgeschrittenen Provinz durch eine penetrante Kleinstadtluft zu entwerten, verschmäht zwar kein Possenmittel, ermangelt aber, soll er drei Akte versorgen, des Witzes, der sich bei ihm in geziemender Dichtigkeit doch erst einstellt, darf er dem Gegner mit schärfern Giften zu Leibe rücken, als das idyllische ‚Perleberg' samt seinen unendlich gutartigen Bewohnern verträgt. Man denke: da werden Hyänen zu Weibern, skrupellos habgierige Schwäger zu mild entsagenden Menschenbrüdern, packt Sternheim der Ehrgeiz, Shaws Priester Keegan und Gorkis Pilger Luka einen Genossen in einem herzkranken Lehrer zu gesellen, der dumpfer und stumpfer Umgebung von seiner Seele eines Schwärmers und Gottsuchers so lange einhaucht, bis er sie selber ausgehaucht hat. Dieser Schwank bahnt Verlobung an und gelangt zu Leichenbegängnis: unvermeidlich, daß es sein eigenes wird, hat der Lenker der vorgetäuschten Geschicke so wenig Andacht vor unverkünstelter Menschlichkeit wie der Künsteler Sternheim, dem sie nur dazu dient, einer Plattheit die Schatten des Geheimnisses anzumalen. Unsre vergnügte Stimmung verdankt er der Tatsache, daß Barnowsky mit dem Skelett einen tollen Cancan aufführt, so betäubend, so um und um wirbelnd schnell, daß noch Platz bleibt für Heinrich Manns ‚Variété' — einen Extrakt von Wirkungen, wie man sie an dem Ort des Titels lieber hat als im Gesamtwerk des Autors. Trotzdem: zwei erfreuliche Vorstellungen. Sie zeigen, was das Lessing-Theater kann, nachdem es ein bißchen zu oft gezeigt, was es nicht kann. Dagny Servaes zwar hat für Sternheims Dorfpomeranze zuviel städtische Fertigkeit und für Heinrich Manns Brettldiva noch nicht genug artistische Ueberlegenheit. Aber die Grüning vereinigt verschmitzte Falschheit und ehrliche Mütterlichkeit in einem glucksend-gicksenden Ton, der tiefsten Alt und höchsten Sopran umfaßt und von einer Katze sowohl wie von einer Henne sein kann; Max Adalbert, unter allen berliner Komikern der berlinischste, hat eine gradezu gebieterische Art von kurzangebundener Frechheit, der sich zu widersetzen vergeblich ist; Georg John siedelt einen gesichts- und heimatlosen Sommerkellner höchst glaubhaft im Bezirk der Herrnfelds an; Emil Lind, ein farbenreicher Charakteristiker, braucht das nicht eigenmächtig zu tun, weils sein Rollenlieferant schon getan hat; und Kurt Götz ist zu schade fürs Schauspielhaus. An dessen Kasse erschien ich bei der Premiere ‚Meiner Frau, der Hofschauspielerin', von der ich sicher war, daß sie des genius loci sich würdig erweisen werde. Aber der Cerberus fegte finstern Antlitzes meinen Neunmarkschein vom Schalterbrett und donnerte: Ausverkauft! Ich machte lautlos Kehrtmarsch. Es war mein schönster Theaterabend in diesem Spieljahr.

Panorama von Alfred Polgar

Im Prater, in der k. und k. Hauptallee, ist ein Panorama zu sehen. Seit langer Zeit wieder: ein Panorama. Das letzte, dessen ich mich entsinne, war im ‚Wurstelprater' und zeigte die Schlacht bei Saint Privat.

Diesmal ists wieder eine Schlacht (weil doch der Mensch in diesen ruhigen Zeiten hie und da auch etwas Kriegerisches zur Anregung der Phantasie braucht). Und zwar die Schlacht am Berg Isel.

Wenn man von den Kampfberichten, die jeder Tag bringt, sich erholen will, geht man ins Panorama, zur Schlacht am Berg Isel. Dort ists still und kühl. Die Gewehre und Kanonen schießen, aber sie knallen nicht. Die Getroffenen fahren mit der Hand ans Herz, aber es tut ihnen — dieses tröstliche Bewußtsein haben wir — nicht weh. Feindliche Soldatenhaufen stürmen wild den Berg hinauf, aber sie kommen nicht vom Fleck. Die Schlacht ist in vollem Gang, aber fünfzig Meter daneben fährt die Rutschbahn, und das Potpourri aus der ‚Rose vom Stambul' — das Kriegsausstellungsorchester spielt es herzbewegend — dringt herein in die Rauch und Flammen speiende tiroler Landschaft.

An den Wänden der Holzstiege, die zur ‚Schlacht am Berg Isel' führt, steht: „Im Interesse des Publikums dürfen Erklärungen über Ursprung und geschichtliche Bedeutung des Bildes nur vom Panorama-Diener gegeben werden". Das läßt tief blicken. Der Panorama-Diener als einzige offiziell anerkannte Quelle historischer Belehrung. Oder: sicherster Schutz des Publikums vor materialistischer Geschichtsauffassung.

Panoramen haben ihren Reiz. Er liegt in der Mischung von Starrheit und vorgetäuschter Bewegung, von illusionärer Weite und tatsächlicher Enge. Besonders aber der lautlose Lärm solch eines Schlachtenpanoramas hat etwas ganz Märchenhaftes. Die Menschen, die auf dem Zuschauerpodium im Kreis herumgehen, reden mit gedämpfter Stimme; so, als fürchteten sie, das durch Zauberspruch erstarrte Leben ringsum zu wecken.

Es riecht nach Staub und Farbe. Ein paar Aeste und Planken und „wirkliche" Gegenstände füllen, Perspektive weitend, den Bodenraum zwischen Zuschauerstandort und bemalter Fläche. Es ist ein sachter Uebergang von drei zu zwei Dimensionen. Die eine geht unmerklich verloren. (Natürlich nicht im mathematischen Sinn.) Schlechte Romane haben eine ähnliche Technik, durch plastisch geschilderte Kleinigkeiten Lebenswahrheit vorzutäuschen.

Panoramen, zumal Schlachtenpanoramen, sind sehr unheimlich. Je besser ihre Täuschungsabsicht geglückt ist, desto unheimlicher. So was Ersticktes, vom Schlag-Gerührtes, Lebendig-Totes haben sie.

Aber Panoramen sind auch komisch. Sie sind wie ein bewegliches Riesen-Spielzeug, dessen Mechanismus stecken geblieben. Sie sind was ähnlich Spaßiges wie der eingefrorene Ton in Münchhausens Trompete.

Andreas Hofer steht auf dem Feldherrnhügel, von seinem Stab umgeben. Die Trommlerknaben neben ihm bearbeiten das Kalbfell. Allerorten wehen zerschossene Fahnen. Aus den Gewehrläufen zieht eine Strähne Rauch. Die Kanonen stecken eine rote Feuerzunge heraus. Die nahen Berge sind tief smaragdgrün, die fernen blaugrau. Ueberall liegen Tote. Bei den Franzosen viel, viel mehr als bei den Tirolern.

Warum?

Nur der Panorama-Diener kann das erklären.

Die neuen Steuern von Alfons Goldschmidt

Jetzt rächen sich Bummelei, Parteieinseitigkeit und Bundesstaatsfanatismus. Als der Krieg ausbrach, war unser Heeresapparat glänzend imstande, unsre Reichsbank war gerüstet, aber es fehlten dem Reich eine brauchbare Kriegswirtschaftsorganisation und eine glatt laufende Steuermaschine. Schamhaft nur, ängstlich und ohne Weitblick hatte man, mit Wehrbeitrag und Vermögenszuwachssteuer, die gewaltige Kräftekonzentration anerkannt. Es war mehr eine Konzession an Theorie und Partei als eine Würdigung durch die Tat. Das Reich begann den Krieg ohne entsprechende Steuervorbereitung. Das war ein schwerer Fehler. Heut wird auf England gewiesen. Man beneidet die Engländer um ihre Steuerleistungen. Auch wir hätten solche Radikalarbeit tun können, wenn wir die Mahnungen moderner Kriege berücksichtigt hätten. Man lese das Steuerkapitel des Burenkrieges. Da sind die Notwendigkeiten und Richtlinien zu finden.

*

Bald nach Kriegsbeginn traten Furchtbolde auf, die die Großzügigen spielten. Sie sagten, Steuersorgen dürften uns während des Krieges nicht bedrücken. Solche Sorgen gehörten in die Friedenszeit. Alles müßte und könnte mit Anleihen gemacht werden. Das war ein Verlegenheitsgrundsatz. Er sah sehr einfach aus, war aber höchst gefährlich. Stimmungsmotive hauptsächlich waren hierfür maßgebend. Aber solche Motive dürfen nicht maßgebend sein. Heute sind diese Leute Eingänger geworden, sie haben keinen Anhang mehr. Das ganze Volk fühlt die Notwendigkeit, die Riesenlast abzubürden. Wir wissen nicht, wie lange der Krieg noch dauert. Er kann Jahre über den Landkrieg hinaus währen. Inzwischen würden die Schulden ins Aschgraue wachsen und auf der andern Seite würden wir nichts haben. Solche Kreditwirtschaft ist unkaufmännisch, unwürdig und auf die Dauer unmöglich. Sie würde das Volk einer plötzlichen Steuerüberflutung aussetzen, einem rasenden steuerpolitischen Kampfe und bis dahin einer bangen Unsicherheit. Wir wollen aber Klarheit, auch wenn sie bitter ist.

*

Die neuen Steuervorlagen allerdings geben uns diese Klarheit nicht. Sie sind aus Tradition, Aengstlichkeit, Bequemlichkeit und Wahllosigkeit erwachsen. Es ist kein Wagemut darin. Der Helfferich-Weg ist verlängert und verbreitert worden. Das Problem „Reich — Bundesstaaten“ wird nicht gelöst. Den Entwürfen sitzt der Partikularismus in allen Knochen. Das Reich wird wieder auf indirekte Steuern gestellt, denen einige direkte Steuerflicken angenäht werden. Man weiß, daß Riesenschulden, Milliardenschulden nur durch direkte Steuern abzudecken sind. Man kennt das Steuergewicht des Reiches, seine überragende Steuerbedeutung, die radikale Tatsachenverschiebung durch den

Krieg. Das Reich führt den Krieg, finanziert den Krieg. Die Bundesstaaten sind zurückgetreten. Als Steuerkomplex ist das Reich heute kein Bundesstaat im alten Sinne mehr. Es kann nicht mehr sozusagen von seinen Gliedern ernährt werden. Es ist ein selbständiger gewaltiger Steuerkörper geworden. Daran ist kein Zweifel, denn die Zahlen sprechen klar. Der Krieg hat die Vereinheitlichung außerordentlich beschleunigt. Reichseisenbahnen und Reichskanäle sind heute keine Utopien mehr. Weshalb also kommt man nicht zu wirklichen Reichssteuern?

*

Es ist eine schädliche, beinahe unkontrollierte Steuerwillkür eingerissen. Der Reichstag hat seit dem August 1914 die Kontrolle aus den Händen gegeben. Bald vier Jahre wird in Deutschland drauf losgesteuert. Die Volkswirtschaft wurde und wird unausgesetzt mit Gebühren, Beschlagnahmen, Enteignungen und Stillegungen belastet, bedrängt und dezimiert. Vieles davon brauchte nicht zu sein. An allen Ecken und Enden sind Vermögenskonfiskationen vorgenommen worden. Wir haben heute eine ganz andre Wirtschaftsschichtung als vor dem Kriege. Die Kleinen und Mittleren sind lahmgelegt. Die Großen sind größer geworden. Das Kapazitätsprinzip hat gesiegt. Man hat dagegen nichts getan, nur Worte wurden vernommen. Eingaben wurden gemacht, Bedenken geäußert, aber dagegen getan wurde nichts. Unendliche Selbständigkeitswerte sind auf solche Weise weggesteuert worden. Der Trust, der Riesenbetrieb ist überall Trumpf. Die Kriegswirtschaft mit ihrer Steuerpraxis hat den Konzentrationsprozeß rasend gefördert. Ueberachtung der Gewaltigen, Mißachtung der Aufstrebenden: das ist die Signatur dieser Wirtschaft. Das ist auch die Signatur der neuen Steuern. Man hat sich daran gewöhnt, und der Reichstag wird, nach mehr oder minder wichtigen Abänderungen, Ja dazu sagen. Es ist immer dieselbe Linie. Man spricht von Wiedererweckung, von Stützung aller brauchbaren Kräfte, aber bisher hat man noch nicht entsprechend gehandelt.

*

Ich kann hier nicht die Vorlagen alle und einzeln besprechen. Sich hindurchzuwinden, das ist eine Schwitzarbeit sondergleichen. Ich bin überzeugt, daß bis heute weder ein Pressekritiker noch ein Parlamentarier diese Riesenleistung vollführt hat. Man konnte bisher einen Ueberblick gewinnen, man konnte blättern, das System beurteilen und an Diesem oder Jenem haften bleiben. Zwei Hauptkennzeichen scheinen mir hervorzutreten: Die Steuern treffen Die, die es am wenigsten vertragen können, und fördern Die, die es am wenigsten nötig haben. Sie widersprechen somit einer selbstverständlichen Kriegssteuermoral. Man mag sagen, das geschehe aus Entwicklungszwang. Aber solche Begründung ist nicht stichhaltig. Man kann anders besteuern, man kann die Schwachen schonen und die Starken kräftig belasten. Das ist durchaus möglich, man muß nur wollen. Einige Beispiele: Die Erhöhung der Postgebühren trifft besonders alle Die, die mit jedem Gestehungskostengroschen rechnen müssen; die Börsensteuer erschwert dem Privatbankier das Leben; die Getränkesteuern verteuern den Konsum der Aermern und Armen viel heftiger als den Konsum der Bemittelten und Reichen; Wein, Bier, alkoholarme und alkoholfreie Getränke sind notwendige Volksgenüsse. Die Kriegssteuer der Gesellschaften dagegen ist bis heute der Vermögenssteigerung und besonders der Einkommensteigerung kaum hinderlich gewesen. Die neue Kriegssteuer der Gesellschaften erfaßt nur die schon gemachten Steuerrücklagen. Man sehe sich daraufhin die Jahresabschlüsse an. Ueberall Reingewinn- und Dividenden-Erhöhungen, Bonusse und andre Geschenke.

*

Nun aber die Umsatzsteuer. Es ist keine Warenumsatzsteuer mehr, sondern eine Steuer auf Güterumsatz und Leistungen. Es ist eine ausgesprochene Abwälzungssteuer, die immer am Verbraucher hängen bleiben wird. „Die Erweiterung des bestehenden Gesetzes auf die Leistungen erscheint uns außerordentlich bedenklich; hier wird die Kommission sehr peinlich zuzusehen haben. Was hier vorgeschlagen wird, ist eine Einkommensteuer in rohester Form, eine Bruttoeinkommensteuer, die beim Umsatz geistiger Arbeit bis zu anderthalb Prozent betragen kann." So der Abgeordnete Waldstein. Man muß ihm beipflichten. Wer hätte jemals in Deutschland eine Besteuerung der Arbeiten des Dichters, des Schriftstellers, des Rechtsanwaltes, des Arztes erwartet? An alles hat man gedacht, nur daran nicht. Weiß der Schatzsekretär, was diese Belastung bedeutet? Wohl hat der Krieg Schundiers, Kettenhändleranwälte, Rotationsschmierer und dergleichen in die Höhe gebracht. Es gibt Leute, die Hunderttausende zusammen geschludert haben. Aber wie vieles ist zertrampelt! Die liberalen Berufe sind Proletarierberufe geworden. Mancher hat sich in irgendeine Goldecke gerettet, ist Interessenwertreter geworden und stöhnt heute trotz Kriegsdaseinssicherung. Der Reichstag soll Berufsenqueten studieren. Da wird er Jammer genug finden, um die Lust an einer Geistesumsatzbesteuerung zu verlieren. Wir spüren heute jeden Pfennig, wir sind keine Kriegsgewinnler, wir zehren unsre Spargelder auf, die Mitgiften unsrer Frauen. Die geistige Sprechmaschine wird erheblich niedriger bezahlt als die Bureausprechmaschine. Es ist keine Entlohnung mehr, es sind Brocken, die uns hingeworfen werden, und an denen wir verrecken können, wenn wir nicht unser Letztes gegen das Zermalmungstier aufbieten. Unsern Idealismus werden wir nicht verlieren, auch wenn man uns zu Bettlern macht. Aber wir brauchen unsre Kräfte, und auch das Land braucht sie.

*

Da hat man eine sogenannte kriegsmoralische Steuer ersonnen, eine Steuer auf Luxusgegenstände. Auf Luxus-„Gegenstände". An dieser Einschränkung ist schon zu erkennen, daß man den Luxus nicht besteuern kann. Ich habe höchstwissenschaftliche Definitionen des Luxus vor mir, ein ganzes Schock. Sie stehen in dicken Büchern, die von weisen Männern geschrieben wurden. Ich will sie hier nicht zitieren. Ich will nur sagen, daß keine einzige Definition befriedigt. Auch die Entwurfbegründung gesteht den Definitionsmangel ein. Deshalb nimmt die Regierung Aeußerlichkeiten zu Hilfe. Sie greift einige Gruppen heraus, stempelt sie zu Luxusgruppen und will sie demgemäß besteuern. Das ist reinste Steuerwillkür. Das ist auch nicht sozialmoralisch. Denn jeder Bemittelte kauft den „Luxusgegenstand", wenn er, seine Frau oder seine Geliebte ihn haben will. Es ist den Bemittelten, dem Kriegsgewinnler insbesondere, ganz oder ziemlich gleichgültig, ob er für einen Teppich, ein Automobil oder eine Plastik zehn Prozent mehr bezahlt. Aber den Unbemittelten schreckt eine solche Belastung ab. Sie hindert die Geschmacksbetätigung, die Durchsetzung des Volkes mit Gegenständen, die das Auge erfreuen. Sie macht dem Landarzt, dem Landtierarzt, die auf den Kraftwagen angewiesen sind, das Dasein schwer, sie vergällt den Lebenshungrigen die kleinen Freuden, sie erschwert der lungenkranken armen Frau, dem blutleeren Mädchen die Anschaffung eines wärmenden Pelzes.

*

Alle die indirekten Steuern greifen in Wirtschaftsstadien ein, in Entstehungsprozesse. Sie stören die Produktivität der Vielen, vermehren die Produktion der Wenigen. Sie schaffen Trusts und nehmen den Tüchtigkeiten den Atem. Solche Steuern sollte man heute nicht mehr

ausbringen. Alle Einzelvernunft und alle Allgemeinvernunft spricht dagegen. Aber das Reich braucht Geld, braucht viel Geld, braucht einen Haufen Milliarden. Man kann die Milliarden haben, man kann sie leicht haben. Es gibt ein Steuerprogramm, das einfach und gerecht ist, soweit Steuern nicht immer ungerecht sein müssen. Wohl kenne ich die schädigenden Wirkungen der Einkommens- und Vermögenssteuern. Aber es sind die besten Steuern. Sie packen den Kapitalsbildungsprozeß bei seinem Ende. Sie lassen sich nach der Potenz staffeln, während die indirekten Steuern um so lastender werden, je mehr die Zahlkraft abnimmt. Alles drückt sich heute in Geld aus, alles kann in Geld ausgedrückt werden. Unter einer Einkommens- und Vermögenssteuer lassen sich alle Werte und Wertneubildungen subsummieren. Was das Leben mir an Geld gibt, an Geld in jeder Gestalt, danach bin ich steuerlich einzuschätzen. Das ist der einzige Maßstab. Die direkte Steuer muß die leitende Steuer sein. Ihr muß, wenn es sich nicht vermeiden läßt, die indirekte Steuer folgen. Die direkte Steuer ist das große Sozialerfordernis für das Deutsche Reich.

Antworten

Fritz M. und Genossen. Tief bewegt mich die Klage: „Die ‚Schaubühne' erscheint nicht mehr. Die ‚Weltbühne' findet nicht den Weg zu mir, trotz Reklamation bei der Post. So bleibt mir nichts übrig, als Sie persönlich zu belästigen." Nach meinen Erkundigungen ist einzig die Titeländerung schuld. Die habt Ihr bei eurer Neubestellung sicherlich außer Acht gelassen. Die Spur von den Erdentagen der ‚Schaubühne' kann zwar nicht in Aeonen untergehen, ist aber in den Listen der Post bereits am einunddreißigsten März klanglos und restlos untergegangen. Dahingegen: sowie Einer ‚Weltbühne' ruft, dreht sich der Briefträger um. Versucht es einmal.

Wiener. Wie mir euer, unser Girardi erschien, steht im ersten ‚Jahr der Bühne'. Hier haben ihn dargestellt, also angesungen: Willi Handl (III 17), Felix Stössinger (IV 49), Arthur Kahane (VI 36), Jürgen Fehling (XI 19), Leo Feld (XIII 48). Wer alles ihn künftighin hier feiern wird, ist vorläufig garnicht abzusehen. Am liebsten würd' ich zunächst den Hymnus abdrucken, der sich in der ‚Chinesischen Mauer' von Karl Kraus findet, wenn ichs nicht für wichtiger hielte, zur Lektüre des ganzen Buchs anzutreiben, als meine Zeitschrift mit einem seiner Kapitel zu schmücken. Aber freilich: dieser Zauberer Girardi, der bloß die Augen aufzuschlagen brauchte und die Bühne war überflutet von Licht, hat eine Wirkung geübt, für deren Erkenntnis wir nicht auf den Enthusiasmus der Künstler und Kritiker angewiesen sind. Eines Morgens in einem dieser Kriegswinter rief eine fremde Dame mich an: sie habe am Abend vorher im Theater des Westens Girardi als Zsupan gehört und müsse mich telephonisch dafür umarmen, daß ich in der Pause einen Tobsuchtsanfall gekriegt hätte gegen einige Hundeschnauzen, die an diesem Inbegriff aller Meisterschaft mißtrauisch herumzuschnobern versucht hatten. Sie für ihr Teil sei mehr als entzückt: sie sei so ergriffen gewesen, daß sie beschlossen habe, von jetzt an in alle Städte zu reisen, wo Girardi spiele. Er sei schließlich fünfundsechzig, sie fünfundvierzig, und Keiner wisse, wie lange er oder sie es noch mache, und da sei es ihres Erachtens nicht wohlgetan, sich öfter als unbedingt nötig um den höchsten Genuß zu bringen, den dieses Jammertal ihr zu geben habe. Und bat mich, Girardis Gastspielprogramm für die folgenden Monate zu erkunden. Das geschah; und wirk-

lich ist dieses seltsame Käthchen von Heilbronn hinter ihrem Vetter vom Strahl getreulich hergepilgert — ohne ihn etwa persönlich kennen zu lernen oder auch nur kennen lernen zu wollen. Aus jeder Stadt, aus Braunschweig, Hannover, Bremen, nach einer Pause aus Graz, Brünn, Wien und dann wieder anderswoher und zuletzt immerzu aus Wien kamen jubelnde Postkarten, meistens mit einem Bilde von Ihm. Und dann trat die Frau eines Tages in mein Zimmer, beladen mit einem Gedicht von einer Salami, das es sie mir zu Füßen zu legen unwiderstehlich triebe — als Belohnung für meine Liebe zu ihrem Abgott, die Dank freilich garnicht begehrte. Trotzdem: nie habe ich — es war in der Woche des Hungerstreiks — ein Gedicht mit tieferer Andacht skandiert als dieses. Bei Girardis nächster Anwesenheit erzählte ich ihm die Geschichte. Wir fuhren, auf seinen Wunsch ganz langsam, in einer offenen Droschke vom Zoologischen Garten durch den alten Westen und den Tiergarten unter die Linden, und er nahm den Bericht über seine „Landsmännin", wie er sagte, und den Anblick dieses repräsentativen Stücks von Berlin zum Anlaß, eine witzig bordierte Parallele zwischen seiner und unsrer Stadt zu ziehen. Bei uns wäre er erfroren; aber die Wärme dieses südlichern Menschenschlags habe ihn jung erhalten. Ich war sehr bekümmert, mit rauher Hand in seine praktisch betriebene Völkerkunde greifen zu müssen. Denn seine Landsmännin war an der Panke geboren.

St. D. Sie findens nötig, die „Redaktionszustände" der Deutschen Zeitung ein bißchen zu beleuchten: „Ursprünglich war Chefredakteur und Leitartikler Otto Eichler. Er wurde bald abgesetzt, und an seinen Platz trat der Direktor eines Mädchengymnasiums: Lutz Corrodi. Aber da er nicht scharf genug war und immerhin eine etwas besonnenere Haltung bewahrte, so wurde er schnellstens mit 50 000 Mark dafür entschädigt, daß man ihn aus einer Lebensstellung gerissen hatte. Darauf holte man sich einen Mann mit Volksschulbildung: Ewald Beckmann aus Goslar. Der hatte die Goslarer Zeitung mit den wütendsten alldeutschen Artikeln angefüllt, hatte davon Abzüge machen lassen und an die berliner Presse geschickt, um von ihr zitiert zu werden, und hatte damit Erfolg gehabt. In Berlin gings aber doch nicht. Seine Syntax erregte sogar bei den Lesern der Deutschen Zeitung Anstoß, und die wichtigern Leitartikel mußte der alldeutsche Führer Claß übernehmen. Jetzt ist auch Beckmann gekündigt, zeichnet zur Zeit als ‚verreist' und wird zum Nachfolger den Chefredakteur der Rheinisch-Westfälischen Zeitung Wulle erhalten. Aber das alles ist noch nicht alles. Zum ersten Juli haben zwei politische Redakteure und ein Feuilletonredakteur gekündigt, sodaß insgesamt vom ersten April 1917 bis zum ersten Juli 1918 verbraucht sein werden: drei Chefredakteure, drei politische Redakteure, zwei Feuilletonredakteure und ein Verlagsdirektor. Von diesen Herren ist Corrodi nicht der einzige, der von einem guten und sichern Posten in die Deutsche Zeitung gelockt worden ist." Danke schön. Das ist ja ganz interessant, aber wirklich nicht überraschend. Denn daß es bei der Deutschen Zeitung so zugeht, so zugehen muß, das sieht man ihr spätestens auf den zweiten Blick an.

Heinrich J. Sie und nicht Sie allein, begehren zu wissen, zu welcher der vier Vorlesungen von Karl Kraus Sie gehen sollen. Zur ersten, unbedingt zur ersten. Denn da bin ich ganz unbesorgt: wenn Sie die erste gehört haben, verkaufen Sie ihr Gewand, um die andern drei auch noch hören zu können.

Sport

Nun ist auch die Eröffnung der Berliner Renn-Saison mit dem ersten Grunewald-Renntag vorüber. Wenn der Erfolg dieses ersten Berliner Renntages vielleicht nicht so groß war, wie man es mit Fug und Recht hätte erwarten können, so lag dies in der Hauptsache an dem Witterungsumschlag, der einige Tage vorher das bis dahin herrliche Frühlingswetter in eine Reihe ununterbrochener Regentage verwandelt hatte. Regen, Regen, nichts als Regen, ein trostloser Apriltag. Aber die Sportfreudigkeit der Berliner läßt sich selbst durch ein Regenmeer nicht abschrecken. Die Bahn wies eine Fülle auf, wie nur an den schönsten Sommertagen des Vorjahrs, und der interessante Sport des Tages ließ die Tausende auf ihre Kosten kommen. Auf seine Kosten kam aber auch der veranstaltende Verein, denn die Wettlust der Menge war dank der großen Felder eine sehr rege, und die Totomaschinen klapperten mit unermüdlicher Ausdauer.

Inzwischen sind auch die Ausschreibungen für den ersten Teil der diesjährigen Renn-Saison erfolgt. Das Bestreben der beiden veranstaltenden Vereine, des Union-Klubs und des Berliner Rennvereins scheint es gewesen zu sein, die Rennstallbesitzer für die verminderte Zahl der Rennen im Reiche durch besonders hohe und im allgemeinen günstig gefaßte Ausschreibungen zu entschädigen. Die ersten 10 Renntage des Berliner Rennvereins (Grunewald) warten mit fast einer Million Mark Preisen auf und die ersten 8 Renntage des Union-Klubs, die zunächst auf der Grunewald-Bahn gelaufen werden, bleiben mit fast dreiviertel Millionen nicht weit zurück. Der beginnende Mai wird die Grunewald-Bahn in voller Tätigkeit sehen; es werden hier an folgenden Tagen Rennen gelaufen: am 5., 9. (Himmelfahrt), 12. 13., 20., 21. (Pfingsten) und 27. Mai.

Geschäftliches

Kommerzienrat Paul Mamroth, der verdienstvolle Leiter der A. E. G., ist, wie wir hören, durch die Verleihung des Eisernen Kreuzes am weiß-schwarzen Bande ausgezeichnet worden.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25.

Der Kuhhandel von Germanicus

Man soll nicht Optimist sein. Unsre Hoffnung, daß bei der zweiten Lesung der Wahlrechtsvorlage sich für den § 3 eine Mehrheit finden würde, war nicht groß, aber immerhin: sie war da. Unter dem bedeutsamen Eindruck des nationalliberalen Preußentages, dank dem geistigen Idealismus des Herrn Schiffer und der staatsmännischen Energie des Herrn Krause war sie sogar noch ein wenig in die Höhe geklettert. Sie ist abgestürzt. Die nationalliberalen Abgeordneten haben sich durch den Beschluß, daß, wer von ihnen gegen das gleiche Wahlrecht stimmt, sich außerhalb der Partei stelle, nicht schrecken lassen. Sie hätten Nein gesagt, auch wenn in der Entschließung des Preußentages der Satz nicht gestrichen worden wäre, der ankündigte, daß die Neinsager nicht wieder zu Kandidaten der Partei gemacht werden würden. Sie konnten sich solchen Luxus der von jedem Auftrag unbeschwerten Abgeordnetengesinnung (Stolz vor dem Demokratenschemel!) leisten, denn sie mußten in der Stunde der Abstimmung bereits wissen, daß die Auflösung der zweiten Ablehnung nicht folgen würde. Mit der Erklärung des Vizepräsidenten, die Regierung würde sich erst während der dritten Lesung schlüssig werden, waren die nationalliberalen Rebellen aller Sorge ledig, und dies umsomehr, als durch das interessante Fangballspiel zwischen dem Grafen Hertling und Herrn Porsch offenkundig geworden war, daß das Schicksal Preußens fest in den Händen des Zentrums liegt. Das ist das eigentliche — wir scheuen uns nicht zu sagen: klägliche Ergebnis der ganzen Wahlrechtscampagne, ein Ergebnis, das grade die große Tradition der Nationalliberalen auf das tiefste beschämen muß: das gleiche Wahlrecht kommt als ein Nebenprodukt des sieghaften und sich verewigenden Klerikalismus. Wir wissen uns frei von allem Schwarzkoller; aber so war der Kampf um das Recht des Volks nicht gemeint. Schlimm genug, daß die Nationalliberalen ihre schwerindustriellen Portemonnaie-Interessen hinter den Bergen, über die man einst leidenschaftlich nach Rom hinüberschoß, in Sicherheit bringen. Das gleiche Wahlrecht wird Gesetz werden, aber nur weil zugleich die römische Kirchenpolitik einen Fischzug macht, der alle Erfolge Petri überbietet. Die Sicherungsanträge des Zentrums geben sich mit einer Nacktheit, die in jedem andern Fall den großen Bannstrahl auf sich gezogen hätte. Wie langsam doch die Weltgeschichte zur Höhe steigt! Der Fluch solcher Geistesschändung wird und muß einst auf die Nationalliberalen, die ja wohl einmal die Partei der Professoren gewesen sind, niederfahren. „Die nach der gegenwärtigen rechtlichen Ordnung des Verhältnisses des Staats zur evangelischen und römisch-katholischen Kirche diesen Kirchen zustehenden Befugnisse und Einkünfte werden dauernd aufrecht er-

halten . . . Die evangelische und die römisch-katholische Kirche sowie jede andre Religionsgemeinschaft bleiben im Besitz und Genuß der für ihre Kultus-, Unterrichts- und Wohltätigkeitszwecke bestimmten Anstalten, Stiftungen und Fonds sowie der durch Gesetz oder Vereinbarung feststehenden staatlichen Zuschüsse . . . Der konfessionelle Charakter der öffentlichen Volksschulen wird entsprechend den Bestimmungen des Gesetzes, betreffend die Unterhaltung der öffentlichen Volksschulen, vom achtundzwanzigsten Juli 1906 gewährleistet." Um die ganze Bedeutung solcher Vermittelalterlichung zu erfassen, stelle man sich vor, daß die Nationalliberalen, wozu sie doch vielleicht berufen gewesen wären, ähnliche Sicherungen für die Freiheit der Wissenschaft und der Künste, für deutschen Geist und deutsche Seele gefordert hätten. Der Preis, der da für das gleiche Wahlrecht gezahlt werden soll, ist zu hoch; er wird aber gezahlt werden, und die Nationalliberalen werden ihn verschuldet haben. Der Ministerpräsident sprach mit der feinhändigen Diplomatie, die ihn auszeichnet, von den Anträgen, die, wie er gehört haben wollte, in Vorbereitung seien; es war danach nicht weiter verwunderlich, daß die zweite Lesung der Wahlrechtsvorlage von vorn herein unter der Führung des Herrn Doktor Porsch stand. Heydebrand mag vielleicht glauben, der große und erfolgreiche Gegner des gleichen Wahlrechts zu sein; er hat seinen Konservativen nur das Odium des Mandathungers und der absoluten Instinktlosigkeit aufgeladen. Er wird dem Zentrum kaum Schwierigkeiten bereiten können; schon heute liebäugeln die konservativen Zeitungen mit dessen Anträgen. In deren schwarzen Schlagschatten werden die Konservativen gewiß das eine oder das andre auch für sich in Sicherheit bringen; das wird aber nicht hindern können, daß unter dem gleichen Wahlrecht ihre Fraktionen auf die Hälfte zusammenschmelzen. Das Zentrum behält seine Mandate unter jedem Wahlrecht; markiert es jetzt Demokratie und steigert es zugleich den Glanz der Kirche, so hat es ohne Opfer großen Ruhm gewonnen. Wieviel klüger würde Herr Heydebrand gehandelt haben, wenn er nach dem Vorbild der englischen Konservativen auf Vorrechte verzichtet und so wenigstens das Ueberranntwerden vermieden hätte. Aber derartiges rollt wohl zwangsläufig ab. Und auch das mag vom Schicksal festgesetzt sein: ob einer in Würde und Schönheit zu sterben vermag, oder ob er krepierend dem Gegner noch den Steigbügel halten muß. Ueber der Leiche der Konservativen triumphiert das Zentrum, zugleich Schutzherr der Demokratie und Roms. Eine widernatürliche Ehe, die aber vortrefflich kennzeichnet, was dem deutschen Volke zu tun noch alles übrigbleibt. Die Frage ist berechtigt, ob es unter solchen Umständen nicht Pflicht sein wird, alles zu versuchen, um das durch die Sicherungen des Zentrums gefesselte gleiche Wahlrecht nicht Gesetz werden zu lassen, zumal eben schon heute feststeht, daß bei diesem unerfreulichen Kuhhandel auch die übrigen, auch die der Rettung bedürftigen Parteien ihre Profite suchen und finden werden. Schon

heute ist gewiß, daß der Verfassungsschutz mit seiner Zweidrittel-Majorität all den Fragen zugute kommen wird, die von einem vorwärts gerichteten Parlament auf eine neue Art gelöst werden müssen. Das gleiche Wahlrecht hat jede Bedeutung verloren, wenn es nur dazu verhilft, die angebliche Volksvertretung in ein Scheindasein hinabzudrücken. Wir möchten uns heute nicht entscheiden, aber wir möchten ebenso wenig verschweigen, daß uns der Geschäftsgang, den die durch königliche Botschaft angekündigte Volksbefreiung genommen hat, mit tiefer Resignation erfüllt. Wir verzichten nicht, aber wir erwägen, ob es nicht besser wäre, jetzt eine Niederlage zu erleiden, dafür aber die Glut der Agitation heilig zu halten.

Falls das gleiche Wahlrecht auch in der dritten Lesung abgelehnt werden sollte — auch dann glauben wir nicht ohne weiteres an die Auflösung des Hauses. Helfen zu solcher Ablehnung die Stimmen der Linken, so ist es nur umso wahrscheinlicher, daß die dehnbaren Begriffe, mit denen die Vertreter der preußischen Regierung jedes Mal operiert haben, wenn sie sich zur Frage der Auflösung äußerten, sich als ausweichende Vorsicht und als Gehorsam gegen Auffassungen, die heute auch Königsworte zu brechen vermögen, erweisen werden. Damit würde dann die Lebensdauer des Dreiklassen-Parlaments um einiges verlängert, zugleich aber auch sein Höllensturz unter dem Rechtsschrei der heimkehrenden Krieger umso gewisser sein.

Mit alledem wollen wir uns nun nicht etwa dagegen verschwören, auch ein fürsorglich gesichertes Wahlrecht entgegenzunehmen, vorausgesetzt, daß es nicht der trockenen Furcht des Herrn Lohmann, sondern dem mannhaften Volksvertrauen des prächtigen Kardorff zugehört. Schließlich bliebe zu prüfen, ob nicht trotz den „Sicherungen", selbst trotz der Zweidrittel-Mehrheit und der Wahlkreisumstachelung ein nach dem gleichen Wahlrecht zustandegekommenes Preußenhaus mancherlei zu leisten vermöchte. Der ‚Vorwärts' scheint in solchem Sinne kecke Möglichkeiten zu erspähen.

Publizisten von Johannes Fischart

XV.

Gustav Stresemann

Als Ernst Bassermann, der Chef der nationalliberalen Partei, hoffnungslos auf dem Krankenlager langsam den Tod nahen sah, als das Herz immer schwächer zu pochen begann, da rüsteten sich drei Prätendenten für seine parteipolitische Nachfolge: Friedberg, Schiffer und Stresemann. Jeder deuchte sich den heimlichen Kronprinz. Aber das Schicksal war weise. Bevors noch zu Rivalitäten kommen konnte, setzte es jeden von ihnen an eine besondere Stelle, jeden auf einen verantwortlichen Posten. Friedberg, der ehemalige Professor des Staatsrechts, der gegen Anwürfe vom

andern Ufer, vom Herrenhause, in der zweiten Kammer des preußischen Landtags sich freimütig als Berufsparlamentarier bekannte, wurde vom Grafen Hertling als Vizepräsident ins Staatsministerium berufen, und Schiffer, der Oberverwaltungsgerichtsrat, erhielt als Ministerialdirektor einen ehrenvollen Platz im Reichsschatzamt, an der Seite des sympathischen Grafen von Roedern. Stresemann endlich wurde von der Partei zum Ersten Vorsitzenden der Reichstagsfraktion und des Zentralvorstandes erkoren und damit an die Stelle Bassermanns gesetzt, der zeitlebens im innersten Herzen ein liberaler Mann gewesen, aber von den hundertfachen Kompromissen nach rechts, nach dem Diktat der Schwerindustrie, politisch und körperlich mit der Zeit aufgerieben worden war. Die Partei, in der einst der national-idealistische Professor den Ton und die Route angegeben, die Gneist und Sybel, machte unter Bassermann die agrarisch-schwerindustrielle Krisis durch. Als man nach rechts nicht mehr weiter konnte, als man bereits (nach Dernburgs plastischem Wort) an die Wand stieß, merzte er, der freudig hinter Bülows geschäftiger und lärmender Politik einherstapfte, mit raschem Schnitt, 1909, das agrarische Geschwür aus und hielt die Augen nach links, um andre Mehrheitsmöglichkeiten zu schaffen. Die Schwerindustrie, deren Gelder die Parteikasse erheblich füllen, erhob erst leise, dann immer drohender ihre Stimme, um den ungetreuen Knecht zu warnen. Reibereien entstanden. Der Altnationalliberale Reichsverband, unter Herrn Fuhrmanns Leitung, trat ins Leben, und innerhalb der Partei brach ein waffenklirrender Kampf um die Vormacht an. Jungliberale, Altliberale und die allein echt nationalliberale Bassermann-Garde, die bis zum Tod ihrem Gebieter ergebene Preobrashensky-Truppe — sie zückten die Schwerter wider einander, und in den Spalten der Presse tobte der Streit. Erst der Ausbruch des Weltkrieges machte diesem verderblichen innern Zwist und Hader jäh ein Ende. Wenigstens für eine Weile.

Dann, als die Schwerindustrie, in heimlichen Denkschriften und später, auf offenem Markte, ihre annektionistischen Kriegsziele aufstellte, als sie sich jeder innerpolitischen Neuordnung in Preußen-Deutschland entgegenstemmte, als sie eine Zeitung nach der andern ihren Sonderinteressen dienstbar machte, voran die Berliner Neuesten Nachrichten und den Deutschen Kurier, als sie sich schließlich eng und enger dem radaulüsternen Alldeutschen Verbande anschloß — da gabs von neuem Krach in der Partei. Bassermann starb darüber, und in dieser schwierigsten Situation übernahm Doktor Gustav Stresemann, der, als mehrfacher Generalsekretär oder Syndikus in der Industrie aufgewachsen ist, die Leitung der Partei.

Also hatte die Schwerindustrie doch zuguterletzt den Sieg davongetragen? Wer so, oberflächlich, urteilt, kennt die nationalliberale Psyche nicht. In jeder nationalliberalen Brust wohnen, zwei, drei, mitunter vier Seelen. Manchmal begeben sich diese

Seelen auch auf die Wanderung. Zunächst ist jeder national (was eigentlich selbstverständlich ist). Aber in den Rahmen dieses unbestimmten und vieldeutigen Wortes läßt sich jeder Kompromiß einspannen. Zum Zweiten ist der Nationalliberale liberal. Wenigstens steht das im Parteiprogramm. Aber mit der Betätigung dieser Gesinnung haperts schon bei Vielen bedenklich. Die Richthofen, Rießer, Böhme, Funck, Schönaich-Carolath, hier stocke ich schon, sind es wirklich und wollen es nicht bloß sein. Aber die Fuhrmann (von dem an dieser Stelle auch einmal gründlich geredet werden soll), die Hirsch und Konsorten — was haben diese Leute überhaupt noch mit dem Liberalismus gemeinsam? National und liberal sind, wenn man im Reich, in der Provinz herumstöbert, die Oberlehrer, die Amtsrichter und die Kleinindustriellen. Jenseits dieser Linie aber beginnen die Wirtschaftsinteressenten, die die Partei stets und ständig vor ihre separaten Wünsche zu spannen trachten.

Doktor Stresemann ist der Typus eines Industrievertreters, eines Generalsekretärs, deren Zahl nirgends so groß ist wie in den nationalliberalen Fraktionen. Aber zur eigentlichen Schwerindustrie steht er nur im Stiefverhältnis. In Berlin wurde er, grade vor vierzig Jahren geboren. Jung also ist er zu einer politisch hervorragenden Stellung gekommen. In Berlin und Leipzig studierte er Staatswissenschaften und Geschichte und wandte sich schon mit dreiundzwanzig Jahren der industriell-verwaltungstechnischen Karriere zu. Als Assistent des Verbandes deutscher Chocoladenfabrikanten fing er an. Ein Jahr darauf half er den Verband sächsischer Industrieller begründen und wurde dessen Syndikus, ohne seinen andern Posten aufzugeben. Später spielte er im Bund Deutscher Industrieller eine Rolle, der Gegengründung der Veredlungsindustrie zum Zentralverband deutscher Industrieller, in dem die Schwerindustrie sich ihre Interessenvertretung geschaffen hat. Andre Korporationen kamen mit der Zeit hinzu, seine Jahreseinnahmen häuften sich, und als Syndikus en gros besaß er bald einen erheblichen Einfluß. Dazwischen schrieb er über die ausgefallensten Themen Broschüren und Bücher; meistens Brot- oder Zweckschriften über die Warenhäuser, den Flaschenbierhandel, die Handwerkerorganisation und die Industriebetriebe. Nebenher gab er die Zeitschrift ‚Sächsische Industrie‘ heraus. Viel schrieb er und vieles. Immer wirkend und strebend. Seine kräftige Körperkonstitution ließ ihn ein reiches Maß täglicher Arbeit mit Leichtigkeit ertragen. Und wie er schrieb, so sprach er. Unermüdlich. Natürlich wollte er sich auch parlamentarisch betätigen. Die Blockwahlen des Jahres 1907 brachten ihn mit manchem Andern aus dem roten Königreich in den Reichstag. In Annaberg, der Stadt Barbara Uttmann seligen Angedenkens, wurde er gewählt. In der Fraktion wußte er sich, geschäftsgewandt und mit seinen weitreichenden persönlichen Beziehungen, rasch durchzusetzen, ergriff aber vorerst im Plenum nicht allzu häufig das Wort. Dafür

machte er sich umso mehr in allerhand Versammlungen im Reiche bekannt. Er sprach nicht nur zu den Wählern in allen möglichen Gauen, sondern ließ sich gern auch als Festredner zu vaterländischen Kundgebungen, zu Bismarck-Feiern und dergleichen rufen. Gern sprach er, mit kräftiger Stimme, mit einem leichten nationalen Akzent, und gern hörte man ihm zu. Es schien, als ob er nationalliberalen Geist schon mit der Muttermilch eingesogen habe.

Und doch wars nicht der Fall. Ursprünglich hatte er, als junger Mann, ganz weit links gestanden. Vor siebzehn Jahren, auf dem sechsten Vertretertage in Frankfurt am Main, sahen wir ihn als Delegierten der Nationalsozialen Dresdens das Wort ergreifen, wo Friedrich Naumann ein so herbes Urteil über den Liberalismus Richterscher und Bassermannscher Färbung in längerer Rede fällte und, als einer Hauptaufgabe der nationalsozialen Partei, einer Züchtung und Förderung des Opportunismus, der damaligen Bernstein-Richtung, in der sozialdemokratischen Partei das Wort redete, um eine positive Politik der Linken zu gestalten. „Sammeln Sie", hatte Naumann erklärt, „alle nationalliberalen Abgeordneten von Paasche bis Bassermann zusammen und suchen Sie bei ihnen eine positive Wirtschaftsidee, und es wird ein nettes Chaos werden." Unter Denen, die ihm begeistert Beifall klatschten, war auch Doktor Stresemann. Der hatte, als auf dem Vertretertage eine Resolution der hamburger Gruppe zur Bekämpfung des Alkoholismus zur Debatte stand, sich im Auftrag des dresdner Vereins dafür eingesetzt, persönlich aber seine Ueberzeugung von der Zwecklosigkeit eines gesetzgeberischen Vorgehens ausgesprochen. „Wenn wir", meinte er, „den Kampf gegen den Alkohol in unser Programm aufnehmen, dann müssen wir das nächste Mal den Kampf für den Vegetarismus proklamieren." Und davor schauderte es ihm, der, breitschulterig und untersetzt, stets auf gutes und reichliches Essen Wert gelegt hat.

Noch ein andres Moment darf von diesem Parteitage, auf dem wir Männer wie Brentano, Sohm, Damaschke und Weinhausen vereinigt finden, festgehalten werden. Stresemann, der sich jetzt häufig auch der Täglichen Rundschau publizistisch bedient, brachte eine geharnischte Entschließung gegen dieses Blatt ein: „Der nationalsoziale Vertretertag weist die gehässigen und unberechtigten persönlichen Angriffe, welche die Tägliche Rundschau gegen die Führer des nationalsozialen Vereins gerichtet hat, mit Entrüstung zurück und erwartet von dem Ehrgefühl der Parteigenossen, daß sie diesem Blatt in Zukunft nicht mehr ihre Sympathien schenken."

Das ist siebzehn Jahre her. Seitdem hat er vergeben und vergessen und seine nationalsozialen Reminiszenzen ausgelöscht. Die nächste Zwischenstufe bildete für ihn der Jungliberalismus. Als er 1912, im Wahlkampf des vereinigten Liberalismus wider den schwarz-blauen Block, für den Reichstag kandidierte, fiel er in seinem Wahlkreise durch. Auch in der ersten besten wahrgenommenen Nachwahl, in Reuß älterer Linie, vermochte er sich gegen

den Sozialdemokraten, Herrn Cohen, nicht durchzusetzen. Dann gab er das sächsisch-thüringische Gebiet als fruchtlos auf und ließ sich in einer andern Ersatzwahl, im bewährten nationalliberalen Stammland Hannover, fern im Nordwesten, in Aurich-Wittmund aufstellen, und diesmal machte er das Rennen. Seinen Platz im Parlament fand er noch warm, ward von Herrn Bassermann, der sich aus Gesundheitsrücksichten mehr und mehr Reserve auferlegen mußte, zu größern Aktionen herangezogen und erschien allmählich auf der Rednerliste der zweiten Garnitur, bis er endlich zum Chef der Fraktion ausersehen wurde. Sein publizistisches Organ sind die ‚Deutschen Stimmen‘, die führende nationalliberale Wochenschrift. Er schreibt selber den leitenden Artikel, die Politische Umschau, worin er sich, leicht und gefällig, ohne schwere Probleme zu stellen, zu den politischen Tagesereignissen äußert. Ein Dreieck ist, unter den Aufsätzen, sein Kennzeichen. Daneben wirkt er für das parteioffiziöse Blatt, die Nationalliberale Correspondenz, und steckt der Nationalzeitung allerhand parlamentarische und parteipolitische Informationen zu.

Doktor Stresemann ist kein originaler Geist, kein überragender Parteiführer im Sinne Richters, Benningsens, Windhorsts, Bebels. Zweifellos ist er geschickt, gewandt und geschäftig, Tugenden, die im Augenblicke vielleicht das Beste für die Partei sind, denn große Ideen würden das schwankende Parteigefüge vielleicht vollends zur Auflösung bringen. Zur Zeit geht der Kampf in der Partei um die Vorherrschaft der Schwerindustrie und ihre altnationalliberalen, das heißt: reaktionären Sonderwünsche. Wird er diesem Drachen mit flammendem Schwert begegnen? Manchmal hat er schon Anläufe dazu genommen, hat sich auf eine innerpolitische Neuordnung schon während des Krieges festgelegt, das gleiche Wahlrecht in Preußen als dringendste Notwendigkeit bezeichnet und sich gegen das parlamentarische System nicht ablehnend verhalten. Andrerseits aber half er kräftig Herrn von Bethmann Hollweg stürzen, ebnete so einem Manne wie Michaelis den Weg und forderte, bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit, einen Machtfrieden und Annektionen. Um indessen nicht ganz den Anschluß nach links zu verlieren, beteiligte er sich als Hospitant an den interfraktionellen Besprechungen der Mehrheitsparteien.

Ein politischer Pendel? Vielleicht. Richtiger aber wohl noch: der Generalsekretär der nationalliberalen Partei, der Prokurist. Auf einen wirklichen Führer werden wir einstweilen noch warten müssen.

Zu Tolstois Tagebuch von Gustav Landauer

„Es wäre abgeschmackt,“ so lese ich heute in einem Aufsatz Fritz Mauthners, „dem Dichter irgendeinen Glauben oder Aberglauben verwehren zu wollen.“ Aus dem Zusammenhang ergibt sich nicht mit voller Sicherheit, ob demnach dem Dichter sein

Glaube, welcher Art er auch immer sei, gelassen werden soll, oder ob ihm eingeräumt werden soll, er dürfe, gleichviel, wie sein Denken, sofern er eins hat, dazu stehe, mit jedwedem Glaubensgebilde spielen. Von dieser zuletzt genannten Erlaubnis Gebrauch zu machen, scheint mir nun allerdings das Kennzeichen einer gewissen Art keineswegs unbegabter, anschmiegsamer, nachahmender, Persönlichkeit nämlich vortäuschender, täuschender Talente zu sein, die in hervorragendem Maße und spezifischem Sinne die hier keineswegs rühmende Bezeichnung geschmackvoll verdienen. Wenn Hofmannsthal zum Beispiel in der berühmten kleinen Prosadichtung ‚Ein Brief', auf die ich einmal glänzend hineingefallen bin, im Tone echter, letzter Erschütterung der Verzweiflung an der Sprache Ausdruck gibt, um ein paar Jährchen darauf mit seiner Christine die Heimreise zum behaglichen Plausch mit dem Publikum anzutreten, das er nun nicht mehr verläßt; wenn der junge Kornfeld uns mit seiner kalt servierten ‚Legende' daran erinnert, daß das Wort Ente für Lügennachricht von einem Wortscherz stammt, der aus Legende Lug-ende gemacht hat; wenn Walter Hasenclever Antigone aufs Pferd und Teiresias ins Parkett setzt, um seinen pazifistischen Pegasus in Reinhardts Stall zu bringen; wenn Gerhart Hauptmann, mit einer unvergleichlichen Mimicry, zu machtvollen Stoffen greift, sie auch in der Einzelvision kräftig und zart ausgestaltet und seine Falschheit nur durch ölpapierene Unbeteiligung der Sprache und eitel gebildete Partizipialkonstruktionen verrät, wenn er so heute den schlesischen Christus und morgen den tessiner Antichrist, vorgestern das kosmopolitische Festspiel und gestern nationalistisch kriegerische Schnadahüpfl und regierungsoffiziöse Kundgebungen zu dichten vermag: so sind das alles Symptome einer Zeit, in der die Dichter eher jeden als einen Glauben haben. Von Zeiten zu Zeiten hat es aber Dichter gegeben, die nicht so geschmackvoll, sondern hervorragend abgeschmackt waren: ist der Dichter, wie es nach den modernen Beispielen scheint, ein geschmeidiges schillerndes Wesen ohne Treu und Glauben und ohne Zentrum, ein Spieler ohne Ziel und Willen und Vernunft, so möchte man für die Männer, von denen die Upanischaden und die Psalmen stammen, für Aischylos und Dante und Shakespeare eine andre Benennung suchen als die eines Dichters.

Ein Mann von einer so abgeschmackten Klotzigkeit der Gesinnung, dem es um die Uebereinstimmung von Vernunft und Leben ging, war der Russe Lew Nikolajewitsch Tolstoi, dessen intimstes Leben wir jetzt in seinen Tagebüchern kennen lernen sollen. Der erste Band ist erschienen (Leo Tolstoi: Tagebuch. Erster Band. 1895—1899. Deutsche Ausgabe von Ludwig Berndl. München bei Georg Müller, 1917); weitere werden folgen.

Sein intimstes, das heißt bei diesem Mann: sein religiöses Leben. Religion aber heißt bei ihm Vernunft; und vernünftig ist ihm, was dem wahren Heil dient. Bei uns gilt er als Mystiker; bei seinen Landsleuten als Ketzer; er war so vernünftig, daß das,

was die Dutzendmenschen, die sich für vernünftig halten, im Leben suchen, ihm gar keinen Sinn bot. Er verwarf den Unsinn, gleichviel, ob er ihn im Triebleben des Einzelegoismus, im Staat oder in den Dogmen der Kirche am Werk sah; aber er suchte, innig und leidenschaftlich, den Sinn. Die Andern, die den Unsinn im einzelnen, gleich ihm, nur mit minderer Kraft verwerfen, glauben meistens an nichts, das heißt aber: sie glauben eben an das, was sie im einzelnen und relativ aus den Glaubensvorstellungen tilgen wollen, im Ganzen und absolut, an den Unsinn nämlich: Tolstoi glaubte, daß Welt und Leben einen Sinn haben müssen, und daß es unsre Aufgabe sei, ihn, der mit Sinnen freilich nicht zu gewahren ist, vom Geiste her als Wirklichkeit zu bereiten.

So eine Aufgabe ist den Leuten, die sich Menschen nennen oder gar für Führer, Hauptleute und Baumeister halten, viel zu schwer, viel zu unendlich; und das Unendliche, die einzige Wirklichkeit, die es gibt, die Wirklichkeit, in der wir vor unsrer Geburt waren und nach unserm Tod sein werden und daher nach allergrößter Wahrscheinlichkeit auch im Leben sind, die Unendlichkeit, die der Intensität nach jedes Teilchen unsres Leibes und jeder Moment unsres öden Gelebes in sich birgt, die nennen wir Narren hierzulande das Unmögliche. Woran wir Hand anlegen, wollen wir auch erleben, ehe wir tot sind; ist es zu verwundern, daß wir lieber Wälder umhauen als Forstwirtschaft treiben, und daß wir einander lieber mit technisch vollkommensten Methoden totschlagen und ersticken, als daß wir Frieden halten und Liebe üben?

Vor dem einzigen Glauben, den es in Wahrheit gibt, vor dem nämlich, der als letzte Rakete unsrer Vernunft entsteigt, retten wir uns ängstlich mit Hilfe des Historismus, der Geschmäcklerei und des Skeptizismus.

Tolstoi hat nicht für einen Dreier historischen Sinn gehabt; und die großen Religiösen, Propheten und Täter aller Vergangenheiten interessierten ihn nur, weil sie aus ihrem Leben zu demselben Ergebnis gekommen waren wie er aus seinem; daraus ergab sich ihm ein Gefühl und Wissen vom ewig Gültigen, dem keinerlei Umstände etwas anhaben können.

Er hat für diese Erkenntnis immer neuen Ausdruck gesucht; und der wichtigste Teil seines Tagebuchs zeigt uns das unablässige Ringen des Manns, dem sprachlos Erlebten eine Sprache, dem Ausdruck eine bezwingende, ansteckende, unausweichliche, jedem einleuchtende Gestalt zu finden; von seinen vielen, immer neuen Formulierungen führe ich hier eine einzige an: „Drei Fragen: Welche Zeit ist die wichtigste? Welcher Mensch? Welche Seele? Zeit — der Augenblick; Mensch — der, mit dem mans grade zu tun hat; Seele — Rettung der eigenen Seele, Liebeswerk also."

Man weiß, und man sieht es auch an diesen schlagkräftigen paar Worten, die so positiv sind: er übte schonungslose Kritik an jeglicher Politik, gleichviel, ob sie von der Hierarchie, dem Zarismus, scheindemokratischen Oligarchien, Massenmächten oder revo-

lutionären Gewaltregierungen betrieben wurde; ihm waren die Prinzipien des öffentlichen Lebens keine andern als die des privaten; und alle überindividuellen Gebilde waren diesem erfrischend Herzhaften und Unbefangenen, diesem Denkgeübten und umfassend Gebildeten, der sich herausnahm, bei all seinem Geiste gradezu und treu zu sein wie ein Bauer, all diese heiligen Geschichtsprodukte waren ihm Jaggernauts und wahrhafte Sarkophage der Menschheit, wenn sie irgendeinem Individuum ein Opfer auferlegten.

Das war ihm nun einmal sicher: Opfer ohne Freiwilligkeit kann es nicht geben; und Freiwilligkeit nicht ohne Regsamkeit des Geistes und Herzens.

Er war besser als das feige Gesindel, das sich für eine Menschengesellschaft hält, weil er kräftiger war. Und da er bei Kräften war, strömt aus ihm wundervoll viel Freude und Beseligung.

Daß er aus Liebe schwach war und sich seine Gesellschaft verdarb, daß er sich immerzu Skrupel machte und Kämpfe in sich aufführte, weil er sich nie genug tun konnte, weil er immer wuchs und immer Vollständigeres von sich verlangte, war seine private Angelegenheit. Wir sind Narren, wenn uns diese Begleiterscheinungen seiner Kraft und Herrlichkeit vorwiegend interessieren. Wir sind Narren, wenn in dem Verhältnis zwischen uns und dem großen Seelenforscher Tolstoi wir die Psychologen sein wollen. Das ist nicht anders, wie wenn die Mikrobe unterm Mikroskop sich einbildete, die ganze Veranstaltung sei getroffen, weil sie ein erhebliches Interesse an dem Auge des Forschers nehme. Einstweilen tun wir Objekte Tolstois besser, stillzuhalten und zu empfangen; bloß Schläge werden es schon nicht sein. Er war ein großer Pädagog, dieser Dichter; und daß ihm die Rangen aus der Schule gelaufen sind, weil Soldaten und Räuberles zu spielen sie mehr reizte als das Erlernen der Menschlichkeit, spricht nicht gegen ihn. Er hat es immer für unanständig gehalten, aus Erfahrungen zu lernen; er hat vorher gewußt, was die Erfahrung bestätigt hat.

In der Zeit, in die uns dieser erste Band führt, wo wir ihn immer mit Aufrufen an die Menschheit, mit Briefen an den Zaren und politische Körperschaften, mit offenen und privaten Briefen um des Friedens und vernünftigen Lebens willen beschäftigt sehen, wo er das Herz einer über die Welt verbreiteten Gemeinde ist und aus allen Ländern Besuche empfängt (aus Deutschland wenigstens in Gestalt einer feigherzig liberalen Schmähschrift Spielhagens), wo er für Hungerleidende, Verfolgte, Duchoboren und Antimilitaristen sorgt, wo er die Philosophen und Ethiker aller Zeiten durchforscht und immer leidenschaftlicher am Ausdruck seiner Gedanken und der Gestaltung seines Lebens arbeitet, wo er wichtigste Schriften über Kunst und Leben herausgibt, schreibt er dazu noch, in immer neuen Entwürfen und Fassungen, große Dichtungen wie die ‚Auferstehung', den Vater Sergius, den Hadschi Murad und manches andre, das erst später fertig wurde. Das alles aber, da er ein wirklicher Mensch war, ein Genosse der Echten, keineswegs

aber ein Zeitgenosse, bildet eine einzige Einheit; es ist zum Lachen, daß man das erst versichern muß. Nicht ein Quentchen irgendeines Aberglaubens oder alexandrinischer Spielerei ist darin; er suchte schon lange, gleichviel, ob er Abhandlungen oder einen Roman oder eine Novelle oder Volkserzählung schrieb, nur den besten, den packenden und nachhaltigen Ausdruck für seine Gesinnung; die Welt mit Augen sehen, zu dem Geschauten denken, aus der Erkenntnis heraus wollen und tun war ihm untrennbar beisammen; alles, was an ihm mit solchen Worten gerühmt wird, ist das schlechthin Notwendige und Natürliche und müßte sich von selbst verstehen; gäbe es aber in den führenden Geistern und dem, was sie von sich geben, diese Einheit, so wäre auch in der Menschheit, im Leben ihres Geistes wie in ihrem Zusammenleben, Einheit da, und kein Vertreter des Geistes brauchte mehr für das Niederlassungsrecht jedweden Glaubens und Aberglaubens in den Hirnen der Dichter zu plädieren. Für die Reinigung, die von nun an unsre Aufgabe ist, fordere ich, soll mans fanatisch oder terroristisch nennen, ohne Schonung, die ich fürder nicht mehr kennen will, Einen Glauben, einen einzigen, den nämlich, den wir haben, wir alle, wiewohl ihn die allermeisten in sich verschütten oder verstecken oder verleugnen oder verfälschen; darum allein hat die Jugend das Recht und das Amt, gegen die Alten aufzubegehren, weil die ihn gar oft ohne Gnade verloren und verstoßen haben, wo die Jungen den ihren noch in sich retten und finden können; und wenn wir über dieser Erneuerung und frohen, geraden, unnachgiebigen Schaffensgewalt — von der eine gewisse Jugend, die sich als neueste Mode aufspielt, bisher nur den lyrisch aphoristischen, sprach- und vernunftwidrigen Schwall, aber keineswegs die Echtheit und Treue der ursprünglichen Not und tapfern Folge zu kosten gibt — wenn wir darüber einbüßen sollten, was man bei uns so Dichter nennt, so wollen wir uns in Gottes Namen mit Menschen vom Schlage Tolstois begnügen.

Girardi von Anton Kuh

An dieses Sterben hätte Keiner gedacht, der ihn kannte. Das tiefste, demütig-verdutzte, auf Gott horchende Unglücksgesicht, das seiner Kunst zu Gebote stand, hatte noch einen Schimmer von physischer Heiterkeit, daß sogar die Spitzbubenfalten um seinen Mund nicht wichen und die Augen scheinheilig zur Galerie hinaufkegelten. Sein Leid konnte, wenn auch mit zerrissener Stimme, noch singen, sein Alter Arbeit tun. Symbolisch dafür: der Valentin, der den Hobel unterm Arm trägt, der silberhaarige Weigelt, der am Schusterpflock sitzt, und der heisere Aschenmann, der seine Butte herumträgt. Wenn je Einer, so hätte er auf der Bühne verscheiden müssen. Statt dessen wurde er über Nacht zum Krüppel. Mit dem Bein, das ihm die Aerzte vom Leibe trennten, sägten sie ihm Kunst und Gegenwart ab. Wäre er sich dessen bewußt ge-

worden, sein Gesicht hätte nicht mehr unglücksfromm und zu Hiobscouplets gestimmt, sondern starr und bitter dreingeblickt — denn für wen wäre es nun da gewesen? So aber benahm sich die Stadt, die sonst roh genug sein kann, ihrem Liebling gegenüber liebreich, sie verschwieg, was sie wußte, und sah mit so verstellter Heiterkeit auf sein Krankenbett, daß er nun doch wie auf der Bühne wegstarb.

Doppelt rührend wird dies Ende eines Künstlerkindes, da es ein jäher Absturz war; ein Absturz von der jüngst erreichten Höhe eines zweiten Lebens, des k. u. k. Hofburgtheaterlebens. Zwar war er weniger bei der berühmten Bühne zu Gast als sie bei ihm; sie durfte den Glanzfesten seiner Kunst in toter Würde anwohnen. Aber doch empfand er die Zugehörigkeit zu ihr in seiner kindlichen Art als Ehre. In der Rückschau erscheinen diese zwei Monate Burgtheater, dieses rasch durchflogene Endglück wie ein Schicksals-Pendant zu dem, was die Wissenschaft ‚Euphorie' nennt — das kurze Aufflackern vor dem Niedergang. Er durfte solennen, traumhaft-glücklichen Abschied nehmen. Daß er an einem neuen Anfang stand, möchte ich bezweifeln. Aber die ewige Wiederholung seines alten, geliebten Ich wäre immer Offenbarung geblieben.

*

Dieses Ich und nichts sonst war seine Kunst, sein Zauber. Er brauchte es, wie man weiß, nie besonders anzuschminken, zu drapieren und abzutönen, konnte es auch gar nicht, und der kleinste Komödiant war ihm in dieser Farbkunst über. Er gehörte nicht zu jenen Schauspielern, die ein starkes, einbildungskräftiges Temperament befähigt, ihre Unpersönlichkeit in tausend Gestalten verwandeln zu lassen (selbst die Größten und Herrlichsten waren von dieser Art), sondern zu den ganz Wenigen, drei-, viermal in einem Jahrhundert Geborenen, deren Persönlichkeit alle Gestalten ausfüllt. Sein Vorgänger und Blutsbruder Raimund war ein solcher Künstler. Von den Lebenden weiß ich keinen.

Worin aber lag die Anziehungskraft dieser Persönlichkeit, worin ihr Wesen und ihre Wirkung? Das ist bei den Einmaligen nur auf tausend Seiten zu sagen und umso schwerer, je allgemeiner der Typus ist, den sie auf ihre intensive und originale Art verkörpern. Sein Typus war: der alte, das heißt: ausgestorbene Wiener vom Schlag des Valentin, Rappelkopf, des Simplizius Zitternadel, des Herrn von Lipps und des Weinberl. Zu seiner Kennzeichnung hat man nach wie vor bloß die Worte ‚Gemüt' und ‚Hamur'. Aber sie hatten früher einen Sinn. Sie bedeuteten: ein Geschöpf, das, auf zwei festen, redlichen Bürgerbeinen stehend, dem Leben weniger als dem Himmel traute und darum zu Verträglichkeit und Spott gestimmt war, aus sich und dem Andern gern einen Narren machte und doch tiefernst seinen Gott in sich trug. Girardis besondere Abwandlung dieses Geschöpfs stellte es dar, daß sein Komödiantentum Spott und Demut, Ironie und Güte durcheinander warf und ihr Wechselspiel ewig unentschieden

ließ. Er hat das Geheimnis, ob er ein hinreißender falscher Kerl oder ein entzückender guter Kerl war, ins Grab mitgenommen.

Hier hat man seinen Typus, den ethnologischen Grundriß seines Wesens. Dessen Geheimnis und Wirkung aber war: Selbstbesessenheit. Das Wort scheint bei der humorvoll-bürgerlichen Art Girardis nicht am Platze. Und doch trifft es zu. Er glaubte an den Komödianten in sich mit doppelter, zehnfacher Macht als jeder Andre, liebte und hätschelte ihn, fühlte sich als Mittelpunkt — und war es. Er hatte die Girardi-Manie. Derart übrigens, daß er, wie wenige seines Schlages, im Leben die Bühnenrolle fortzusetzen schien und man nie wußte, ob er im Theater Privatperson oder im Privatleben Komödiant war. Er war vom komödiantischen Eroberungsinstinkt durchkribbelt und bis zum Explodieren angefüllt, daß seine Gesichtsfarbe wohl davon allein schon so hochrot und mangelhaft abgeschminkt aussah, Mund und Augen in zuckendem, unbändig-wildem Spiele sich bewegten (ein Anblick, der unaufhörlich fesselte) und seine rauhe Sprache so saftgetränkt und unterstrichen von seinen Lippen kam, daß die Worte kubisch wurden und Silben oft wie Hobelschatten ritsch-ratsch herumsplitterten. In seinem Mund kollerte Sprache. Sie wurde ihm beinah zu viel. Daß er sie deshalb gerne durch Fehlbetonung und affektiertes Sprechzeremoniell, durch das Kauen und Lippenwerfen lächerlich machte — wozu seine hochachtungsvoll-parodistische Beziehung zum Hochdeutsch, das ihm als eine Entgleisung ins Moralische galt, das Ihrige beitrug — hatte er mit Andern gemeinsam. Aber bei keinem offenbarte diese Unbarmherzigkeit so viel Liebe. Freilich wäre all dies, die ganze Summe seines gesteigerten und überhitzten Komödiantentums am Ende ohne Belang geblieben, wäre er dazu nicht ein Mensch, ein Vollmensch gewesen. Das ist die natürliche Erklärung des Wunders Girardi: daß ausnahmsweise ein Mensch Komödiant war, ein Dreidimensionaler auf der Stätte der Zweidimensionalität agierte.

*

Der Mensch Girardi stammte aus einer andern Zeit. Aus einer, der noch den Begriff ‚Bürger' — als ein tiefer in der Sittlichkeit wurzelndes Wesen — kannte, und wo der Komödiant nichts andres war als ein Bürger von schlamperter Lebensführung, aus der Kleinwelt gerissen, aber mit einem unheilbaren Drang zur bürgerlichen Moralität. Girardi spielte erst unlängst in einem neuen ebenso belanglosen wie durch ihn unvergeßlichen Spiel eine solche Figur: den wiener Stegreifdichter Ferdinand Sauter. Wie er diesen melancholischen Saufbold verkörperte, stand ein andrer Ferdinand da: Raimund. Welche geniale Nachfühlung von dessen Wesen, wenn er, wie zwischen Bürgerlichkeit und romantischem Vagabundentum zerrissen, zu schwer und voll für die Welt der Geselligkeit, zu unordentlich, tummelfroh für die des Gevattertums und dabei weniger von Melancholie als von dem aus einem hochdeutschen Büchel gelesenen oder von der Bühne gehörten Wort

‚Melancholie‘ vergiftet schien! Dieses Schuldbewußtsein, daß er für die Bühne geboren sei und doch nicht ganz hingehöre, dieser bürgerliche Ueberrest seines vom Komödienspiel nicht völlig gesättigten Wesens, ergab Raimunds wie Girardis Ueberlegenheit, sie war beider moralisches Plus, aus dem heraus sie ihre Mitspieler überragten und der Eine von ihnen selbst zum Dichter wurde. Vielleicht wäre es unter Umständen auch der Andre geworden. Jedenfalls war das Extempore, das ihm aus dem Bühnentonfall so oft und leicht in den Mund flog und sein Erbe von Raimund und Nestroy her war, dichterischer als das Meiste von dem, was er seinen Rollen nachsprach und durch seine Kunst des Einlebens wieder in Improvisation verwandelte! Als eines der letzten erzählt man sich die Bemerkung, sein Engagement ans Burgtheater sei „halt eine noble Aufbahrung“. Eine solche ist es, anders und tragischer, als er dachte, geworden.

*

Raimundisch war auch sein Gesicht. Nicht so sehr in den Einzelzügen als in seiner angeborenen Tragikomik, darin, daß sich hinter seiner Spitzbüberei der Schmerz, hinter den Schmerz die Spitzbüberei duckte, daß er in derselben Falte Spaß und Unglück stecken hatte. Wenn man es ruhig und unbewegt, mit den vorwurfsvoll-großen, ängstlich in die Welt erwachten Augen, der wie zu frühem Wissen ungnädig hineingeplatzten Knollennase und den domestikenhaft-mokanten Lippenfalten vor sich sah, konnte man nicht glauben, daß seine verborgene Tragik ausgeschöpft sei. Sie hatte aber wohl in diesem Ausdruck grade ihre Grenze. Eine Nuance mehr — und er wäre parodistisch zerflossen.

In jener weihevollen, andachtdurchglühten Ruhe aber half er ihm zu seiner großen Kunst: dem Coupletgesang. Erinnern wir uns rasch, ehe die Erinnerung versteinert, dieses Phaenomens:

Belanglose Worte, Geplauder, immer langsamer, überlegter werdend — ein betonter Schlußsatz, den das Orchester aufnimmt. Girardi fährt mit der Hand an den Hals, rückt den Kopf im Kragen zurecht, äugelt zur Decke — ein atmosphärischer Wechsel tritt ein von Fröhlichkeit zu banger Windstille. Er wird feierlich, ein dialektisches g'stanzelschlichtes Sprachrohr Gottes. Die Worte vibrieren von ausgeklärtem Schmerz, sie klingen wie das Bekenntnis eines Einfältigen, der seine schlichte Sache an die Oeffentlichkeit trägt und mit ihr so selbstsicher intim wird, als hätte er ihr Großes zu sagen. Jede Silbe ein Bild, jede Zeile eine Welt. Der Kleinmensch spricht. Und die große Kunst hält den Atem an. Das war ein Couplet Girardis.

*

Ein Couplet allein? Seine ganze Art. Er steht noch immer vor demselben Souffleurkasten, auf derselben Bühne und singt sein Hobellied. Aber wie man ihm näherkommt und ihn zu greifen sucht, sieht man, daß seine Leiblichkeit geworden ist, als was sie uns von jeher bedünkte: ihr eigenes Denkmal.

Die Schwestern und der Fremde

Es geschieht nicht viel. Ein krankes Mädchen blüht einem Manne zu und verwelkt garnicht erst, sondern geht gleich ein. Ihre gesunde Schwester möchte den Mann, unter dessen Zauber sie ihren korrekten Bräutigam verabschiedet hat, um alles gern von ihr erben, und da sie jung und schön ist, so denkt man, daß er nach einer Anstandsfrist sich schon von ihr erben lassen wird. Wie erschien er denn bis dahin? Als ein Auskoster, aber kein unbescheidener, der bessern und besten Freuden des Lebens, als ein geschmackvoller, überlegener, zu Erfolgen bei Frauen geborener und trotzdem nicht im geringsten eitler — ja, was also? Künstler? Aesthet? Amateur? Am Ende nur eine feinere Art Bürger? Er hat sich mit der kleinen Cordula ehrsam verlobt, ist ein Muster von Schwiegersohn geworden und hat eigentlich keinen Grund, bei der freundlichen Frau von Gallas nicht in dieser Funktion zu bleiben, wenn dazu nichts nötig ist als ein Wechsel der Partnerin. Aaaaber — da tritt der starke Räuber aus dem Versteck herfür, worin er ein Vorspiel und einneunzehntel Akte friedlich verbracht hat. Das letzte Zehntel des letzten Aktes benutzt Rudolf Dorguth, um dem Fräulein Judith und uns zu erklären, was es mit seiner Persönlichkeit auf sich habe. Leergebrannt ist die Stätte, die bei andern Erdensöhnen von dem altmodischen Versatzstück des sogenannten Herzens ihre Reize bezieht. Dieser hier fühlt, hat immer gefühlt, daß er nicht fühlen kann, niemals können wird. Aus schlechtem Gewissen hat er die Rolle des guten Menschen übernommen, der er sich für die Kürze von Cordulas Lebensfaden gewachsen dünkt. Bei einer Beziehung zu der dauerhaftern Judith wäre Entlarvung unausbleiblich. Da vollzieht er sie lieber selbst und schreitet weiter seinen „einsamen Weg".

So dürfte das Schauspiel sich nämlich auch nennen. Oder: Der Puppenspieler. Oder sonstwie nach irgendeinem berühmten Muster. Ein Literaturgeschöpf dieser Held der zweiten Titelhälfte. Um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts hieß Herr Rudolf Dorguth William Lovell und Roquairol, bei Bourget Dorsenne und Armand de Querne, bei Schnitzler Stephan von Sala. Von diesen Sechsen ist Dorguth am weichmütigsten, aber zugleich am uninteressantesten. Wahrscheinlich hängt diese seine Schwäche mit dem entscheidenden Manko des Dramas, mit einem kaum begreifbaren Irrtum des Dramatikers zusammen. Bruno Frank hälts für angängig, durch die Enthüllung oder Selbstenthüllung einer Gestalt außer ihren Partnern den Theaterbesucher zu überraschen. Eine Unmöglichkeit. Der Zuschauer muß im Komplott sein. Othello braucht erst zum Schluß zu erfahren, daß Jago ein Schurke ist, er darfs, selbstverständlich, nicht früher erfahren: aber was würde aus Shakespeares Tragödie, wenn sogar wir das erst nach der Ermordung Desdemonas erführen? Das ist die Technik dieses Neulings, der offenbar seinen Ibsen übertrumpfen wollte. Bei dem wirkts, daß durch drei oder vier oder fünf Akte Schleier um Schleier sich von der Vergangenheit hebt. Am Ende sieht dann die Geschichte allerdings anders aus als am Anfang; aber wir haben ihren Aspekt doch nach und nach sich verändern sehen. Hier solls ein einziger fester

Griff machen, der jählings eine Figur umstülpt, um zu beweisen, daß sie innen durchaus nicht so ist wie außen. Im Gegensatz zu uns wird Bruno Frank vorausgewußt haben, daß dieser Griff kommt. Da hat er sich denn vorher und nachher das Geschäft allzu sehr erleichtert. Der neue Dorguth sagt, wie er ist, und wer will, mags ihm glauben; und dem alten Dorguth werden zwei, drei simple ‚Charakterzüge' gegönnt, weil er ja ohnehin nicht gilt.

Der großen Wahrheitsexplosion präludieren allerlei Geräusche, die Wert darauf legen, ein bißchen mystisch zu klingen. Ein Greis geistert durch die wichtigern Szenen, der weise Bruder des Puppenspielers, ein Ahner, Prophezeier, Bestätiger, der immer wieder mit seinen ersten Worten bedeutungsvoller zu werden verspricht, als er schließlich wird. Ihm gleichgeordnet ist eine Scheuerfrau, die berufsmäßig Vor-Kehrungen trifft, uns von dem goldenen Erkenntnisschatz ihrer Jahrzehnte mitzuteilen, und die es ebenfalls bei den aufgekrempelten Aermeln bewenden läßt. Dieses Schauspiel hat was von der rührenden Schwester Cordula: es bebt dem Leben entgegen, möchte es in die Arme, in dünne Aermchen zwingen, stellt sich dazu, mit gefalteter Stirn, auf die Zehenspitzen und — und muß erschöpft resignieren. Die dramatische Unzulänglichkeit: hier wird sie Ereignis. Für diese Kunstform scheint Bruno Frank um einige Grade zu feminin. Er erzählt nur, er plaudert charmant von der Leidenschaft, abwechselnd ironisch und sentimental, aber im Hauptpunkt leider sentimental. Der Hauptpunkt ist, daß wir einem hoffnungslos kalten Eingänger, einem Skeptiker, dem die Selbstbeobachtung jede Hingabe an den Augenblick und den Mitmenschen schmerzhaft verwehrt — daß wir dem die Fähigkeit zutrauen sollen, Wesen von warmblütiger Naivität und ungebrochenen Impulsen Glück, und seis ein befristetes Glück, zu schenken, welches darin besteht, daß diese Wesen überzeugt sind, wahrhaft geliebt zu sein. Die Liebe ist der Liebe Preis, nicht die Blechmünze des Verstandes.

Im Theater der Königgrätzer Straße gabs eine Fehlbesetzung: Fräulein Gläßner hätte statt für die Cordula für den Rudolf Dorguth gepaßt, so viel echte Empfindung ist in ihr. Auch Fräulein Ralph hat vorläufig nichts zur Geltung zu bringen als ihre Schönheit, und das kann sie leider nicht. Sie frisiert sich ungünstig für ihr Gesicht, hat ihre Kleider nicht an, sondern um sich herum und bewegt sich schwerfällig. Die andre Titelhälfte hatte in jeder Beziehung das Uebergewicht. Den Bruch hat der Autor verschuldet — und welcher Darsteller sollte ihn heilen? Abel, mit seinem katzenartig weichen und schmiegsamen Organ, das sich nötigenfalls so vermännlicht, hat es vielleicht versucht; aber zustande gebracht hat selbst er nur, daß beide Teile mehr fesselten als im Buch. Erfreulich, wie Herr Schünzel seine alten Herren unterscheidet und sogar diesen, der rechtens hinausgeworfen wird, vor der Lächerlichkeit bewahrt; und erstaunlich, daß Frida Richard, Spezialistin für Hutzelweibchen, mühelos fertigkriegt, an die samt-und-seidene Vergangenheit ihres Besendrachens glauben zu machen. Und trotzdem: wie langweilig ist das alles und wie belanglos gegen einen einzigen Abend des Vorlesers Karl Kraus, von vieren nicht zu reden — oder vielmehr: das nächste Mal höchst ausführlich zu reden.

Mutter Erde von Alfred Polgar

Mutter Erde' von Max Halbe ist eine überholte Art dramatischen Zeitvertreibs. Solch weitläufige Stücke, mit Figuren, Debatten, Handlungs-Allerlei aufgefüllt, solche Ausfaltung eines Problemchens zu theatermäßigem Hin und Wider und Rundherum, fünf Akte lang, solche Serpentinenwege des Gesprächs, mit Ruhebänkchen, Aus- und Einblick verstattend, solch dünne Musik einer langsam und melancholisch ihr Pensum abzirpenden Riesen-Spieldose — all das ist kaum mehr erträglich. Wir schmachten nach Konzentration, nach ‚Ballung' des Wesentlichen, nach kürzesten Verbindungen in der Luftlinie. Wir halten diese ermüdende Betulichkeit dramatischer Lebensbilder, diese Text dehnenden Sprechduos, dieses ganze umständliche Theaterstimmungszeremoniell nicht mehr aus. Selbst wenn das Geistige solch einer Komödie wie ‚Mutter Erde' nicht längst verraucht, ihre Lebenswahrheit nicht längst zur Literaturlüge zerfallen, ihr Temperament nicht längst gebrochen, ihre Blutbahnen nicht längst verkalkt wären — sie wäre heute schon tot, zum Stillstand gebracht infolge Verrostung ihres Mechanismus. Es ist überhaupt bemerkenswert, wie wenig zäh die scheinbar so wetterharte dramatische Literatur sich erweist, die, im Gefolge Ibsens, vor zwei Jahrzehnten über die deutschen Bühnen hereinbrach. In den letzten Jahren zumal ist ein wahres Massensterben dieser relativ jungen Theaterstücke wahrzunehmen. Die scharfe Luft der Zeit gibt ihrem Rest den Rest.

An ‚Mutter Erde' muß jeder szenische Belebungsversuch scheitern. Auch der des wiener Deutschen Volkstheaters scheiterte. Das ganze Drama schien von den Zuschauern wie durch eine dickere atmosphärische Schicht geschieden, in der seine Worte und sein Geschehen, unerreichten Zieles, kraftlos zu Boden sanken. Den Mann in der Komödie spielt Herr Aslan, edel-larmoyant und seelisch schöngelockt. Seine Rede ist gesprochener Samt. Den Weibern wird ganz schmiegsam zu Mute. Fräulein Steinsiecks vornehme Schauspielkunst wahrt auch in der Leidenschaft reine Linien. Herr Forest und Herr Fürth gestalteten „Typen". Fräulein Waldow sollte eine strenge nordische Dame sein, voll Härte und Intensität des Willens. Sie ist klug und geschickt, aber so verstellen kann sie sich doch nicht. Wenn sie plötzlich „ein bissel" sagte, war man ganz gerührt über solchen Durchbruch wienerischen Naturlautes durch den nordischen Kunstlaut. Der Geist ist stark, aber die Aussprache ist weich. Und der pathetische Ernst des Fräulein Waldow wirkt immer wie gefrorener Humor. Das Deutsche Volkstheater sollte ihr Rollen geben, in denen sie herzhaft auftauen kann.

Wirtschaftskampf von Alfons Goldschmidt

Sie frischen jetzt in England das Pariser Wirtschaftsprogramm auf. Es hatte schon erheblich an Ueberzeugungskraft verloren. Da aber die Entente den Landkrieg verloren sieht, wird für den Seekrieg Propaganda gemacht. Der Seekrieg als Wirtschaftskrieg soll es schaffen. Und nach dem Seekrieg soll Deutschland von der Meistbegünstigung ausgeschlossen werden, seine Auslandskaufleute sollen unter Kuratel gestellt, die Anlaufshäfen sollen den deutschen Schiffen vorgeschrieben werden, kurz: eine liebenswürdige Sonderbehandlung ist in Aussicht genommen. Dagegen beginnt in Deutschland die Furcht vor dem Handelskampfe nach Friedensschluß zu verblassen. Die Valuta-Angst verfliegt, die Rohstoff-Furcht ist weniger heftig, und das Frachtraumproblem erscheint freundlicher als bisher. Seit mit dem Osten der formelle Frieden abgeschlossen worden ist, erwartet man dorther umfangreiche Dauerzuschüsse. Man weist ferner auf wichtige Ersatzerfindungen, man glaubt nicht recht an den Handelskriegswillen der Vereinigten Staaten. Langsam wächst die Wirtschaftszuversicht, das Vertrauen in die deutsche Volks- und Weltwirtschaft. Ich habe nie zu den Schwarzbrilligen gehört und freue mich, daß Ueberzeugung und Stimmung sich wandeln.

*

Immerhin bleibt schwere Arbeit zu tun. Je länger der Krieg dauert, umso breiter wird die Weltwirtschaftsmacht der Entente. Ueberall hat sie reiche Gebiete belegt. Die Spekulation auf Rußland zwar scheint fehlgegangen, wenn auch die Dinge dort noch nicht abgeschlossen sind. In Italien aber haben England und die Vereinigten Staaten riesige Konzessionen erhalten. In Südamerika und im fernen Osten haben sich Nordamerika und Japan festgenistet. In Skandinavien ist besonders der britische Wirtschaftseinfluß groß. Mit Geld und Propaganda, mit viel Geld und lauter Propaganda ist ein energischer Enteignungsfeldzug unternommen worden. Exportfilialen, Gegenseitigkeitshandelskammern, Zweigbanken, Fabriken wurden gegründet, Mineralgerechtsame erworben, Land belegt. Das sind Tatsachen, die auch durch die besten Toleranzverträge nicht aus der Welt geschafft werden. Sie sind nur durch Tatsachen zu beitigen.

*

Das weiß man bei uns und bereitet sich vor. Im Frieden war unsre Weltmachtpropaganda mehr als jämmerlich. Die Außenhandelsinformierung unsrer Wirtschaft war durchaus ungenügend. Die rasche Exportvermehrung hat der deutsche Kaufmann mit Wagemut, Zähigkeit, Qualitätsware und annehmbaren Preisen gemacht. Er mußte sich selbst helfen. Der Konsulatsdienst taugte nichts, die Pressevertretung war ohne System, Kenntnisse und Schnelligkeit. Der offizielle Nachrichtendienst war überaus ärmlich. Es fehlte die Weltwirtschaftspädagogik. Nur Ansätze und Schwerfälligkeiten waren vorhanden. So blieb die Skepsis gegen uns und andrerseits der Anpassungsmangel. Wir trieben keine Völkerpsychologie, keine Wirtschaftspsychologie. Es ist wunderbar, daß der deutsche Handel dennoch unaufhaltsam vorrückte. Wohl beteiligten wir uns an Ausstellungen, schickten Kataloge in die Welt, priesen unsre Waren in Inseraten an, ließen reisen, gaben Milliarden weg. Aber wir waren weder vertreten noch wurden wir unterrichtet.

Das muß anders werden. Das kann und wird anders werden. Denn unser politisches Sehvermögen ist weit über die Binnenenge hinaus gedehnt. Wir sehen heute Weltwirtschaft, wenn wir sie auch noch nicht erleben. Dem Briten steckt sie im Blut, für ihn ist Kalkutta eine Vorstadt Londons.

*

Nun haben wir uns mit bekannter Gründlichkeit an die Aufgabe herangemacht. In Kiel, Hamburg und Berlin sind Unterrichts- und Förderungsinstitute entstanden oder ausgebaut worden. „Zwischenstaatliche Verbände" sind pilzzahlreich aufgeschossen. Ueberall zeigt sich die Erkenntnis. Geld gibt es wie Heu für diese Zwecke, und auch die Regierung ist der Sache geneigt. Man braucht heute schon einen Wegweiser durch das Gestrüpp. Zersplitterung ist das Kennzeichen, Geld und Materialverschwendung, Gegeneinanderwüten und Nebeneinander von Geld und Material. Einigkeit, Zentralisation ist dringend erwünscht. Die Vielen müssen unter einen Hut gebracht werden, und auch der Staat kann etwas dabei tun.

*

Aber es wird nur dann eine wirkliche Förderung werden, wenn Tendenzmache, Taschenegoismus und Gruppeninteresse fernbleiben. Schwere Industrie, halbschwere Industrie und dergleichen hat heute die Finger drin. Ich sehe noch keine Unabhängigkeit. Man weist auf England, auf die große britische Außenhandelsorganisation, die im Kriege vervollkommnet wurde. Man spannt das englische Beispiel vor. Deutschland aber muß anders prozedieren. Wir müssen wiedergewinnen. Wir müssen daher alles vermeiden, was nach Interessentendirektive aussieht. Sie mögen Geld und Material geben, der Handel, die Industrie, die Landwirtschaft, die Regierung. Aber sie sollen die Unabhängigkeit eines solchen Förderungsunternehmens glaubhaft machen. Ala-Methoden führen nicht zum Ziel. Man glaubt großzügig zu sein, ist aber ungeschickt und kurzblickend. Ich sprach Leute, die die Aufnahmefähigkeit des Auslandes kennen. Sie warnten vor der Verschärfung des Mißtrauens. Die Regierung dürfte keinen Finger rühren, es sei denn für ein völlig unabhängiges Unternehmen. Wir wollen ja und dürfen ja keine einseitige Wirtschaftspolitik treiben, wir sind auf Gegenseitigkeit angewiesen. Wir können weder Tendenz nach innen noch Tendenz nach außen brauchen. Laßt ab von den Inseratgepflogenheiten. Noble Propaganda, nobler Unterricht: das sei die Devise. Alles Andre ist von vorn herein zum Mißerfolg verurteilt, und mag es auch noch so großartig aufgezogen sein.

*

Bis heute ist Vielerlei geschehen. Dennoch ist, was geschah und geschieht, völlig unzureichend. Man fragt sich, was die Leute eigentlich mit den Millionen anfangen. Sie sind noch nicht über die Fibelzeit des Nachrichtendienstes hinaus. Sie verstehen nichts davon, sie haben keinen Sinn für Anlage, für Bedürfnisse, für Aktualität und Dauerwert. Sie weisen auf England, aber sie handeln nicht danach. Sie haben ein Riesenmaterial und wissen es nicht zu verwenden. Es sind gute Theoretiker dabei, Leute mit Wissenschaft und Gründlichkeit. Das ist sehr schön, aber es genügt nicht. Sie schreiben ab, übersetzen, ohne System, ohne glückliche Wahl. Sie organisieren drauf los, und es wird doch keine Organisation. Es wird geworben, aber die Versprechungen werden nicht gehalten. Mäuslein werden geboren. Will man mit Mäuslein gegen den englischen Löwen anspringen?

Antworten

Max Epstein. Zunächst klingt ja plausibel, was Sie schreiben: „Als ich voriges Jahr Alexander Girardis ewig jugendliche Anmut bewundert hatte, ohne zu ahnen, daß es zum letzten Male geschehen, da bewies ich meinen Bekannten zwischen sechzig und siebzig Jahren am lebenden Objekt den Unfug des Sterbens und Alterns. Als dann die Zeitungen über seine Krankheit und sein Ableben erschienen waren, hatte ich Mühe, diese selben Bekannten über den Unfug der Zeitungsberichte zu beruhigen. Die meisten hatten natürlich ein wenig Zucker und fast alle mehr oder weniger Verkalkung. Nun waren sie alle in großer Aufregung, als ob ihnen dasselbe wie dem armen Girardi bevorstehe. Einen Unfug nenne ich deshalb die Mitteilungen der Journale über Todesursachen, weil sie niemals genau sind und nur schaden können. Der Mitwelt kann es ziemlich gleichgültig sein, zu erfahren, mit welchen Mitteln sich die Zerstörungswut der Natur bis zur Zersetzung des Körpers hindurchgearbeitet hat. Der Verlauf einer solchen Erkrankung ist aber nicht so einfach wie die Darstellung im Lexikon, wo jedes Leiden zum Tode führt, oder gar wie die Berichte der Zeitungen. Die Tausende von Menschen, die überhaupt eine Krankheit haben oder hysterisch befürchten, werden durch solche hingeworfenen Brocken in eine oft unbeschreibliche Angst versetzt, die gradezu Krankheitssymptome hervorruft. Wir wissen alle, daß schließlich jeder mehr oder weniger nach fünfzig Jahren mit verkalkten Arterien zu tun hat. Wir wissen aber auch, daß man damit hundert Jahre alt werden kann. Was soll da eine Bemerkung nützen, daß der oder jener an Arterienverkalkung zugrunde gegangen ist? Ich kenne Fälle, wo man kränklichen Personen Zeitungen unterschlagen mußte. Die Menschheit besteht ja leider nur zum kleinen Teil aus Gesunden, die Kranken haben also ein Recht auf Rücksicht. Wenn man den Unfug des Lebens nicht beseitigen will und den Unfug des Sterbens nicht beseitigen kann, so kämpfe man wenigstens gegen den Unfug der Sterbeberichte." Ich fühle des Vorwurfs ganze Schwere, die mich trifft, da ich ja den Todeskampf Oscar Sauers noch beträchtlich erschreckender geschildert habe als die Zeitungen Girardis letzte Tage — oder ich würde sie fühlen, wenn ich nicht der Meinung wäre und Beweise hätte, daß Menschen, die an chronischen Krankheiten leiden, sich gewöhnlich selber viel mehr quälen, als sie durch die öffentliche Darstellung des Schicksals ihrer Leidensgefährten gequält werden können. Sie wälzen Lexika und arbeiten medizinische Lehrbücher durch, um nur ja recht gründlich über die Möglichkeiten ihrer Zukunft Bescheid zu wissen. Ich selber, der ich der Gegenfüßler eines Hypochonders bin, habe doch im Laufe der Jahre eine stattliche Literatur über Magenkrankheiten angesammelt und würde durch irgendwelche drastischen Zeitungsausführungen weniger beunruhigt als zur Vorsicht bestimmt werden. Und dieses Moment ist sicherlich nicht zu unterschätzen. In den Notizen über Girardis Ende stand unter anderm, daß er sich durch unbedenklichen Genuß von Süßigkeiten und Mehlspeisen über die Maßen geschadet habe. Das werden nicht viele Zuckerkranke, die ihre beiden Beine und ihr Leben behalten wollen, ungewarnt lesen. Und irgendeine Vereinigung zur Bekämpfung des Tabes bat mich, meine Schilderung des ‚Hiobs Sauer' vervielfältigen lassen zu dürfen, weil sie sich von der Verbreitung eine heilsame Wirkung verspreche. Sie sehen: wie jedes Ding, so hat auch dieses mindestens seine zwei Seiten.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne

Krieg und Frieden von Germanicus

Der Friede von Bukarest ist in einer Zeit zustande gekommen, die mehr als jede ihr vorangegangene die Sicherheit gibt, daß der Krieg auf den noch bestehenden Fronten so bald keinen Abschluß finden wird. Dieser Friede, dessen Vorzüge für jedermann sofort erkennbar sind, hat darum auch nicht, psychologisch gesprochen, als Erlösung von allen Uebeln gewirkt, vielmehr und allein als eine Versteifung der Gewißheit, daß die Widerstandsfähigkeit der Mittemächte eine neue Kraftzufuhr bekommen hat. Der Friede von Bukarest, mit seinen wirtschaftlichen Möglichkeiten und Versorgungshoffnungen, ist für uns eine Sicherung des Kriegszustandes, ein neues und gewiß nicht geringes Kriegsinstrument. So kann es nicht verwundern, daß man in London diesen Frieden nicht zur Kenntnis genommen hat. Was freilich kaum hindern dürfte, daß auch Egland die Folgen dieses Friedens in der Durchkreuzung einer seiner bedeutsamsten Kriegsabsichten, nämlich unsrer Aushungerung an Nahrung und Rohstoffen, zu spüren bekommt. Wodurch allerdings diesem Frieden, ebenso wie dem von Brest, von vorn herein ein Element der Beunruhigung infiltriert worden ist, da den uns bisher feindlichen Ostvölkern die Hoffnung verbleibt, daß irgendwann einmal, wenn erst der Weltfrieden geschlossen werden wird, eine Generalrevision des jetzt zustande gekommenen nicht ganz aussichtslos ist. Aber wie dem auch sein mag: fürs erste stärkt der Friede von Bukarest noch mehr als der von Brest unsre Kraft, den Krieg gegen die Westmächte fortzuführen. Diese seine wichtigste Aufgabe forderte, daß er nicht einseitig durch deutsches Diktat, vielmehr durch einigende Verhandlungen und im besondern als Bündnisfriede zustande kam. Darum ist es wieder ein ganz besonderes Meisterstück des Grafen Reventlow (dessen oftmals von uns besorgte Zurechtweisung nicht seiner Wichtigkeit, sondern nur seinem Typus gilt), wenn er im Gefühl seiner Unfehlbarkeit nachzuweisen versucht, wie sehr der deutsche Staatssekretär sich bei dieser Friedensfindung von Oesterreich-Ungarn habe übers Ohr hauen lassen, besonders was das Verbleiben der Dynastie betrifft.

Es mag heute noch einige Optimisten geben, die mit einem baldigen allgemeinen Kriegsabschluß rechnen. Wir selbst haben für die Spanne jener Wochen, in denen, wie die Sachverständigen uns sagten, die schnelle Entscheidung herbeigehämmert werden sollte, zu dieser Gattung gehört. Wir sind nämlich bescheiden genug, nicht aus uns heraus zu prophezeien, sondern nur die Konsequenzen zu ziehen aus den Voraussetzungen, die entweder da sind oder die uns als sichere Werte empfohlen werden. Und da wir den Krieg nun einmal für eine militärische Angelegenheit halten, so muß naturgemäß unsre Erwartung und damit unsre Rechnung in den Kurven der Kriegsergebnisse laufen. Eben darum aber und

nicht etwa wegen der fünfhunderttausend Amerikaner, die Herr Baker als angeblich gelandet und somit den U-Booten entgangen meldet, scheint es uns richtig, bis zum Eintritt einer heute noch nicht zu erspähenden neuen Wandlung mit einem langen, vielleicht noch über Jahre greifenden Krieg uns abzufinden. Wir tun das — des weitern Vorwärtskommens unsrer Sprungoffensive und unsrer unbedingten Widerstandsfähigkeit gewiß, zugleich bedenkend, daß auch die anglo-amerikanischen Kriegspläne ihre natürliche Begrenzung haben — furchtlos, wenn auch nicht ohne Sorge. Doch verstehen wir vollkommen, daß sich die Verallgemeinerung solcher Gewißheit nicht ohne politische Krisen vollzieht.

Als Krisen solcher Art möchten wir auch die interessante Duplizität der einer gewissen Komik nicht entbehrenden Mißverständnisse, wie sie um die Person des Herrn Erzberger, andrerseits um Herrn Lloyd George kreisen, eingeschätzt wissen. Wenn alles glatt liefe, könnte solch störrisches, an sich zweckloses, aber eben überaus charakteristisches Aufbocken sich kaum äußern. Und wodurch hat nun Lloyd George die Absägung fürs erste wenigstens hinausgezögert? Doch allein dadurch, daß er auf den „Zwischenfall von Cambrai", auf das „italienische Unglück" und vor allem darauf hinwies, daß „die Deutschen jetzt schweigend vielleicht den größten Schlag des Kriegs vorbereiten", und daß so das Schicksal Englands heut und (ein immer brauchbarer Regietrick) für die nächsten Wochen in der Schwebe sei. Nicht ganz unähnlich solchem Plaidoyer ist der Stoß, den Herr Stresemann gegen Herrn Erzberger geführt hat: „er hat ihm vorgeworfen, daß er ohne jedes Verantwortlichkeitsgefühl durch seine Anträge Deutschland in der Achtung vor der Welt herabsetze, die Reichsregierung zum Sturz bringe und dadurch eine Krisis heraufbeschwöre, deren Folgen unabsehbar seien." In den zwei Fällen, die wir nicht etwa in sklavische Parallele zwängen wollen, waren Unstimmigkeiten zwischen den beiden die Gegenwart regierenden Gewaltzentren die auslösende Ursache. Beide Fälle sind etwas nach Hornberger Art ausgegangen, und dies hauptsächlich darum, weil es den Beteiligten zweckmäßig erschien, den Streit sich an den Oberflächen austoben zu lassen, die Wurzeln aber vor ihm zu schützen. Im Fall Erzberger hat sich solch Bäumchen-Verwechsel-Spiel bis zur Groteske gesteigert; trotz den mannigfachen feierlichen Erläuterungen weiß man eigentlich nicht, was da im Hauptausschuß vor sich gegangen ist: sollte der Reichsregierung beigestanden, oder sollte sie zum Abgrund gedrängt werden; haben die Freisinnigen Herrn Payer ihren Beistand auftölpeln wollen, oder war die Zentrumsfraktion, vielleicht auch nur in einem ihrer Mitglieder, doch so töricht, dem Grafen Hertling „Richtlinien" zu ziehen? Subkutane Symptome; aber immerhin: Wetterzeichen. Die Schlacht geht weiter! Nervenkrämpfe im Klimakterium. Der Krieg gleitet aus seiner Manneskraft in das Daueralter hinein.

Damit schwindet eigentlich auch der hohe Druck, der auf der Erledigung der preußischen Wahlrechtsvorlage bisher gelegen hat.

Soll die erste Wahl nach dem Kriege unter dem neuen Wahlrecht stattfinden, bedarf es keiner besondern Eile. Kommt Zeit, kommt Rat. Die nächste Station wird das Herrenhaus sein. Am Sonnabend vor der dritten Lesung spricht die ‚Germania', staatsmännisch wie sie nun einmal ist, vom Scheitern der Wahlrechtsvorlage. Am Schluß ihrer nicht grade hoffnungsvoll gestimmten Ausführungen aber möchte sie doch glaubhaft machen, daß im Herbst 1918, falls nicht zuvor der Kuhhandel perfekt wird, die strafenden Neuwahlen in Sicht sein werden. Wir sind inzwischen etwas ungläubig geworden und wissen heute jedenfalls noch nicht, ob solch Optimismus durch irgendetwas, was an das Handschreiben des Kaisers Karl an Herrn Wekerle auch nur von ferne erinnert, unterstützt werden wird. Aber da wir zu hoffen wagen, daß das Entscheidende von dem, was heute hier gesagt worden ist, sich nicht bewähren wird, so scheint uns die nächste Friedenswahl nicht gar so hitziger Vorbereitung zu bedürfen. Wobei wir freilich nicht vergessen, daß grade ein noch lange währender Krieg durch die Befreiung des preußischen Volks vom Joch des Feudalismus eine nicht unwesentliche Kräftezuführung erhalten könnte. Auch Demokratie kann Kriegsinstrument sein. Es ist dies zwar nicht eigentlich ihr Beruf; aber immerhin: sie wird sich auch in solcher Verkleidung bewähren.

Die Juli-Resolution sollte fallen. Das große Grenzpfahlverrücken sollte beginnen. Wir hätten es für töricht gehalten, uns solchem Schicksal entgegenzustellen. In diesem Kriege — nicht unbedingt in jedem — tanzt nun einmal die Politik auf den Sturmwellen des militärischen Erfolges. Es gibt Höhen, es gibt Täler. Die Kriege der sieben und der dreißig Jahre aber enden, das zeigt die Geschichte, stets mit einem flächenhaften Ausgleich, von dem der melancholische Zyniker sagen muß, daß er sich bei einiger Voraussicht mit einem Tausendstel der vergeudeten Opfer hätte erwirken lassen. Solche Vergeudung und Selbstzerschneidung gehört aber anscheinend zur eingeborenen Tragik des unmoralischsten aller Raubtiere.

Beeinflussung der Presse von J. Fischart

Die Presse schwebt keineswegs isoliert in einer höhern Region und sieht und wertet die Dinge aus der Vogelperspektive. Die Zeitungen stehen mitten drin im gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Getriebe und sind gleichsam das Barometer der öffentlichen Meinung. Sie nehmen, auf alle Vorgänge reagierend, nicht nur, sondern geben auch, indem sie erst die öffentliche Meinung machen und gestalten. Das ist ein ewiges Für und Wider, ein unaufhörliches Hin und Her, ohne daß sich Zug um Zug sofort alle innern und äußern Zusammenhänge erkennen ließen.

Eins aber bestimmt die Zeitung und ihre Haltung von Grund auf: ihre wirtschaftliche Grundlage. Die französischen, die pariser Blätter leben nicht in dem Maße von den Inserenten wie die deutschen Organe. Dort verpachtet man Banken, Handels- und

Industriefirmen, der Einfachheit halber, im Text ganze Spalten zur Vertretung ihrer Sonderinteressen, ohne daß eine Scheidung zwischen bezahltem und nicht bezahltem Lesestoff stattfindet. Darauf beruht denn auch die Zugkraft der seriösen Reklame-Artikel. In Italien ists ähnlich. In Amerika sind die Zeitungen gewöhnlich nichts weiter als die Organe ganz bestimmter Finanz- und Parteigruppen, was ja dort meist identisch ist. Durchaus sauber ist im allgemeinen die englische Presse.

Indessen vom Auslande sollte nicht die Rede sein, sondern von Deutschland. Von Bestechung im gemeinen Sprachgebrauch kann man hier natürlich nicht oder doch nur selten sprechen; wohl aber von Beeinflussung. In hunderterlei Formen taucht sie auf, liebenswürdig meist, oft aber auch brutal und zynisch. Greifen wir ein paar typische Fälle heraus.

Die amtlichen Kreisblätter sind am schlimmsten daran. Da gibt es keine freie Meinung. Nur was der Landrat wünscht, wird geschrieben. Dabei sind diese Blätter in fast allen Fällen Privatunternehmungen, die kontraktlich nur dazu verpflichtet sind, gegen eine Pauschalsumme die amtlichen Bekanntmachungen zu veröffentlichen. Aber der Landrat macht kurzen Prozeß mit den Verlegern oder Redakteuren, die publizistisch nicht nach seinen Weisungen arbeiten. Unter der kurzen Regierung Kaiser Friedrichs und unter der Kanzlerschaft des Herrn von Bethmann Hollweg machten die Landräte, soweit sie sich als Mandatare der Konservativen fühlten, eine Politik, die sich keineswegs mit der offiziellen in der Wilhelmstraße deckte. Das ist die roheste Form der Beeinflussung.

Eine andre Spielart sind die sogenannten Hinweise. Dieses Uebel grassiert vornehmlich in der Provinz. Das Theater, die Varietés, das Konzerthaus geben täglich ihre Inserate auf, und die Redaktion ist dann gefällig und weist in einer Lokalnotiz auf die „sensationelle Vorstellung“, auf den „Star“ undsoweiter hin. Wie die Kunst- und Vergnügungsstätten machens auch die Vereine. Erst die größern und dann auch die kleinern. Meist wird ein solches Ansinnen von der größern Zeitung einer Stadt zunächst abgelehnt. Die kleinere aber erklärt sich dazu bereit, in der Hoffnung, die Kreise des Vereins ganz zu sich herüberziehen zu können. Die Folge davon ist jedoch stets, daß nun auch die andern Organe, aus Konkurrenzrücksichten, die Vereinsreklame, die oft von Selbstlob trieft, ständig in ihren Spalten unterbringt. Da alle diese kurzen oder langen Notizen nur selten mit einem besondern Vermerk versehen werden, so muß der naive Leser glauben, daß es sich auch hier um Nachrichten und Werturteile der Redaktion handelt.

Solange sich nur unpolitische Vereine und Korporationen an dieser Beeinflussung der Presse beteiligten, wars eine Unart der Presse, wenn sie sich in dieser Weise ihrer Selbständigkeit entäußerte. Allmählich aber haben sich auch ausgesprochen politische Vereine dieses Mittels bedient und das System gleich ganz gehörig ausgebaut. Der Flottenverein, der Reichsverband gegen die Sozialdemokratie, der Wehrverein fingen vor dem Kriege damit an:

Große Inserate — lange redaktionelle Hinweise und Besprechungen als Gegenleistung. Während des Krieges hat die Deutsche Vaterlandspartei, nach diesem Muster, gradezu einen Inseratensturm inszeniert, um die Presse zu gewinnen. Der Erfolg war überraschend. Welcher Verleger scheute sich auch, ein ganz- oder auch nur ein halbseitiges Inserat der Vaterlandspartei aufzunehmen? Nur ganz wenige Zeitungen widerstanden dieser Verlockung. Kein Zweifel aber: die Vaterlandspartei hat eine wahrhaft glanzvolle Presse gehabt, und ganz allmählich, ganz langsam erst setzte die Reaktion ein.

Noch einen Schritt weiter ging die Schwerindustrie, die entweder Zeitungen ganz aufkaufte oder sich an ihnen so stark finanziell beteiligte, daß sie ihre politischen Absichten den Blättern aufdrängen konnte. Nicht immer läßt sich das freilich wie ein Rechenexempel, zwei mal zwei gleich vier, nachweisen, oft sitzen auch bloß vorgeschobene Männer in dem Konsortium. Ganz vorsichtig wird man nur das behaupten können, daß zum mindesten der Berliner Lokalanzeiger, die Berliner Neuesten Nachrichten, der Deutsche Kurier, die Deutsche Zeitung und die Rheinisch-Westfälische Zeitung in einem solchen Verhältnis zur Schwerindustrie stehen. Eine engere Verbindung mit der Vossischen Zeitung scheiterte, aus verschiedenen Gründen, im vorigen Jahr. Aber auf diese Blätter beschränkt sich die Arbeit der Schwerindustrie hinter den Kulissen der öffentlichen Meinung nicht. Auch in einer Reihe großer Körperschaften, zum Beispiel Kino- und Reiseverbänden, ist sie vertreten und hat sich, nach dem Muster Rudolf Mosses und Haasensteins & Voglers, auch eine eigene große Inseraten-Aquisitions-Organisation zugelegt. Ursprünglich war diese ‚Ala' nur dazu bestimmt, die Vergebung der Inserate nach dem Auslande zu regeln. Man wollte künftig nur noch in deutschfreundlichen Blättern des Auslands inserieren. Die andern wollte man boykottieren. Darin lag, nicht bloß indirekt, eine „Beeinflussung" der Presse, und Rudolf Mosse wandte sich gegen diesen „nationalen" Gesichtspunkt, der sicherlich sofort auch vom Gegner der deutschen Presse gegenüber angewendet worden wäre. Aber nicht genug damit. Die Ala dehnte ihre Tätigkeit auch auf das Inland aus, bestritt aber, in heftiger Fehde, in Deutschland dieses „nationale" Prinzip anwenden zu wollen. Inwieweit mit Recht oder mit Unrecht, soll an dieser Stelle noch nicht entschieden werden, da die Akten darüber noch nicht geschlossen sind.

Aber auf eine andre Spezialität muß hingewiesen werden: auf ihre Verquickung der Inseratenvergebung mit redaktionellen Notizen und ganzen Artikeln. Um einen Fall zu konstruieren: wie erklärt es sich, daß in irgendeiner kleinen Stadt des Eichsfeldes plötzlich ein halbseitiges Inserat veröffentlicht wird, worin ein Rüstungsbetrieb Flugzeuge, Automobile und Motoren empfiehlt, Dinge, die bekanntlich während des Krieges der Beschlagnahme unterliegen und überhaupt nicht vom Privatmann käuflich zu erwerben sind? Wenn man dann aber am selben Tage oder am

Tage darauf einen Artikel findet, der sich für bestimmte schwerindustrielle politische Ziele, für die Annektion des Kohlenbeckens von Longwy-Briey einsetzt, und nächste und übernächste Woche wieder eine ähnliche Auslassung im redaktionellen Teile entdeckt, dann ahnt man den Zusammenhang.

Ich wiederhole, das ist nur ein konstruierter Fall, und im Einzelnen wird der Nachweis innerer Zusammenhänge schwer zu führen sein. Aber auf diesem Wege droht in der deutschen Presse schließlich die ausgesprochene Bestechung Eingang zu finden. Bisher war das nur die Eigentümlichkeit gewisser Winkelblätter. Die bauten ihre Manöver auf den persönlichen Skandal auf und erpreßten durch den Terror den gesellschaftlichen Kreisen und großen Firmen gegenüber erhebliche Geldsummen, natürlich in Form von Inseraten. Der Krieg hat dieses unsaubere Handwerk ziemlich lahmgelegt.

Nun bedräuen neue Gefahren dieser Art die Zeitungen. Schon macht man in Journalistenkreisen Front dagegen. Aber noch ist längst nicht allen die Tragweite der neuartigen Beeinflussungen klar geworden.

Für heute diese Bemerkungen. Ein ander Mal wird mehr, weit mehr über dieses betrübende Kapitel zu reden sein.

Legende von Herbert Ihering

Paul Kornfeld setzt vor seine epische Dichtung ‚Legende' (die bei S. Fischer erschienen ist) den Spruch: „Wo Saat ist in der Menschenbrust, erscheint Gott selbst, um glühend sie zu pflegen." Er spricht in seinem, die erste Nummer des ‚Jungen Deutschland' einleitenden Aufsatz: ‚Der beseelte und der psychologische Mensch' vom „Dämon des Mensch-seins, dessen eine Stimme die des Gewissens ist". Weil sich ihm die Weltgeschichte im menschlichen Herzen abspielt, ist ihm „das letzte Ziel der unpolitische Mensch, denn es handelt sich nicht um Verbesserung, sondern um Ueberwindung des Staates".

Diese Sätze führen in den Mittelpunkt von Kornfelds böhmischer Legende. Graf Wratislav, Herr über weite Güter und Felder, hat einen Freund und Diener Wladislav. Aber der Gedanke: im Besitz zu sein und den Andern ohne Eigentum zu sehn, verwirrt den Grafen: er trägt dem Diener ein Stück seines Landes an. Dieser, der seine Freundschaft von seinen Diensten nicht trennen kann, lehnt erregt ab. Jedoch, von dem Wahn ergriffen, schenken zu wollen und den Andern über seinen Bezirk zu erhöhen, gibt der Graf nicht nach, und Wladislav, aus seinem Gleichgewicht gehoben, sagt: „Wer hätte das gedacht! Für so viel Treue so wenig Dankbarkeit! Für so viel Dienste so wenig Gerechtigkeit!" Aber der Beschenkte wird nicht zum Schuldner, sondern zum Gläubiger des Grafen, der seinerseits dem Gedanken der Tat, die wie durch Zauber plötzlich in ihm aufgetaucht war, unterliegt. Als deren Vollstrecker erscheint vor ihm ein geheimnisvoller

Fremder, der von ihm die Einlösung einer Verpflichtung verlangt. Das vorgezeigte Blatt trägt des Grafen Unterschrift. Der Diener tilgt die Schuld mit einem auf dem geschenkten Gut gefundenen Goldklumpen. Der Graf schiebt ihm wieder ein Stück Landes zu. In Wladislav bäumt sich die Empörung hoch. Der Kampf geht zwischen zwei Besessenen weiter. Die seelischen Gewaltstreiche erzeugen die Atmosphäre einer Märchenwelt, in der ein alles verschlingender Riese zum phantastischen Träger der asozialen, antipolitischen Idee wird. Das ganze Gut des Herrn fließt zum Knecht hin. Der fanatische Krieg zwischen denen, die beide nicht Herr sein wollen, steigert sich zu grotesken Situationen. Als Wladislav den Saal betritt, um den Grafen bei der Mahlzeit zu bedienen, steht dieser schon in der Haltung des Dieners hinter dem Stuhl, den er sonst als Herr eingenommen hatte. Wladislav, aus langer Erstarrung erwachend, stellt sich hinter seinen Stuhl. Und so stehn sich beide, jeder Diener des Andern, gegenüber. Wladislav hält seinem Herrn, wie gewohnt, den Stiefel zum Anziehen entgegen, doch Wratislav macht Kehrt, holt des Dieners Stiefel, um sie ihm entgegenzuhalten. Jeder sucht sich dem Andern zu entziehen, und, in einander verwickelt, wälzen sich Beide auf der Erde. Als nun auf der Jagd der Graf wie ein Diener hinter Wladislav hergeht, als dieser, um seinerseits als Diener hinter den Grafen zu kommen, zurückspringt, als der Graf darauf wieder hinter den Diener hüpft, als diese umgekehrte Springprozession Beide keuchend im Wahnwitz über die Felder in die Ebene führt, als Wladislav dem Grafen ins Gesicht schlägt und ihn, der Wladislav nichts zu verzeihen hat, weil der Herr den Diener schlagen darf, besinnungslos verprügelt, damit er ihm vergäbe — da steigt es in Beiden hoch, daß es besser wäre, keine Felder und kein Haus zu besitzen, fortzuziehen und heimatlos zu werden. „Und mit einem Aufschrei des Jubels stürzten sie einander an die Brust."

Die Geschichte dieser Menschen, die im Nebel ihrer Seele schreiten, gewinnt Gestalt in einer eilenden, hurtigen Sprache, die alle Lasten von sich geworfen hat. An dieser Sprache hat das Chaos nicht gebildet, das aus den Seelen von Wratislav und Wladislav herausstürzt. Und Gott schwebt nicht glühend über ihr. Dieser Sprache strömen die Bilder zu. Aber es zittert in ihr nicht von Kämpfen und Ueberwindung. Sie ist biegsam, elastisch und geistig hell geblieben. Es dunkelt in ihr nicht, und keine Wärme und keine Gewitter steigen aus ihr empor. Kornfelds Sätze sind in ihrem Tempo und in ihrer blinkenden Schnelligkeit Meisterstücke einer modernen literarischen Prosa. Seine Sprache ist chemisch rein und ohne Fremdteile, weil alles, was sie von der Literatur der letzten Jahre in sich trägt, aufgelöst und organischer Bestandteil geworden ist. Sie ist persönlich, weil sie durch ein persönliches Temperament gegangen ist. Durch persönliches Erleben hat sie sich nicht hindurchgerungen. Sie erzwingt sich den Glauben, weil sie nicht zur Besinnung kommen läßt und für die schwierigsten seelischen Situationen Worte, Bilder, Sätze bereit

hält, die so selbstverständlich sind, daß der Zweifel an ihnen keinen Halt hat. Doch das ist keine Reinheit und Primitivität, sondern höchstes Raffinement, das nicht merkbar wird, weil es Kornfelds Natur ist.

Die literarische Leistung Kornfelds ist umso erstaunlicher, als sie mit diesen Mitteln eine Legende schafft, die aus den Kräften des Landes Nahrung zieht, deren Menschen zwischen Himmel und Erde stehen, und deren Seelen sich elementar wie die Natur entladen. Und doch wird Kornfeld grade durch seine Eile zu früh an die Grenzen geführt. Wenn im letzten Kapitel Wratislav und Wladislav das Land, das sie verlassen wollen, unter die Bauern aufteilen, wenn sie für Kranke und Genesende Haus und Garten bauen, wenn sie, die, als sie noch Herr und Knecht waren, den Besitz ihren Empfindungen opferten, sozial werden, so verliert sich der Glaube. Nicht aus Wahrscheinlichkeits- und Unwahrscheinlichkeitsgründen, sondern weil man das literarische Plakat spürt. Weil man merkt, wie beziehungslos Kornfeld der Simplizität dieses menschlichen Vorgangs gegenübersteht. Weil man fühlt, wie flüchtig er an die Tragik rührt, die darin liegt, daß Wladislav und Wratislav, die Karikaturen ihrer selbst geworden waren, als sie im Besitz nur den Gegenstand ihrer persönlichen Launen sahen, und sich als Menschen wiederfinden, wie sie das, worum sie sich gestritten haben, für Andre einrichten, doch fortziehen müssen, obwohl sie das Glück schon gefunden haben. So schlicht Kornfeld die stille Rückkehr der Beiden erzählen will, ich glaube ihm die Hymne nicht, die, Lied und Gebet, brausend aus aller Menschen Brust lautlos zum Himmel steigt. Und ich bleibe zurück, wenn Kornfeld Jahrhunderte vergehen und dieses Dorf mit seinen von ewigem Glück überstrahlten Bewohnern als einen verwunschenen Fleck Erde in die Gegenwart kommen läßt. Die schwache Karikatur, mit der er die modernen Philister in Gegensatz zu der lebendig machenden Kraft des Kinderglaubens der Dorfbewohner setzt, zeigt seine eigene Unsicherheit.

Kornfeld will, auch das äußert er einmal an andrer Stelle selbst, ein reineres, ursprünglicheres Bild des Menschen, als das tatsächliche Leben es schafft, unbeirrt von Zufälligkeiten der Umwelt und den zufälligen Merkmalen des Menschen als Licht hinsetzen, daß es als mahnende Erinnerung an den Menschen in die Welt strahle. Aber dieses Bekenntnis ist ein literarisches Bekenntnis. Es ist ein Bekenntnis des Talents, nicht des Glaubens. Um ein solches Bild schaffen zu können, muß man einen abgesprungenen Funken von der Flamme Tolstois in sich tragen. Bei Kornfeld ist der Einsatz zu gering: Begabung ohne die menschliche Ueberzeugung. Weil aber Kornfeld ein Talent ist, das größer bleibt als seine Persönlichkeit, wird er im besten Falle aufgeweckte literarische Meisterwerke schaffen wie die „Legende“, aber niemals eine atmende Dichtung, die den Hauch ihres Schöpfers noch auf dem halbwachen Antlitz trägt.

Wedekind von Alfred Polgar

Aus einem Notizbuch

Der charakteristische Wedekind-Zug, tief eingekerbt in die Physiognomie seiner Dichtung: ein dünnlippiges, breites, dabei beleidigend höfliches Grinsen, das die bürgerliche Weltordnung quer durchstreicht. Ein messerscharf geschliffenes Lächeln.

*

Wedekinds Menschen bekennen sich mit einem fast feierlichen Trotz zu den grotesken Möglichkeiten ihres Wesens. In seinen Dramen gehen die Ideen und Instinkte splitternackt, nur angetan mit einem eckig gefalteten Pathos. Wie es durch diesen Faltenwurf fleischfarben, seelenfarben durchschimmert: das gibt das unverkennbare Wedekind-Kolorit.

*

Wedekind phantasierte eine neue Moral. Keine Moral, die den Urquell der Triebe verschüttet und versandet, indem sie ihn nach kaufmännischen Zweckprinzipien reguliert, sondern eine, die ihm seine sprudelnde Kraft, seine Wolken und Sonne spiegelnde Klarheit sichern sollte. Der Antichrist Wedekind erachtet den Geschlechtstrieb nicht als „gemein"; gemein dünkt ihm dessen Unterdrückung und Verwendung zu Handelszwecken. Wedekind will ihn zur Regeneration des Geschlechts ausgebeutet wissen.

*

Beachtenswert, wie sehr es der Zirkus — er zog einmal mit dem Zirkus durch Deutschland — dem Dichter angetan hatte: als eine Welt, in der harter Wille über die Materie Herr wird, über Bestien Herr wird; eine Welt, in der das „Tierische" zu seiner höchsten Noblesse, Klugheit, Schönheit gelangt; eine Welt, in der es nach Blut, Gefahr, Grausamkeit und Schmerzen riecht (die aber einen hohen aesthetischen Endzweck haben: Befreiung vom Gesetz der Schwere).

Wie eine Flagge steht auf dem First seiner Gedanken- und Gefühlsbauten: die Peitsche.

*

Wedekinds neuer Ton wurde durch die Schalltrichter: Leidenschaft, Hingabe, Selbst-Einsetzung nicht verstärkt, sondern ins Schrille, Burleske, Absurde hinübergedreht. Wie wenn Einer, um deutlicher sichtbar zu werden, auf Stelzen ginge. Je höher er in die Luft wächst, desto komischer wirkt er.

*

Es gibt Dramen von Wedekind, in denen des Meisters Marotten sich von seinem sie bedingenden Genie losgelöst, gewissermaßen sich selbständig gemacht und auf eigene Faust ein Drama gegründet haben. Wedekind in Wedekinds Maske. In diesen Dramen scheint die Ironie zur tötlich-ernsten, unbeweglichen Grimasse erstarrt, die Leidenschaft wie ein englischer Park geometrisch

verschnitten, die seelischen Gebärden von einer puppenhaften, ellbogenspitzen Eckigkeit, die Löcher in den Ernst des Zuschauers stößt. Sogar das Mitleid mit der gequälten Kreatur wird in diesen Dramen durch die spöttische Forciertheit des Vortrags verdächtig (‚Musik‘).

*

Sein kühnstes Werk scheint mir ‚Hidalla‘. Ich glaube nicht, daß es zu den literarischen Unvergänglichkeiten zählt, die ein künftiges Jahrhundert in seiner geistigen Schatzkammer sorgsam hüten wird. Aber ich glaube an einen hohen Kuriositätswert der Komödie, als des dramatischen Werks, in dem zum überhaupt ersten Mal die Schönheit als ein Universalproblem der Menschheit behandelt wird. Als das Werk, das zum ersten Mal die Figur und den Passionsweg eines aesthetischen Erlösers darzustellen versucht hat.

*

Er hatte einen staubtrockenen Fanatismus, der sich dem Hörer mehr auf die Lunge als aufs Herz schlug. Sein Dämon hatte die Mienen und den Ton eines Mittelschullehrers. Seine Leidenschaft sprach „wie ein Buch“. Sein Sturm und Drang wahrte, wenn man so sagen darf: die innern dehors. Seine Phantasie war von beißender Exaktheit.

*

Er hatte einen Humor auf Tod und Leben. Die Satire Wedekinds wirft ganz schräge Strahlen, die riesenhafte Schatten erzwingen. Die Menschen haben dann etwas Fratzenhaftes in ihrer Visage, etwas gespenstig Erschreckendes. Eine Mischung von Phantastischem und Niedrigem ist in ihnen, von platt Gemeinem und Diabolischem.

Man möchte sagen: so träumte sie ein über-wacher Kopf.

*

Ueber einer Gruppe seiner Werke könnte stehen: moderne Walpurgisnacht. Aus der steinernen Ruhe der Bewußtheit brechen Triebe und Begierden mit schamloser Grimasse vor wie die gotischen Tiere aus der Kirchenfassade.

*

Er hat, wie kein Dramatiker vor ihm, den superlativischen Mann gezeichnet: den Fanatismus der Idee; und die superlativische Frau: den Fanatismus des Triebes.

*

Seine Charaktere haben oft einen gellenden, fast eintönigen Fanfarenklang. Von ihm erschüttert, kommt es zu einer Art Zusammenkrach der Tatsachen, zu diesen: Hauseinstürzen der Handlung, die der Dramatiker Wedekind so sehr geliebt hat.

*

Die Poesie kommt bei diesem Wahrheitsfanatiker nicht zu kurz. Sie ist da, sei es auch nur zum Kontrast. Sie ist da, wie etwas Höheres, Unbedingtes, von keiner Düsterkeit menschlichen

Schicksals zu Verdunkelndes. Wedekinds Dramen: Schlachtfelder, über die die Sonne scheint.

*

Der Reiz, das Tempo dieser starken, absonderlichen Intelligenz wirkte, auch wo ihre Absicht dunkel schien. Ueber des Schützen Ziel ruhte Nebel, aber die Kraft seines Bogens war bewundernswert und der Klang seiner schwirrenden Pfeile eine sinnliche Freude.

*

Vom Schöpfer-Martyrium, von der Qual, die jeden Versuch zur Gestaltung einer Idee mit Schmerzen ohnegleichen würzt, trägt Wedekinds Werk reichlich Spuren. Es ist etwas Stöhnendes in diesen Dichtungen. In ihrer formgebändigten Rede schwingt ein Unterton, der wie das Heulen eines verwundeten Tieres klingt.

*

Er hatte die Miene eines Verkünders, dem seine gute Botschaft in die Pfütze gefallen ist. Er ging daher wie ein Heiland, der Pech gehabt hat; und es mit schweigendem Anstand trägt. Wie stellte er sich den Andern dar? Wie jeder invertierte Held: als Komiker, als dummer August, als Narr.

Aber in letzter Zeit doch auch den Kurzsichtigen: als Narr mit Heiligenschein.

Tagebuch des Urlaubers von Peter Panter

Die Rose von Stambul

„Ach, warum ist nicht alles operettenhaft! Warum bewegt sich nicht alles im Takte dieses englischen Walzers Myosotis!" Das hätte Laforgue nicht gesagt, wenn er unsre Operetten gekannt hätte. Gott soll uns bewahren! Das Leben ist schon traurig genug.

Es ist schon so, daß dieses Leben aber noch ein Cancan ist im Vergleich zu der tristen Oede der obbenannten Kunstgattung. Ich will ja gern leichte Musik hören, aber ich bin doch kein geistesschwaches Kind. Es ist wie in der Schule. Witze auf dem Katheder und in der Operette sind keine; sie sterben an der Luft. So ein Operettenwitz ist ernst, sachlich, dumm und gewissermaßen mit der Geste gemacht: nun aber hier keine Allotria, das ist eine wichtige Sache, sein Publikum zu unterhalten! Ach ja.

‚Die Rose von Stambul' — das Gericht war nicht mehr ganz neu. Viele hatten schon an dieser Tafel gesessen, und es war zu befürchten, daß sie sich am Tischtuch den Mund abgewischt hatten. Oder waren die Flecke künstlich eingewebt, damit sich die Kundschaft wohler fühle? Der Zuckerguß der Torte aber glänzte hellweiß wie am ersten Tag. Auf der Bühne steht S. J. E.: die Massary — und alles ist vergeben und vergessen. Wie wohl das tut, wieder einmal eine Frau zu sehen, bei der jede Bewegung bewußt und graziös ist und die so überlegen ist, so unendlich überlegen. („Unerbittlich?" fragt sie einmal ihr Partner. „Ja", sagt sie. Du Dummkopf, solche fragt man nicht.) Sie tanzt einen Walzer im Sitzen, nur, weil sie

die Dreiviertel scharf akzentuiert, und es ist nicht ein, es ist: der Walzer. Sie setzt sich zum Essen; bevor sie auf ihrem Stuhl zur Ruhe kommt, ruckelt sie noch einmal ein bißchen hin und her, so wie ein Gummiball auf der Erde noch einmal federt, jetzt hat sie den bequemsten Sitz, so, es kann losgehen. Nun, mein Herr, was haben Sie mir vorzuführen? Liebe? oder zarte Zuneigung? oder vielleicht stehen Sie ein bißchen auf dem Kopf? Sie ist beim Mann immer wie im Theater. Und piekt ihn nicht nur mit der Gabel (die sie übrigens sorgfältig jedesmal abwischt) und prüft zwischendurch das Essen, denn soviel Zeit ist immer noch für das Wichtigere, und ganz kurz vor dem Trinken fällt ihr ein, daß der Andre ja auch noch da ist, und dann bekommt er ein kleines flüchtiges Prost —!

Sie ist so ganz und gar unberlinisch, so gar nicht aus dieser Stadt, in der man mit den Frauen einen faulen Frieden geschlossen hat, bevor man seinen kleinen Kakelkrieg führt. Sie ist Urwald mit asphaltierten Hauptwegen.

Und bevor sie mit ihm ihren Walzer tanzt, wippt sie so zehn oder zwölf Takte leise gehend durch den Raum. Andante — der Körper ganz ruhig, die Füße bewegen sich kaum, wo, in aller Welt, liegt das, was diesen Walzer zusammenreißt, daß die Muskeln zucken? In ihr. Und dann tanzt sie, schwebend, federleicht. Und ich gebe für diese zwölf Takte langsamen Walzer gut und gern — sagen wir: ein halbes Jahr Krieg.

Operetten, Theater, Berlin, Unterhaltungsmusik, Kultur — das sind wohl sehr schwierige Probleme. Sie aber lacht, umarmt den Mann und reißt mit einer krampfigen Hand leise lachend Kalenderblätter von einem Block, weil sie will, daß heute nicht der dreißigste, sondern der neunzehnte ist. Und es ist der neunzehnte — es ist jeder Tag, den sie will. Denn sie ist eine Zauberin.

Drei alte Schachteln

Es hat den Schlachtenlärm überdauert. Noch immer ziehen die Geigen pflaumig dahin, und der Liebeskummer wird im ersten Akt gepflanzt und trägt im letzten gar herrliche Früchte; es schneit, es walzert, es klingelt — aber eigentlich glaubt niemand so recht daran. Die Autoren nicht: die wollen publikums-kühl und tantiemen-heiß Geld verdienen; die Darsteller nur, soweit sie Tenöre sind: dann schreien sie allerdings schrecklich und bilden sich zeitweise ein, es sei schließlich — alles in allem, sei dem, wie ihm wolle — hohe Kunst, die ihrem Munde entströmt; und das Publikum schon gar nicht. Es nimmt die tragischen Konflikte des deutschen Schwankes mit Musik hin und freut sich, wenn es spaßig zu werden verspricht — so, wie man ja auch nach Zucker anstehen muß, bevor man ihn bekommt.

Ja, es war sehr schön. Ich sah mein Geld ordentlich ab, mit meinem Theaterglas: ich sah bei dem schwarzen Liebhaber das Zäpfchen hinten im Gaumen beim hohen G zittern, welch eine Mund-

höhle! welch ein gutturaler Ton! — und ich sah die Waldoffn. Und da mußte ich das Glas absetzen.

Noch immer, noch immer. Neben all den schönen Tönen, unmittelbar aus dem Wasser der Panke hervorgegurgelt, zwei kleine Höhepunkte: einmal weich und dick hingelehnt auf ein Soffa, eine berliner Récamier; und einmal mit der Petroleumlampe vor dem Spiegel, mits neue Kleid . . . „Wenn ick mir so in den Trimoh bekiecke — ick weeß nich recht: ick seh so komisch aus . . .“ Spielen kann sie garnicht; die Komik ihres Körpers ist nicht da, sie tut nur so — aber ihre Stimme hallt noch wie einst über die Gefilde. Sie brauchte garnicht so zu brüllen — viel komischer ist sie, wenn sie im piano verzittert. Und obgleich sie nur schnoddrig ist, so ist sie dies als Spezialistin vollkommen. Ich möchte nicht der Engel sein, der dieses arme Seelchen einst am Auferstehungstag aus dem Grab holt. Es möchte mich nicht sehr fein begrüßen . . .

Bei uns in Berlin ist die Struktur dieser Dinge nur immer so überdeutlich. Das Rätsel und der Zauber ‚Theater‘ — sie sind fast dahin. Früher zitterten wir, wenn sich der Vorhang bei der Ouvertüre wehend bewegte. Nur weil wir jünger waren? Aber dann laß mich das Ganze: diesen Kulissenkram und das Drum und Dran und das Drängen in den Gängen vorher und nachher und die Rampe und die Souffleurmuschel — laß es mich noch einmal genießen. Du sollst dasitzen und deine erstauntesten Kinderaugen machen (die alles so rasch durchschauen) und lachen und bewundern und die Achseln zucken und auch klatschen, jenachdem. Wenn ich zurückkomme, laß mich noch einmal jung werden. Und dann will ich dir alles zeigen: die Waldoffn und die großen Nummern und die kleinen Chargen und die Packettgäste und einen uralten Logenschließer mit einer entsetzlich langen Nase und — wenn du durchaus willst — auch Alfred Holzbock. ‚Drei alte Schachteln‘ wird es dann freilich nicht mehr geben, aber sei ohne Angst: das stirbt nicht aus; der unerschöpflichen Phantasie unsrer Herrn Autoren wird dann schon etwas Neues entsprungen sein. Kommst du —?

Ergebnisse von Alfred Grünewald

Du magst es zuwege bringen, die bedeutendsten Köpfe dieser Zeit von deiner Gottähnlichkeit zu überzeugen. Aber es wird dir sicherlich nicht gelingen, auch nur einigermaßen jenem käsebleichen Menschen zu imponieren, der vor so und so viel Jahren eine Elementarklasse mit dir besuchte, und der dich aus diesem Grunde, bei euern zufälligen Begegnungen, immer noch mit einem wohlwollenden, alles gleichmachenden Kopfnicken begrüßt.

*

Das Selbstbewußtsein des Dummen wird durch den Umstand, daß er auch sich nicht versteht, nur gehoben. Er dünkt sich problematisch, und das macht ihn vor sich selber interessant.

Vorleser Karl Kraus

Vorleser: das stimmt schon; stimmt im vollen Sinne des Wortes, das ein Künstlergewissen wie dieses niemals obenhin anwendet. Von dem Extrem des Rezitators, der vor dreißig Jahren Tuerschmann, vor dreien noch Milan hieß, der von der Gebundenheit an ein Buch eine Beeinträchtigung seiner Unmittelbarkeit befürchtet und deshalb die Texte sorgsam auswendig lernt — von diesem Extrem geht es über die Mittelschicht, die zwar liest, aber tut, als ob sie redete oder mimte, zu dem Extrem Karl Kraus, der sich nur als solches wohl fühlt, und dessen Wesen ja doch in keiner Beziehung Kompromiß und Vortäuschung duldet. Er liest: und das bedeutet, daß er den Blick überhaupt nicht vom Blatte hebt. Tatsächlich: er „arbeitet“ ohne Auge. Er begibt sich dieses berechtigten Elements der Wirkung, auf das nicht einmal Kainzens Organ und Sprechkunst verzichtet hätte. Wie stark muß Der da oben sich wissen! Und er ist so stark; ist stark über alle Begriffe, die wir bisher von den Möglichkeiten seines zweiten Berufs gehabt haben. Daß seine vier Abende die Theatersaison aufwiegen, wäre kein hohes Lob, da diese Theatersaison nichts wiegt. Aber er nähm' es mit jeder auf. Wenn er Dramatiker liest wie Nestroy, Hauptmann, Shakespeare, so ist das nicht Ersatz für die Bühne: sondern die Bühne mit ihrem gewaltigen Apparat ist ein unvollkommener Ersatz für die eine Stimme, die aus ihrer Fülle mühelos ganze Ensembles versieht. Ein unvollkommener Ersatz deswegen, weil selbst der bedeutendste Regisseur besonders günstige, also äußerst selten vorhandene Umstände nötig hat, um seinen Geist in sämtliche Spieler zu treiben, von denen ein einziger eine Szene zerstören kann: während Der hier Regisseur und sein Menschenmaterial in einer Person ist, eine addierte und multiplizierte Schöpferwollust verspürt und von dieser fähig gemacht wird, sich beflügelt über tote Punkte zu schwingen.

Deren sind bei Nestroy für die Wiener naturgemäß weniger als für die Berliner. Erschiene ihnen eine vormärzliche Zauberei wie ‚Die beiden Nachtwandler‘ — mit der Moral, daß die Ansprüche von ihrer Erfüllung statt satt immer hungriger werden — heutzutage nicht gar zu harmlos: selbst dann wäre für das Verständnis der unwiderstehlichsten Pointen die Beherrschung des Dialekts unentbehrlich. Der arme Seiler, der dank einer Edelmannslaune vorübergehend reich wird, fragt seine Braut: „Und was befehlen Sie in Rücksicht Ihrer Equipage? Haben Sie lieber Schimmeln oder Pferd'?“ Emilie: „Apfelschimmerln hätt' ich gar so gern.“ Faden: „Apfelschimmerln? Sollen Sie haben von der besten Gattung. Zwei Maschansker Schimmeln für meine Braut!“ Diese Art Witzigkeit, der die Zuspitzung nichts von ihrer Naivität nimmt, zündet in Wien und verpufft in Berlin, wo man Maschansker mit einer bekannten Apfelsorte wie Borsdorfer oder Grafensteiner vertauschen müßte, aber selbstverständlich nicht darf, weil ja die Mundart hier nicht Haut, sondern Seele ist. So hielten die Spreestädter sich an den schlagend sichern Coupletgesang eines überaus gefürchteten Pamphletisten, dem sie diesen Ton von Unschuld, von Kindlichkeit, von Treuherzigkeit garnicht zugetraut hätten. Beim zweiten Mal, in ‚Hanneles Himmel-

fahrt', überrascht dieser Ton sie schon nicht mehr. Auch an den Charakteristiker hat man sich schnell gewöhnt. Zu Anfang hat er alle Personennamen genannt; dann haucht er sie bloß noch; und schließlich weiß man genau, wer von den beiden alten Armenhäuslern der Mann und wer die Frau ist, ohne daß es etwa für diese eines Diskants bedarf. Immerhin: das sind Dinge, welche die Vorlesung mit der Theateraufführung gemein hat. Was sie so vorteilhaft von ihr unterscheidet, und weswegen Hauptmann sich einmal seinen Interpreten anhören sollte, das ist: daß hier wirklich aus dem Kindergehirn gedacht, gedichtet, geträumt wird. Keine Vorstellung braucht so schlecht zu sein wie Reinhardts: aber selbst in der schönsten haben die Traumgestalten eine massive Eigenexistenz, die das Schwergewicht der Situation zu ihren Gunsten verschiebt. Bei Karl Kraus schwebt die Dichtung im Gleichmaß ihrer statischen und dynamischen Verhältnisse, ihrer ethnologischen und psychologischen Daseinsbedingungen. Und wenn man sich nachträglich, aus der Erinnerung, die Totalität dieses Sprechkunstwerkes, des schlesisch-mystischen — zugegeben: nicht so zuverlässig, wie es bei einem Sprachkunstwerk möglich ist — wiederherstellt und mit dem ersten, dem wienerisch-drastischen, vergleicht und dazu das dritte, das klassisch-anklägerische, heranzieht: dann staunt man doch, wie nicht allein innerhalb jedes einzelnen jedes Teilchen blitzblank gegossen ist, sondern wie auch die Atmosphäre der drei Dramengebilde, die Aura der drei Dramenbildner unverwechselbar glänzt. Girardi, die Blüteperiode Brahms und das ganze große Burgtheater einer längst versunkenen Zeit: das alles hat ein unendlich musikalisches Ohr in sich eingefangen und gibt eine Kehle von unbegrenzter Ausdrucks-Stärke und -Feinheit zurück.

Der Timon von Athen führt zu Karl Kraus, dem Vorleser seiner ‚Eigenen Schriften' und seiner ‚Worte in Versen'. Denn Timon: das ist der reine Mensch, der die Schlechtigkeit der Welt erfährt und sie ihr ins Gesicht schreit; und das ist dieser Schriftsteller, der so herrlich artikuliert zu schreien weiß wie keiner von Allen, denen ein Gott zu schreien gab, was sie leiden. Er leidet unter jedem der vielen Teufel, die den Gott, seinen Gott, den Schöpfer eines zweibeinigen, vernunftbegabten, sittlich-adligen Wesens vertrieben haben, und seine Stimme gellt von Gier nach der Rache, die an diesen Teufeln zu nehmen wäre, und schmilzt von Sehnsucht nach dem verlorenen Paradies. Er hat die Teufel nach ihrer Gefährlichkeit geordnet; er sieht seit zwanzig Jahren, solange er eben sieht, ein System an der Macht, wo ein Teufel dem andern die Schlechtigkeit, die seine Spezialität ist, zur Weiterverwendung im Dienst der allgemeinen Menschheitsverderbnis hinüberreicht; er fühlt den Kreis geschlossen, der sich enger und enger um alle fühlenden Brüste preßt — und es ist eine Armseligkeit, an einen Geist dieses Umfangs und dieser Unbedingtheit, dessen höchste Ungerechtigkeit immer höchste Gerechtigkeit ist, die Forderung zu stellen, er möge den Anteil eines bestimmten Teufels, etwa des Kapitalismus, am Untergang der Welt, unsrer bessern Welt, durch schwarze und sonst irgendwie gefärbte Magie behutsam verschweigen. Behutsam ist Der nur, wenn er spricht, wenn er seine Sätze, die wie für die Ewigkeit gemeißelt sind, als ungekannt voraussetzt und gewissermaßen noch einmal mit seinen knöchernen, niemals ruhenden Hän-

den formt und zu einem Wunderbau aneinanderfügt. Behutsam ist er als Techniker, der er in einem unwahrscheinlichen Grade sein muß, um so zaubern zu können, daß er die ‚Elegie auf den Tod eines Lautes‘, nämlich des h, worin alles auf einer durchgehenden Kontrastierung von Wörtern mit und ohne h beruht, zur vollsten Geltung sogar vor Hörern bringt, die dieses Ehrenmal eines unerbittlichen Zuchtmeisters deutscher Sprache niemals mit Augen erblickt und ergriffen aufgenommen haben. Aber bevor in der Werkstatt der geliebten deutschen Sprache die Andacht verrichtet wird, müssen die Wechsler und Händler und Galopins und Reporter vertrieben werden, als deren gedunsener Repräsentant Herr Paul Goldmann nicht etwa porträtiert oder gar angeprangert wird — bewahre, das wäre Ueberschätzung: der Name fällt, und schon läuft solch ein Zudringling atemlos hinter einem Salonwagen her, unter dessen Räder ihn unser Hohngelächter wirft. Ein zu nichtiger Gegner, ein zu kleiner Anlaß für einen Karl Kraus? Was ist für einen Großen denn zu klein! Er darf auf die Wanzenjagd gehen, weil ihn die Leoparden und die Hyänen ja auch nicht schrecken. Und wenn er mit ihnen allen fertig ist: mit den Kriegsschreibern und den Kriegslieferanten, mit den Diplomaten und den Lebensmittelkartenabmeldescheinausstellern, mit der Palast-Athene von Wien und den Ersinnern von Diana-Kriegs-Chocolade; wenn ihm die Hände triefen von dem Blut aller Derer, die ohne sein Strafgericht keins zu lassen brauchten, die ungestört die Fettlebe der Vampyre machen könnten und trotz dieser Störung noch eine Weile machen werden; wenn er aber zunächst doch einmal für sein Teil die Augiasställe gesäubert hat, — dann, ja dann kehrt er den Blick sehnsüchtig zurück in sein Kinderland, das nun in erschütternd milder Schöne für unsre eigene Sehnsucht ersteht: dann feiert er Wiedersehen mit Schmetterlingen und einem alten Lehrer, beweint, ohne falsche Scham in dieser schmiedeeisernen Zeit, den Tod eines Hündchens und eines ebenso zarten Freundes und hats aus diesem Reich der Vergangenheit nicht mehr weit in das Reich der Zukunft, in das Reich Immanuel Kants, in das Reich seines ewigen Friedens. In diesem Reich wird Karl Kraus eine Dankessäule errichtet werden, weil er uns die Kraft gestärkt hat, es zu erleben — oder wenigstens zu erwarten.

Ruskij Tschilowjek von Fritz Reck-Malleczewen

Das war kurz nach Mukden. Damals war das, als wir von der Armee Kaulbars, Artillerie, Train und zerfetzte Garderegimenter in allerliebstem Durcheinander, uns auf der Mandarinenstraße nach Norden wälzten und Nogi oder Odsu, weiß der Teufel, wer von den beiden, immer grade da war, wo wir ihn nicht vermuteten: am häufigsten in unserm Rücken und in unsern zitternden zerschlagenen Flanken . . .

Ja, wir waren nichts andres als eine Horde: Leutnants fauchten ihre Regimentskommandeure an und erkundigten sich in zorniger Rede, wo sie sich während der blutigen Märzwochen eigentlich aufgehalten hätten. Ob der Herr Oberst vielleicht in=

zwischen in Petersburg gewesen sei während der Schlacht? Bei Medwedj gespeist, he? Niemand könne sich erinnern, ihn im Feuer gesehn zu haben . . .

Die Soldaten — es ist besser, garnicht davon zu reden. Und mancher von unserm Regiment steckte die Offiziersepauletten in die Tasche und zog sich einen Mannschaftsmantel an. Es war besser, müssen Sie wissen, daß man in jenen Tagen nicht als Offizier erkannt wurde. Und es war auch besser, man kam den Leuten nicht in den Weg, wenn sie die Straße versperrten. Immerhin: man muß gestehn, daß der Einzelne garnicht so schlimm war — der Einzelne, wohlgemerkt. Sie dachten doch nach, die Leute, und von uns Offizieren konnte man das nicht immer behaupten. Damals, zum Beispiel, als wir endlich, endlich in Telin angekommen waren und wieder für ein paar Tage Front machten und bei uns wieder so etwas wie Disziplin zu spüren war, sehn Sie, da bringt man mir (ich war damals Gerichtsoffizier, müssen Sie wissen) vom Regiment Klein-Maroslaw ein paar Leute. Was los sei, frage ich den Feldwebel vom Transport, der mir die Leute vorführte. „Sie haben nicht auf die Japaner schießen wollen, Euer Hochwohlgeboren", antwortete der Unteroffizier.

„He, du, Freundchen!" frage ich den Ersten (es war ein Bauer aus dem Saratowschen), „Ihr habt nicht auf die Japaner schießen wollen? Weshalb schießt Ihr denn nicht, wie?"

„Euer Hochwohlgeboren", fragt er zurück, „ist es wahr, daß die Japaner, wenn sie auf uns schießen, auch nur die Befehle ihrer Vorgesetzten ausführen?"

„Natürlich, wie denn sonst, du Teufel . . .?"

„Und es ist doch recht, die Befehle der Vorgesetzten auszuführen?"

„Ja, gewiß . . . ."

„Dann können wir nicht auf die Japaner schießen, denn sie handeln recht, indem sie den Befehlen ihrer Vorgesetzten gehorchen. Ich bitte Sie, Euer Hochwohlgeboren, ist es etwa erlaubt, auf Die zu schießen, die richtig handeln, indem sie die Befehle ihrer Vorgesetzten ausführen?"

Ja, nun bitte ich Sie, was sollte ich mit dem Kerl eigentlich anfangen? Können Sie mir das vielleicht sagen? Wie?

*

Wir saßen, das war kurz vor dem mandschurischen Feldzug, im kurtenhofschen Lager: livländische Dragoner, ein paar von der Chevauxlegergarde, Kexholmgrenadiere aus Petersburg und Feldartilleristen, ebenfalls von der Garde. Wir taten, was man tut in dieser Streusandbüchse: wir tranken die schweren Rotweine von Seljukow & Sohn und warfen die leeren Flaschen in den kleinen See, der dicht vor unsern Baracken lag. Subatow von den Preobraschenskern (derselbe, der nachher während der Revolution nach Sibirien kam) stritt sich mit einem Rittmeister von der Reserve über allerlei Reformen. Ob es gut sein würde, den Popen die Haare abzuschneiden, was weiß ich. Der General, der sich zu

uns gesetzt hatte, amüsierte sich auf seine Weise, indem er mit dem Feldstecher nach ein paar Damen hinübersah, die auf dem andern See-Ufer badeten. Die Feldartilleristen, die immer Alles besser wissen, behaupteten, daß der Samowar vor uns von gänzlich veralteter Konstruktion wäre, und ein Grenadier erzählte, daß die Fokina vom kaiserlichen Ballet (Sie kennen sie von Europa her) sieben Kinder hätte . . .

Kommt also, wie wir so dasitzen, plötzlich ein Unteroffizier von meiner Schwadron herein und stellt sich vor den General: „Eure Hohe Exzellenz, man hat in der Düna beim Schwemmen der Pferde einen toten Menschen gefunden!"

Der General (weiß der Teufel, wo der Fettsack jetzt wohl sein mag) legt widerwillig das Glas weg und sieht den Jungen mit schläfrigen Augen an: „Einen toten Menschen? Was denn? Einen Mann oder eine Frau?"

„Weiß nicht!"

„Hast du ihn nicht selbst gesehn?"

„Jawohl, Eure Hohe Exzellenz!"

„He, du, Freundchen, willst mich wohl zum Narren halten, wie? Kennst du zwischen Mann und Frau vielleicht den Unterschied nicht?"

Richtet sich der Kerl an der Tür noch grader auf und sieht den Alten entschlossen an: „Die Krebse, Eure Hohe Exzellenz, haben den Unterschied aufgefressen." . . . . .

*

Wir standen in Zivil am Alexander-Newski. Die Bucht drüben war tief violett, und ganz in der Ferne war Kronstadt zu sehen. Die Fliegerei, die anzusehen wir gekommen waren, die Fliegerei war damals noch eine heikle Sache. Es war um diese Stunde ja eigentlich gar kein Wind mehr. Aber Grigoraschwili, der sich nachher in London den Schädel einschlug, stand noch immer vor seinem Biplan und ließ wohl ab und zu zur Beschwichtigung des Publikums den Motor brummen und irgendeinen Kinderballon zur Ermittlung der Windstärke oben steigen, blieb aber hübsch vorsichtig auf dem Boden. Eine Stunde vergeht, zwei Stunden . . . Das Volk (am Sonntag nachmittag, wollen Sie gütigst bedenken) wird unruhig. „Wie, was? Wird er nicht aufsteigen? Haben wir ihm umsonst unser Geld gegeben?"

Endlich, es ist schon später Nachmittag, geht er doch in die Höhe. Zwei Runden, drei, vier. Immer höher. So hoch schon, daß man die Propeller kaum mehr hören kann. Die Leute fallen fast hintenüber, so halten sie den Kopf im Genick. Stößt einer mich an, ein Alter, ein Bauer, der in die Stadt gekommen war. Auf den großen Vogel in der Luft zeigt er, wo der Flieger eben noch wie ein Sandkorn zu sehen ist: „Sehn Sie, Herr, wieviel verdient der da oben? Dreißig Rubel im Monat vielleicht oder fünfunddreißig? Nun, sagen wir also: neununddreißig. Neununddreißig Rubel Verdienst im Monat und wagt, nicht an Gott zu glauben!"

Hohenlohe von Alfons Goldschmidt

Am neunzehnten Februar 1910 fand die fünfte ordentliche Generalversammlung der Handelsvereinigung Aktiengesellschaft in Berlin statt. Neu in den Aufsichtsrat wurden gewählt die Herren: Seine Durchlaucht Christian Kraft zu Hohenlohe-Oehringen; Geheimer Kommerzienrat Carl Klönne, Direktor der Deutschen Bank; Hermann Witschet, Direktor der Deutschen Palästina-Bank. Damit war die Verbindung zwischen der Deutschen Bank und dem Fürstentrust sichtbar geworden. Ziemlich plötzlich für die Außenwelt erschien die Deutsche Bank in der Verwaltungszentrale des Magnatenkapitals. Die Finanzöffentlichkeit nahm zunächst nur wenig Notiz davon. Sie wußte noch nicht, daß ein schwerer Kampf begann.

Was wollte die Deutsche Bank in der Handelsvereinigung? Sie wollte die Objekte des Trusts in die Hand bekommen. So ohne weiteres war das aber nicht zu machen, denn vorläufig war noch die Berliner Handelsgesellschaft die Bank des Fürstenkonzerns. Ein Verdrängungskampf schien lohnend. Der Fürstentrust besaß bei aller Buntheit und Verfahrenheit eine Anzahl brauchbarer Stücke und war als Abnehmer peinlicher Risiken zu benutzen. Bei der Finanzierungs-Ubiquität der Fürsten war die Handelsvereinigung beispielsweise höchlichst geeignet zur Uebernahme aufgelegter Terrainpleiten. So brach der Streit zwischen der Deutschen Bank und der Handelsgesellschaft aus. Carl Fürstenberg verließ den Aufsichtsrat der Hohenlohe-Werke, und Geheimrat Klönne trat an seine Stelle. Das war Anfang Juni 1910, und damit war die Trennung der Ehe Fürstentrust-Handelsgesellschaft vollzogen. Denn was jetzt noch folgte, war nur die Konsequenz der Scheidung von den Hohenlohe-Werken. Carl Fürstenberg verlor umfangreiche Kreditoren, bedeutende Emissionsmöglichkeiten und sogar vorübergehend die Geduld. Es hieß damals, er wollte der Handelsgesellschaft Valet sagen. Das hat er nicht getan, er ist nicht nach Nordamerika gegangen. Er dirigiert noch heute die Handelsgesellschaft. Wahrscheinlich hat er auch nicht lange hinter dem Objekt her getrauert.

Es gab damals viel Persönliches in dem Zwiste, Anschuldigungen, Kavalieranträge und dergleichen. Es gab auch den Herrn Ernst Hofmann, der einst Millionen aus der Pracht Madeiras hatte holen wollen und dann dem Fürstenkapital ein Berater à la Knöpfelmacher geworden war. Die Rolle dieses Herrn beim Uebergang der Fürsteninteressen auf die Deutsche Bank ist heute noch nicht geklärt. Man weiß noch nicht, ob und inwieweit Herr Hofmann Instrument der Deutschen Bank war. Es wäre interessant, darüber Näheres zu erfahren. Jedenfalls brach nunmehr für den Fürstentrust eine eigenartige Periode an. Die Handelsvereinigung begann abzubauen. Dabei hielt sich die Deutsche Bank so ziemlich im Hintergrund. Es kam der Krieg, und man hörte kaum noch etwas von der Angelegenheit.

Der Aufmerksame sah von vorn herein allerlei Differenzkeime. Fürst Hohenlohe, der Beherrscher der Handelsvereinigung und insbesondere der Hohenlohe-Werke, ist kaum freudvoll in die Arme der Deutschen Bank geglitten. Er wurde gezogen, und er mußte, aber das Verhältnis war schon zu Beginn getrübt. Nachdem die Deutsche Bank eine „reinliche Scheidung" von dem Konzern der Berliner Terrain- und Bau-Gesellschaft vollzogen hatte, kam es zur Explosion in der Hohenlohe-Verwaltung. Geheimrat Klönne und Kommerzienrat Berve vom Schlesischen Bankverein traten zurück. Der Generaldirektor der Hohenlohe-Werke, Herr Lob, wurde gegen den Protest der Bank entlassen. Der Riß wurde jedoch wieder gekittet. Die Deutsche Bank ließ sich durch die Direktoren Mankiewicz und Bucher in den Hohenlohe-Werken vertreten.

In der Oeffentlichkeit wurde allerlei gemunkelt, Rechtfertigungen und Gegenrechtfertigungen wurden ausgesprochen und veröffentlicht; aber man wußte nicht genau, woran man eigentlich war. Die Einen behaupteten, der Starrwille des Fürsten hätte das Eheglück zerstört, die Andern sprachen von grundsätzlichen Meinungsverschiedenheiten über Finanzierungsmethoden, Liquidationshandhabungen und Stützung. An einen wirklichen Frieden glaubte kein Mensch. Aber der Fürst hatte riesige Verbindlichkeiten bei der Deutschen Bank, wofür er hauptsächlich seinen Besitz an Hohenlohe-Aktien hinterlegt hatte. Aus diesen Verbindlichkeiten konnte er nicht heraus, solange die Dinge für ihn ungünstig standen. Der Krieg hat ihn aber wie so Viele gestärkt. Andre Banken interessierten sich für seine Geschäfte und lösten ihn von der Deutschen Bank los. So erhielt er vor kurzer Zeit als dritte Verbindung die Nationalbank für Deutschland und den Barmer Bankverein. Die Nationalbank für Deutschland ist trotz günstiger Kriegsentwicklung weit hinter den Bank-Riesen zurückgeblieben und scheint mit der Hohenlohe-Transaktion einen kräftigen Schritt vorwärts machen zu wollen. Man darf gespannt sein, wie weit sie kommt.

*

Das ist sozusagen das Historische. Viel wichtiger ist das Prinzipielle. Handelt es sich doch um den Kampf der Großbanken, um diesen verbissenen und wütenden Wettbewerb, und ferner um die Kampfmethoden der Deutschen Bank, die bei der Allgemeingeltung des Instituts ebenfalls grundsätzliche Bedeutung haben. Die Art, wie die Deutsche Bank in Gesellschaften und Konzerne eindringt, scheint mir äußerst bezeichnend für den Machtgang des modernen Großkapitals. Schon vor 1910 hat die Deutsche Bank eine ähnliche Expansion betrieben. Sie konzentrierte Aktienbesitz, setzte ihn auf ein bestimmtes Ziel ein, kam in die Verwaltungen und hatte bald die Herrschaft. Dieses System war sehr einträglich. Der Machtbereich des Instituts dehnte sich von Jahr zu Jahr außerordentlich, während für die andern Banken die Weide immer kärglicher wurde. Wir sehen, daß gewisse Bankgemeinschaften wie gewisse Industrieverbände nur sehr lose Bindungen sind. In Wirklichkeit wurde in ihrem Rahmen der Kampf der Großen immer heftiger. Bis heute hat die Deutsche Bank aus diesem Kampf das Meiste davon getragen.

Die Trennung des Fürsten Hohenlohe von der Deutschen Bank nun ermöglicht dem Fürsten die Austragung des Streites. Man spricht von einem bevorstehenden Prozeß und von Eingaben an wichtige Körperschaften. Ich bin der Meinung, daß die Sache geklärt werden muß. Denn eine solche Klärung wird zeigen, mit welchen Waffen gefochten wurde, und daraus wird vielleicht auch der Gesetzgeber Folgerungen ziehen können. Sie wird zeigen, wie das Großkapital wirbt, eindringt, abstößt und seinen Nutzen macht. Wie Schwachgewordene noch schwächer werden, wenn ihnen nicht eine Zufallsentwicklung beisteht. Sie wird den Mechanismus der Großbankkonzentration zeigen, während wir sonst nur Abschluß- und Bilanzzahlen sehen und uns mit Geschäftsberichts- und Generalversammlungsäußerungen begnügen müssen. Was hinter den Bilanzen passiert, das ist maßgebend. Die Bankkritik tappt fortwährend lichtsehnsüchtig im Dunkeln. Es ist die höchste Zeit, daß sie erfährt, wie es zugeht. Sie ahnt es und möchte den Gesetzgeber anregen; aber es fehlt ihr an Material.

Der Fürstentrust war ein Versuch, Privatgroßkapital gegen Großbankkapital zu setzen. Der Versuch ist mißlungen, mußte mißlingen, wenn sich nicht Treue und Talent mit den Millionen verbanden. So fiel das Wort „Finanzdilettanten“. Heute hat das Fürstenkapital anscheinend einen bessern Verfechter seiner Interessen. Zwar ist der Kampf, der

Finanzkampf, zu Gunsten der Großbanken entschieden. Aber ein andrer Kampf ist möglich, ein Kampf, der mindestens ebenso nutzbringend werden kann wie ein wirksamer Finanzstreit mit dem Riesen. Die Handelspresse hat alle Ursache, einen neuen Kampf aufmerksam zu verfolgen. Denn auch ihre Sache wird verhandelt. Ihre Sache gegen die Sache des Großbankkapitals und ihm ergebener Verleger.

Antworten

Hanns H. Ihnen erscheint „folgender Vorgang interessant genug, um ihn weitern Kreisen bekannt zu machen: Im Theater der Königgrätzer Straße bekam man Eintrittskarten zu der Erstaufführung von Bruno Franks Schauspiel nur gegen Angabe des Namens und der Adresse. Ausweispapiere wurden nicht verlangt. Auf die Frage, warum dies geschehe, antwortete die Kassiererin: ‚Ein besonderer Wunsch der Direktion.' Wäre die verehrliche Redaktion vielleicht imstande, eine Erklärung für dieses Verhalten zu finden?" Zu erfinden wohl, zu finden nicht. Also habe ich bei der Direktion angefragt und erfahren, daß es sie reize, die Zusammensetzung ihres Premierenpublikums kennen zu lernen. Wenns wahr ist, so ist das — halten zu Gnaden, meine Herren Meinhard und Bernauer — eine außergewöhnlich unbegabte Methode. Denn von zehn Käufern werden sieben — schon aus Opposition gegen diese einzigartige Belästigung des harmlosen Theaterbesuchers in einer Aera, die ihm sein Alltagsleben wahrhaftig genügend erschwert — einen falschen Namen und eine falsche Adresse angeben. Nimmt man hinzu, daß die Fremden, die den Hotel-Boy an die Theaterkasse schicken, ihm selten ihre Personalien enthüllen, und daß es bekanntlich von Billethändlern wimmelt, die ihren Bedarf mit Hilfe von zahllosen Boten decken und erst nach dem Ankauf der Plätze dahinterkommen, an wen sie sie weiterverkaufen, und auch dann keineswegs immer, und daß das noch lange nicht alle Fehlerquellen für diese lächerliche Statistik sind: so wundert man sich doch einigermaßen, zu was für Sorgen die große Zeit ihren Kindern Zeit läßt.

Theaterbesucher. Ich muß nicht von allem haben. Und wie in der Volksbühne ‚König Lear' gewesen ist, das weiß ich, auch wenn ich mich wohlweislich abseits gehalten habe. Regie: Carl Heine. Dies ist derselbe Herr, der in den Blättern des Deutschen Theaters über die Inszenierung von ‚Hanneles Himmelfahrt' sich wie folgt entlädt: „Der Vorhang geht auf, und aller Tradition ist sofort ins Gesicht geschlagen." Wo er recht hat, hat er, es hilft nichts, recht. Durch eine schändliche Provinz-Aufführung ist der Tradition des Hauses Reinhardt sowohl wie des berliner Hauptmann-Theaters ins Gesicht geschlagen. „Man schreitet nicht von Brutalität zu Sentimentalität, von Sentimentalität in seraphische Gefilde, sondern das Alltägliche wird sofort zum Uebernatürlichen. Noch ehe die kummerbeladene Totentänzerin auf ihr armseliges Lager gebettet wird, färbt der Höhepunkt des Dramas, die Welt schweifender Fieberträume des Hannele Mattern, auch das verkommene, schmutzige, dörfliche Armenhaus mit spukhaftem Grauen, läßt die Alltäglichkeit des Augenblicks im flackernden Lichte Dantescher Phantasie erscheinen und führt den Zuschauer aus der Hölle über die Erde zum Himmel." Im flackernden Lichte Dantescher Phantasie: das ist gar keine unbegabte Auslegung der überaus einfachen Tatsache, daß die Beleuchtung nicht funktioniert und den Zuschauer aus dem Himmel der Erwartung — über die Erde einer halbstündigen Kriegsbier-Pause zwischen den beiden untrennbaren Teilen des Traumgedichts — in die Hölle der Einsicht geführt hat, wie selbstmörderisch es von Hauptmann war, die

Möglichkeit einer völlig freien Verfügung über sein Lebenswerk — einer Verteilung der einzelnen Dramen an die berliner Bühnen je nach den Chancen der Besetzung — mit der Gewißheit zu vertauschen, daß von jetzt an ein und dieselbe berliner Bühne den Früchten seiner Vergangenheit ein und dieselbe Lieblosigkeit zu teil werden lassen wird. Aber Herr Heine ist noch nicht fertig. „So rückt das Natürliche vom ersten Augenblicke an in das Reich des Uebernatürlichen und zwingt das Publikum sofort in den unentrinnbaren Zauberkreis des Uebersinnlichen. Nun wird der grundlegende Gedanke der Dichtung klar, die Inszenierung hat ihn wesentlich gemacht, eine künstlerische Einheit ist der Aufführung verliehen: ein Totentanz huscht an uns vorüber." Husch, husch! hauchte der herkulische Wärter, und anmutig zwitschernd hüpfte der Rieseneletant von Zweiglein zu Zweiglein. Wer einen vielfachen Premierenpreis fordert, ist schließlich verpflichtet, einen Singvogel zu einem Trampeltier zu vergrößern, dessen Rundbesichtigung naturgemäß statt fünfviertel zweieinhalb Stunden dauert. Herr Heine schreit hierzu, schreibt hierzu Beifall. Ich will ihn dafür nicht etwa so überschätzen, daß ich aus seinen dramaturgischen Aufsätzen dartue, mit welchem Dünkel er über Reinhardts beste Periode abgeurteilt hat, bevor der auf den Gedanken kam, ihn zu mieten und ihm Papier und Holz zu geben, damit er auf jenem seine Ueberzeugungstreue, auf diesem seine Schöpferkraft offenbare. Beides ist reichlich geschehen. Und wenns mich die lange Reise bis zum Bülow-Platz kostet, um einen neuen Beweis für Herrn Heines Regiekunst zu erhalten, so begnüge ich mich zuhause mit der Lektüre des ‚Jungen Deutschland', dem Tummelplätzchen des Lohnschriftstellers. Sein Wort ist alles, nichts die Tat, die darin besteht, daß eine von Lears schlechten Töchtern Fein, die gute Tochter gar Christians heißt. Der Schauspieler Jannings, der sich in dieser Familie liebhaberisch entfalten sollte, wählte der Tapferkeit besseres Teil: die Vorsicht und erlitt auf der Fahrt zum Orkus einen kleinen Betriebs-Unfall. Wer für ihn einspringen wollte, mußte ein Held sein. Ich bin keiner und sprang deshalb aus. Und da es schon eine Woche der Feigheit für mich war, so mied ich ebenso ängstlich ‚Die Spur' des Dichters Ludwig Hatvany. Dieser Budapester, ein Mann von neiderregendem Selbstgefühl, wird seinem Drama gewiß den Rang des ‚Florian Geyer' zuweisen, weil einstmals auch bei dessen Premiere gezischt, gepfiffen, geprügelt wurde. Es wäre grausamer, als ich bei Maisonnenschein zu werden vermag, diesen Schluß einen Trugschluß zu nennen. Außerdem freu' ich mich viel zu sehr der Wendung, die durch Gottes Fügung im berliner Theaterwesen eingetreten ist. Was und wie ehedem gespielt wurde, war begrüßens- oder bekämpfenswürdig, in jedem Fall also würdig. Dann hub die Aera an, wo man die Lust an seinem Beruf verlor, weil bei einiger Gewissenhaftigkeit seine Ausübung auf eine grämliche Nörgelei hinauslief. Jetzt ists so weit, daß es fehlerhaft wäre, sich zur Kenntnisnahme und Abschätzung von Theateraufführungen aus seiner Behausung zu entfernen, weil das nur kriminelle Handlungen im Gefolge haben würde. Die nächste Stufe wird sein, daß man dies nicht einmal mehr feststellt — daß man zwar kaum mit so schönen Versen wie Prospero seinen Zauberstab, aber doch nicht ganz lautlos seinen Federhalter zerbricht und der Begutachtung unsres muntern Künstlervölkchens und ihrer Erhalter ein weise anachoretisches Leben vorzieht.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin Lützow-Platz 14 Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Es steht fest . . . von Germanicus

Der militärische Mitarbeiter der Vossischen Zeitung, der mit außerordentlicher Begabung der Diktatpraxis dieses Blattes, das einst den politisch Denkenden gehörte, genügt, hat den nachstehenden Satz durch sich hindurchpassieren lassen: „Schon jetzt wird klar, daß der Gedanke Hindenburgs und Ludendorffs, den Krieg durch militärische Maßnahmen seinem Ende näherzubringen, im Gegensatz zu der Idee, durch Nachgiebigkeit, Verzicht und Verhandlungen zum Schluß zu kommen, den Vorzug verdiente.“ Dieser Satz gehört zu jenen Vergiftungsversuchen, denen die Politik der Gegenwart ausgesetzt ist. Es werden darin Gegensätze aufgeworfen, an die der Naive vielleicht glauben mag, die aber jedem Einsichtigen nur lächerlich erscheinen würden, wenn diese Einsichtigen nicht eben wüßten, daß es sich bei solcher Scheidung der kampffrohen Böcke von den Versöhnungslämmern um eine sehr bewußte, in ihrem Ziel nicht zu verkennende Tendenzlüge handelt. Wo gibt es denn, vielleicht von einigen wenigen pazifistischen Ideologen abgesehen, maßgebende Leute, die je der Meinung waren, der Krieg könne, unabhängig von militärischen Erfolgen, durch Nachgiebigkeit, Verzicht und Verhandlungen ausgeschüttet werden? So hat die Fragestellung doch nie gelautet: Frieden durch das Schwert oder Frieden durch Bittgang. Worum es sich handelt, ist nur dieses: Schafft das Schwert einen Untergrund, der fest genug für uns ist, um von ihm aus die erforderlichen Verhandlungsoperationen vorzunehmen? Und da eben hat es sich während des ganzen Krieges gezeigt, daß oft genug der militärische Erfolg, trotz seiner die Welt zur Bewunderung zwingenden Größe, nicht ausreichte, um zu erzwingen, was die Politik als Minimum fordern mußte. Man hat sich unter dem Hurragebrüll gewisser Lärmmacher daran gewöhnt, die verschiedenen deutschen Friedensversuche als Schwächeanfälle zu beschimpfen. Das ist eine Verdrehung der Tatsachen. Friedensangebote hat Deutschland immer nur dann in die Welt gesandt, wenn es glaubte, daß für die Politik die erforderliche Basis militärisch gesichert sei. In solcher Annahme aber haben wir uns bisher noch immer getäuscht. Also grade umgekehrt: unsre Friedensversuche litten nicht an einer Unterschätzung, sondern an einer Ueberschätzung des militärischen Ergebnisses. So närrisch ist jedenfalls niemand der Verantwortlichen gewesen, je zu glauben, daß der Kriegswille der Entente durch behagliches Zureden oder gar durch aufstöhnendes Zusammenknicken gebrochen werden könnte. Man spekulierte darauf, daß die Herren in Paris und London endlich genug haben würden. Aber die hatten eben keineswegs genug. Die glaubten vielmehr mit dem Beharrungsvermögen, das nun einmal so großen Staatskörpern innewohnt, daß das endliche Ergebnis schließlich doch ihnen günstig sein werde. Solcher Glaube — zumal wenn er dauernd durch unsre verhängnisvolle, nicht nur den „Brotfrieden“ zunichte machende, auch ein neues und ganz

gewiß deutschfeindliches Großrußland wieder heraufbefördernde, bewaffnete Erobererpolitik prachtvoll genährt wird — kann leider nur durch die Tod und Verderben bringende Macht gebrochen werden. Werden wir ihn brechen können? Es steht fest, daß der bisherige Erfolg des gigantischen Unternehmens der letzten Zeit, durch das jener Ententeglauben gebrochen werden sollte, nicht zugereicht hat, ihn in die Knie zu zwingen. Wenn nun der Reichskanzler dennoch darauf hofft, den Krieg in diesem Jahr zu Ende zu bringen, so muß er eben, ganz so, wie er es ausgeführt hat, „die feste Zuversicht hegen, daß die weitern Ereignisse im Westen uns solchem baldigen Ende des Krieges näherbringen". Wer möchte nicht wünschen, daß Hertling in seinem Optimismus — wie er es selber nennt — recht behält! Daß der nächste Sprung unsrer westlichen Offensive heldenhaft sein wird, dessen sind wir von vorn herein gewiß. Es steht aber fest, daß die Entente nur dann zum schnellen Abbruch des Krieges bereit sein kann, wenn ihr unser Sieg jede Aussicht auf einen uns gegenüber schließlich doch zur Wirkung kommenden Abnutzungserfolg zubaut. Wobei dann freilich noch eine Gleichung in Rechnung zu bringen ist, nämlich das Verhältnis zwischen der absoluten Größe unsres militärischen Sieges und dem Auswirkungsmaß unsrer politischen Forderungen.

Wir sind durchaus der Meinung der Kreuzzeitung: „Der günstigste Fall, den die Zukunft England bringen könnte, wäre das Steckenbleiben der deutschen Westoffensive. Mehr als das wird bei dem jetzigen Stärkeverhältnis und der Qualität der kämpfenden Heere auch die kühnste Berechnung eines Engländers nicht ergeben. Die Folge wäre höchstens ein erneutes Starrwerden der Kampflinien, mit dem Zwange zum Angriff für die feindlichen Heere, falls sie den Sieg und einen Frieden zu ihren Bedingungen erzwingen wollen." Und wir stimmen auch darin der Kreuzzeitung zu, daß wir dann, wenn der westliche Kampf so ausgehen sollte, „die auf den freigewordenen Wegen im Südosten unserm Angriff offen liegenden englischen Achillesfersen in den Ländern Westasiens mit Erfolg anpacken können". Nur das steht fest, daß dann niemand den Endtermin des Krieges bestimmen kann. Rechnet der Kanzler also auf einen Frieden noch in diesem Jahr, so muß er von der neuen, furchtbar hervorbrechenden Offensive sehr viel mehr, muß er von ihr die Entscheidung erwarten. Es wäre Undankbarkeit, wollten wir solche Hoffnung nicht mit ihm teilen. Es wäre aber schlechte Politik, wollten wir uns allein auf solche Hoffnung verlassen. Bis zum Eintritt des Ereignisses müssen wir darum mit einer ins Unbestimmte gehenden Fortsetzung des Krieges rechnen. Wir würden hierzu nicht annähernd so stark gezwungen sein, wenn nicht Amerika beteiligt wäre. Und hier wird eben der Fehler, daß Amerika der Beitritt zu der uns feindlichen Koalition überaus leicht gemacht, ja, daß dieser Beitritt gradezu erzwungen worden ist, erschreckend deutlich. Dies umsomehr, als die amerikanische Gefahr nur zur Wirkung kommt, weil das Kriegsmittel, das seit dem Vorfrühjahr 1917 gegen sie angewendet wird, ihre Entwicklung jedenfalls bisher nicht verhindern konnte. Herr Baker

hat gewiß renommiert; aber einige hunderttausend Amerikaner stehen nun einmal auf dem europäischen Kontinent, und das muß bei unsern Feinden die Erwartung versteifen, daß, was bisher gelang, auch weiter gelingen wird, und daß solche zunächst jedenfalls unerschöpfliche Nachfüllung ihnen zum mindesten gestattet, früher oder später auf einen Wechsel des Glücks zu hoffen. Nur durch eine militärische Katastrophe kann diese Hoffnung der Entente verschüttet werden. Bleibt die Katastrophe aus, so bleibt bis auf weiteres alles in der Schwebe. Darauf hätten weder Aushungerungshoffnungen noch die exaktesten Berechnungen des Tonnageschwundes einen Einfluß. Nur der Hemmblock einer militärischen Katastrophe kann den einmal ins Rollen gekommenen Kriegswillen Amerikas, der mit der Zwangsläufigkeit der Lawine sich bis zu einem gewissen Ergebnis vorbewegen muß, aufhalten. Darum: grade wer auf einen baldigen Verhandlungsfrieden hofft — und die Robusten des Diktatfriedens sind wohl inzwischen ausgestorben — muß voraussetzen, daß die militärische Impression, aus der heraus allein die Friedensbereitschaft der Entente sich entwickeln kann, außerordentlich stark sein wird. Nur Größen, die feststehen, können von dem Politiker für die Zangengeburt des Friedens benutzt werden. Gewiß: wenn der Kampf lange genug und ohne unbedingte, ohne unreparierbare Entscheidung fortgedauert hat, kann sich ein auf beide Gegner gleichmäßig wirkender Abspannungszustand und damit der Zerfall des Krieges einstellen. Aber von solcher Abspannung ist zur Zeit weder hüben noch drüben auch nur das Geringste festzustellen.

Weil so die Zukunft noch im Nebel liegt, ist es uns ein starker Zustrom an Beruhigung und Gewißheit, daß das keckste der feindlichen Kriegsziele, das Auseinanderbrechen unsres Bündnisses, endgültig gescheitert ist. Grade während der letzten Monate hatte sich, wenn auch nicht immer ganz ungereizt, die Entente in den Wahn verbissen, Oesterreich-Ungarn von Deutschland abspalten zu können. Mit solcher Hoffnung, das werden die Herren in Paris und London nunmehr wohl einsehen, ist es nichts. Zwar sind noch nicht alle Zersetzungskeime restlos vernichtet. Aber trotz jenen Narren, die auch heute noch sich in die Sensation hineinjodeln, daß „die Erregung der Deutschen in Oesterreich“ auf das höchste gestiegen sei, und daß den Mannen in Graz oder denen, die zum Tiroler Adler schwören, die Treue gegen das eigene Volk über allen andern Pflichten, selbstverständlich auch über der gegen Habsburg stehe: das Bündnis zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn ist fest und ist ganz gewiß eine automatisch wirkende Steigerung des militärischen Druckes, unter dem allein — so scheint es wenigstens — der Friedenswille wieder in die Welt kommen kann. Dies umso eher, je entschiedener das Bündnis sich fern hält von jedem Hegemoniewahn, von jeder Angriffstendenz, auch von jedem Willen zum Wirtschaftskrieg, wie ihn die halb in Ohnmacht gefallene ‚Westminster Gazette‘ sofort aus der verstaubten, „Sieg oder Untergang“ beschrifteten Schublade gezogen hat.

Publizisten XVI von Johannes Fischart

Hermann Pachnicke

Octavio Freiherr von Zedlitz, der jetzt entthronte Chef der Freikonservativen im Abgeordnetenhause, und Hermann Pachnicke, der Vorsitzende der fortschrittlichen Landtagsfraktion, haben manches, haben vieles gemeinsam. Beide haben sie in langer parlamentarischer und publizistischer Tätigkeit eine ungewöhnliche Routine bekommen. Eine Zeitlang verging kaum eine Woche, wo sie nicht im roten ‚Tag‘ ihre politischen Ansichten dem Publikum vortrugen. Beide sind sie darüber grau, weiß geworden. In Beider Wappen steht das Wort: Vorsicht! In Filzpantoffeln gleiten sie über das glatte Parkett der Politik, um nicht durch hartes Auftreten mit benagelten Schuhen den Boden zu schädigen. Das Hell-Dunkel ist ihre Sphäre; Nacht, Zwielicht muß es sein, wo ihre Sterne strahlen. Denn Beide sind in erster Linie Taktiker, Regisseure der Politik, und gewöhnlich betreten sie nur dann die Rednertribüne des Parlaments, wenn Haupt- und Staatsaktionen zur Debatte stehen. Eines ihrer Spezialthemen ist die Wahlrechtsfrage. Tausend Kompromisse haben sie hinter den Kulissen geschmiedet, um auf dem Wege des Ausgleichs doch wenigstens etwas, jeder natürlich für seine Parteiinteressen, herauszuschlagen. Oft war ihre diskrete diplomatische Arbeit vergebens. Weniger bei Herrn von Zedlitz als bei Herrn Doktor Pachnicke. Das war im Wesen ihrer Politik begründet. Denn Pachnicke hatte schließlich eine liberale Politik zu verfechten, die auf Entschiedenheit einigen Wert legt. Zedlitz dagegen vertrat von jeher einen mittelparteilich-ausgleichenden Standpunkt.

Verschieden waren sie auch im Temperament. Wohl sind sie beide politische Füchse. Aber Herr von Zedlitz konnte mitunter recht derb und ungeniert, frisch von der Leber weg sprechen. Das war der freie Luftzug in seinem Konservatismus. Herr Pachnicke ist nur Rationalist. Jedes Wort, auch das scheinbar temperamentvollste, muß erst die Schranke des Verstandes passieren, ehe es über die Lippen gelassen wird. Im allgemeinen spricht er, wie er schreibt. In wohlgeordneten Sätzen, darin es, trotz langen Perioden, keinen einzigen Verstoß gegen den wohlgefügten Satzbau gibt. Auch im Privatgespräch ists nicht anders. Im Parlamente sagen sie lächelnd, er küsse jedes Wort, das er ausspreche, und mit seinen hellblauen Vergißmeinnicht-Augen, die freundlich hinter den Brillengläsern hin- und herrutschen, wolle er jeden, der mit ihm diskutiere, durch Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit für sich einnehmen. Er war ein Mann nach dem Herzen Herrn von Bethmann Hollwegs, der zögernd und zaudernd der Demokratie vor dem Forum der Oeffentlichkeit freundliche Worte und unter vier Augen ein Versprechen nach dem andern gab, ohne sich über den Zeitpunkt ihrer Erfüllung vorerst Gedanken zu machen. Die zwei andern Augen dürften nicht so selten die des Herrn Pachnicke gewesen sein, die sich dann aber immer wieder in Erinnerung zu bringen wußten: Vergißmeinnicht!

Doktor Pachnicke, der, in seinem würdig gestutzten weißen Bart, bereits das sechzigste Lebensjahr überschritten hat, war ursprünglich Journalist, nachdem er in Berlin, München und Halle Philosophie und Staatswissenschaften studiert hatte. In Spandau stand seine Wiege. Mit einer Studie über die Philosophie Epikurs begann er seine Literaten-Laufbahn. Das ist charakteristisch. Dem vorsichtig regulierten Lebensgenuß ist er immer treu geblieben. Nicht jede Lust, die sich einem darbiete, lehrt Epikur, solle man erstreben, sondern man müsse berechnen, wo sich ein Ueberschuß an Lust oder ein Minus an Schmerz herausstelle. Genügsamkeit, das sei die wahre Lebensweisheit: um sich seine Gesundheit und Genußfähigkeit zu erhalten, müsse man die üppigen und kostspieligen Genüsse meiden. Aus diesem Eudämonismus, wenn man ihn auf das Ganze anwendet, läßt sich auch Pachnickes starkes Interesse für die sozialen Fragen herleiten. Zusammen mit Berlepsch, dem Minister der kaiserlichen Februar-Erlasse, schrieb er ein Buch über die Notwendigkeit eines Reichsarbeits-Amtes und hat in einer Publikation auch die Stellungnahme des Liberalismus zu den sozialpolitischen Aufgaben festzulegen versucht.

Ein Doktrinär ist er niemals gewesen. Bei der großen Militär-Reformvorlage Caprivis trat er für die Forderungen der Regierung ein, nachdem die zweijährige Dienstzeit für die Infanterie konzediert war, und nach heftiger Auseinandersetzung mit Eugen Richter, der keinen Schritt von dem seit Jahrzehnten eingefahrenen Kurse seines Programms abzuweichen pflegte, schlug er sich zu den Elementen, die sich von der Volkspartei schieden und sich unter Heinrich Rickert und Theodor Barth in der Freisinnigen Vereinigung sammelten. Königsberg, die ostpreußische Hauptstadt, entsandte ihn alle die Jahre hindurch in den Landtag, den Kreis Parchim in Mecklenburg vertritt er im Reichstag. Darauf darf man auch seine Schrift über die mecklenburgische Verfassungsfrage zurückführen. Als beim Amtsantritt des Grafen Hertling Verhandlungen über den Eintritt von Parlamentariern in das Kabinett gepflogen wurden, nannte man auch seinen Namen. Kam er als Kultusminister in Frage? Oder als Minister des Innern? Die Erörterungen führten damals, wie man weiß, zu keinem Resultat, und die Frage wurde einstweilen vertagt. Wird sie später wieder aufgenommen werden? Augenblicklich hat es nicht den Anschein.

In den Parlamentsferien verläßt Pachnicke Berlin und erholt sich auf seiner Besitzung in Hopferau, das sich zum bayrischen Bezirksamt Füßen zählt. Unmittelbar an der tiroler Grenze türmt sich hier die schneeige Alpenwelt. Von den einsamen Höhen der Berge steigt er dann nach kurzer Pause immer wieder in das Flachland parlamentarischer Betätigung. Ein umgekehrter Brand Henrik Ibsens. Brand war nahe daran, als Priester der Eiskirche zu enden. Seine grausame Schroffheit, sein „Alles oder nichts" hatte ihn in eine fürchterliche Vereinsamung getrieben; Pachnicke findet, wenn er von den Bergen wieder in die Täler kommt, immer wieder gleich Anschluß, da er, wenn nicht alles,

so doch etwas zu erreichen trachtet. Ihn trifft nicht das tadelnde Wort Goethes: „Was machst du die Welt? Sie ist schon gemacht!" Und so stellt er sich als Politiker auf den Boden — der realen Verhältnisse. Real, wie er sie auffaßt.

Zur Neugestaltung unsres Bildungswesens

von Karl Neurath

Jedem Fortschritt erwachsen die größten Hemmungen stets aus den Hindernissen, die ihm die „Männer vom Fach" bereiten. Sie versteifen sich auf ihre begrenzten Erfahrungen, die sie zu Unrecht verallgemeinern, und merken nicht, wie wenig tragkräftig der Grund ist, auf den sie bauen. Merken nicht, daß die Jugend rund um sie her auf einem höhern Standpunkt steht und ihrer Einseitigkeit spottet. Alles fließt; nur der Schulmeister steht still und steckt die Nase in seinen Homer. Was ist uns heute Homer, den sie zum Schulbuch gemacht haben? Homer, von dem niemals Die einen Hauch verspürt haben, die alle Blüten davon abreißen, damit das Lattengerüst der griechischen Grammatik sichtbar wird. Der Götze, dem wir die kostbarsten Lebenstage opfern mußten, die bittere Hefe, die wir täglich kosten mußten, während rundum Nektar war und Ambrosia. Was uns heute Homer ist, das ist er uns geworden trotz der Schule, trotz allen Magistern. Unser Gewinn? Daß wir ein paar Jahre später zu ihm kamen als ohne die Schule. Und was sind die alten Sprachen andres als ein Ballast, der uns die besten Kräfte nimmt! Wie Viele drückt er nieder, die eine feinere und wertvollere Geistigkeit haben als all die Pauker, die von der Welt nichts sehen vor lauter unregelmäßigen Verben! Der Sprachunterricht, wie er bei uns betrieben wird, ist nichts als eine praktische Fertigkeit wie das Schreiben, und Sprachkenntnis ist kein wesentlicher Bestandteil zeitgemäßer Bildung, denn sonst wären die Oberkellner die gelehrtesten Leute. Allerdings, sie kann zur Bildung führen.

Gegen das Studium der alten Sprachen haben sich seit bald fünfundzwanzig Jahren immer wieder die Angriffe der Bildungsreformer gerichtet, denn die beschauliche Weltfremdheit, die das Studium der alten Sprache charakterisiert, kann vor unsrer künftigen Menschheit nicht mehr bestehen. Nicht, als ob die künftige Jugend nichts mehr von der Antike wissen soll! Aber die Bedeutung der Antike liegt nicht in ihrer Grammatik, sondern in ihrer Philosophie und in ihrer Kunst. Viele werden dann den Homer nicht im Urtext lesen? Sie tuns auch so nicht. Wer könnte alle Werke der Weltkultur in ihrem ursprünglichen Text lesen! Aber so schlimm ists auch gar nicht gemeint. Nicht abgeschafft soll das Studium der antiken Sprachen werden, sondern nur eingeschränkt, auf ein vernünftiges Verhältnis gebracht soll es werden zu dem andern Lernstoff, der ungleich wichtiger ist. Nicht mehr um die Sonne Homers soll sich das künftige deutsche Bildungsleben drehen, sondern um die deutsche Erde. Eine starke

Diesseitigkeit soll uns endlich einmal erfüllen, und aller öder Formelkram, alle Scholasterei und alles Zopftum soll endlich einmal von uns genommen werden.

Bildungsreform bedeutet, nach einer Definition Neuendorffs, des zielbewußten Leiters der Dürerschule in Hochwaldhausen: Abkehr von der Kontemplation und bloßen Rezeptivität, Hinwendung zu einer kulturfördernden Aktivität. Damit verliert der Philologismus den Anspruch auf Bevorrechtigung an der deutschen Schule. Zur Deckung des tatsächlichen Bedarfs an Philologen und Theologen sowie im Interesse der zum Sprachstudium besonders Befähigten mag nach seiner Ansicht lateinischer und griechischer wahlfreier Unterricht auf der Oberstufe gegeben werden.

Weniger scharf und darum mit größerer Aussicht auf Erfolg geht Wilhelm Rein, unser bedeutendster Pädagoge, gegen die alte Schule vor in seiner kürzlich erschienenen Schrift zur Neugestaltung des Bildungswesens. Sie bildet in ihrer klugen, leidenschaftslosen Darstellung eine wertvolle Zusammenfassung all der Bestrebungen, die von der Notwendigkeit eines gründlichen Umbaus unsres gesamten Bildungswesens überzeugt sind, und hebt mit guten Gründen all die Einwendungen auf, die die Gegner der Reform immer wieder vorbringen.

Rein geht von dem Wort Bethmann Hollwegs aus, das „Freie Bahn für alle Tüchtigen" als Losung ausgegeben hat, und weist nach, daß die Auffrischung der sich rascher abnutzenden führenden Schichten nur von unten her, aus der breiten Masse erfolgen kann. Bisher war jeder Einzelne, der aufstrebte, lediglich auf sich selbst gestellt. Viele unsrer bedeutendsten Männer haben sich unter Not und Entbehrungen aller Art herausarbeiten, gegen unglaubliche Widerstände durchsetzen müssen. Das war für sie zweifellos eine gute Schule, aber ebenso zweifellos wurde dabei ungemein viel Kraft unnötig verausgabt, Kraft, die sich an den Hemmungen einer ungeeigneten Schulorganisation zerrieb. Rein verlangt daher einen gemeinsamen Unterbau, eine Grundschule, die aus der allgemeinen Volksschule hergeleitet wird und alle Kinder, hoch und niedrig, in einem sechsklassigen Lehrgang auf die zweite Stufe vorbereitet. Danach erst vollzieht sich die Trennung der Kinder in drei Schulgruppen: in die Oberstufe der Volksschule von zwei Klassen; in die Realschule (Lyzeum) von vier Klassen; in die höhern Schulen (Gymnasium und Oberrealschule) von sechs Klassen. An diese sollen sich dann jeweils die niedern vierklassigen Fachschulen anschließen, die mittlern und die höhern.

Damit hat Rein ein einheitliches, klar gegliedertes System gewonnen, das einen ungeheuern Fortschritt bedeutet und nur den einen Fehler hat, auch für sein Teil den Beginn des Schulbesuchs auf das sechste Jahr festzulegen. Schon im Frieden wiesen mehr und mehr die Pädagogen auf die Hemmungen hin, die die körperliche Entwicklung durch zu frühen Schulbesuch erfahre. Der Geist der Sechsjährigen wird weit mehr angespannt, als dem kindlichen Körper zuträglich ist. Unter dem Einfluß des Krieges und der da-

durch bedingten Entbehrungen wird das heranwachsende Geschlecht ungleich schwächer sein als vordem, und so wird man sich entschließen müssen, entweder die Klassenziele kürzer zu stecken oder aber das schulpflichtige Alter hinaufzusetzen. Ludwig Gurlitt hat es mit bestem Erfolg bei seinen eigenen Kindern versucht und erst im achten Lebensjahr mit schulmäßigen Arbeiten begonnen. Er konnte feststellen, daß die Kinder wesentlich leichter lernten, lustiger zur Arbeit waren und ihre Altersgenossen in zwei Jahren nicht nur eingeholt hatten, sondern übertrafen. Da zudem die Fortbildungsschule bei weitem nicht das leistet, was die Zünfte in erzieherischer Hinsicht geleistet haben, so wäre es nur Gewinn, wenn sich die Schulzeit vom achten bis zum sechzehnten Lebensjahr erstreckte. Der Einwand, daß dadurch die Erziehungslast der Familie größer würde, daß das Kind oft vom sechsten bis achten Jahr keine genügende Aufsicht habe, ist nicht stichhaltig. Man könnte staatliche Kindergärten errichten, Spielschulen, wie das in Nordamerika nach Fröbels Plänen schon längst geschehen ist. Der Erfolg solcher Spielschulen ist nach den amerikanischen Erfahrungen nicht hoch genug einzuschätzen. Allerdings ist dazu nötig, daß unsre Schulmeister gründlich umlernen. Aber auch die Spielschule ließe sich ohne besondere Schwierigkeiten in Reins System einordnen, dessen Grundlagen er in vier Thesen niedergelegt hat.

1. Die nationale Einheitsschule bedeutet ein umfassendes System des vaterländischen Bildungswesens, das zu einem einheitlichen Organismus ausgebaut werden soll, wo die einzelnen Teile ineinandergreifen und in lebendiger Beziehung zu einander stehen.

2. Es soll dies im Interesse des nationalen Kulturfortschritts geschehen, und zwar mit sorgfältiger Berücksichtigung der Begabung der Jugendlichen unter Zurückstellung der Rücksichtnahme auf den Stand und den Besitz der Eltern.

3. Zu diesem Zweck werde zunächst eine allgemeine Grundschule eingerichtet, wo die Gelegenheit zur Prüfung der individuellen Begabung in ausreichendem Maße gegeben ist.

4. Nach diesem gemeinsamen Unterbau erfolge die Teilung in drei Hauptgruppen, welche den sich anschließenden Berufsschulen vorzuarbeiten haben. In dem vielfach gegliederten Fachschulwesen ist der krönende Abschluß des deutschen Bildungswesens zu erblicken, das, aus einem gemeinsamen Stamm entsprossen, durch drei verschiedenartige Erziehungsschulgruppen hindurchführend, in so viele Verästelungen ausläuft, wie die Teilung der deutschen Kulturarbeit fordert.

Die Berechtigung dieser Thesen weist Rein dann sehr scharfsinnig und logisch im Einzelnen nach. Er bleibt sich dabei bewußt, daß aller Scharfsinn und alle Logik an dem Widerstand der Fachlehrer scheitern kann. Besonders mißtrauisch ist er gegen die Altphilologen, die er offenbar als die hartnäckigsten Gegner einer Reform ansieht. Dafür hat man allerdings auch bündige Beweise. Nun wird ihr Stoffgebiet ja auch am schärfsten eingeengt.

Anstatt mit dem Lateinischen, das erst in Tertia gelehrt werden soll, will er den Unterricht — vernünftigerweise — mit einer lebenden Sprache beginnen. Französisch scheint ihm am geeignetsten; Griechisch und Englisch soll erst in Sekunda beginnen. Dabei hofft er durch eine größere Planmäßigkeit dasselbe Lehrziel zu erreichen.

Es leuchtet ein, daß es sich hier nicht um einen Umsturz handelt, sondern um einen folgerichtig durchdachten Umbau unsres Schulwesens, das infolge seiner historischen Entwicklung einen großen Ballast durch die Jahrhunderte geschleppt hat. Es ist auch keine Frage, daß die klassischen Philologen in ihrer Mehrzahl gegen eine solche Umgestaltung Front machen werden. Aber da sich schon vor dem Krieg ein Abrücken von den veralteten humanistischen Lehranstalten geltend gemacht hat, weil Griechisch und Lateinisch heute nicht mehr als die einzigen Grundpfeiler unsrer Kultur gelten können, so darf man annehmen, daß sie sich mit der Zeit dem Zwang der neuzeitlichen Entwicklung werden fügen müssen. Der Krieg hat zu klar bewiesen, wie außerordentlich wichtig die realen Disziplinen sind. Mit Griechisch und Latein allein hätte uns längst der Teufel geholt. Nach dem Krieg werden wir mit dem jungen Menschenmaterial wesentlich sorgfältiger umgehen müssen als je zuvor, und man wird auch die persönliche Tüchtigkeit weit höher werten müssen als einen Fetzen Papier, der den Beweis erbringt, daß sich Einer einige Berechtigungen ersessen hat. Auf diesem Wege scheint mir Reins Bildungsideal ein gutes Stück zu überwinden. Unsre Sache ist es, ihm den Rücken zu stärken und dafür zu sorgen, daß die Luft rein bleibe.

Frankfurt am Main von Harry Kahn

Nach zehn Jahren habe ich sie nun wiedergesehen, diese zwischen liebliche Waldgebirge und weinbebaute Schieferhügel an einen ruhigen, vielüberbrückten Strom gebettete Siedelung, die mir als die Stätte der geistigsten deutschen Geburt immer verehrungs-, als die meiner eigenen Jugend immer fragwürdiger wird. Trotz einer (von blutiger Fliegernot gebotenen) Finsternis, gegen die die ägyptische eine Art Lichtreklame gewesen sein muß — und die zu üppiger Legendenbildung von Ueberfällen auf gutbeschuhte Bürger geführt hat —, habe ich, als ich am ersten Abend zum ‚Frankfurter Hof' ging, mühelos den Hirschgraben und das Haus mit dem rokokozierlichen „Geräms" wiedergefunden und im Schein einer blaugeblendeten Laterne eine stille Stoßandacht verrichtet. Und auf dem Rückweg führte mich atavistische Ortskunde ebenso sicher an jener Ecke vorbei, wo ich, fünfzehnjährig, dem blondesten aller Washingtonzöpfe auflauerte, wenn er von der Elisabethenschule kam. Er gehörte einer jungen Dame, die bald danach mit viel Berechtigung als Brettlplanet erster Ordnung bekannt wurde. Ihren Namen werdet ihr, nach berühmten Mustern, nie erfahren; aber die Gallus-Gasse und Der, hochklopfenden Herzens, sie allmittäglich einst entlang strich, entbieten dir heimatlichen Gruß, Gussy Holl . . .

Eheu fugaces ... An jenem Abend und in jenem ‚Frankfurter Hof‘ las Hedwig Zeiß mit Wohllaut und Auswahl allerhand Lyrisches und Lebensklugseinsollendes von Carl Hauptmann vor, dessen vieraktige Tragödie ‚Austreibung‘ eine der ersten Taten ihres Gatten im neuen Schaffenskreis war. Der dresdner Geheimrat, der jetzt in der frankfurter Hoch-Straße schaltet, scheint aus dem Sorgenkind der mainischen Stadtverordneten, wenn nicht grad eine Hochburg deutschen Schauwesens — dazu dürften ihn die geistigen Grenzen seines Publikums und die pekuniären seines Kuratoriums kaum befähigen —, so doch eine Schauburg von kulturhoher Zweitrangigkeit machen zu wollen. Und zu können. Vielversprechend, zum mindesten viel versprechend, fängt er an. Recht sub genio loci bringt er Vieles und damit Manchen, darunter nicht den Schlechtesten, etwas. Nach ‚Doktor Klaus‘ druckt sein Spielplan die ‚Verführung‘, und zur uraufgeführten ‚Metternichpastete‘ Lotharschen Schlags stehen Sternheimsche und Kaisersche Komödien von gleicher Jungfräulichkeit in immerhin — unweit des Hauses fließt ja noch der Main, nicht die Spree oder die Isar vorbei — wagemutigem Gegengewicht.

‚Die Austreibung‘ war etwas matt geraten. Aber dem hohlen Knochengerüst dieses Homunculus aus brüderlichem und Wedekindschem Abfallgebein unter schiefgenähten Strindberg-Fetzen — Fuhrmann Henschel hat etwa Lulu geheiratet, die am Fuß der Schneekoppe Sitten aus dem ‚Totentanz‘ einführt — könnte auch ein Regisseur von der flammenden Schöpferkraft sagen wir ... eines Richard Vallentin kaum mehr Lebensmark einzaubern. Was ich sonst sah, stammt zu gutem, wie Wissende mir versicherten, zum besten Teil von Karlheinz Martin her. Und da macht es der frühern Freien Reichsstadt keineswegs Ehre, daß sie diesen Regisseur so leichten Herzens nach der gebliebenen Freien und Hanse-Stadt hat ziehen lassen.

Martins Stil und Stigma ist eine oft bis zur Preziosität gehende Kultiviertheit in der Rhythmik und Konstruktion eines Rampenkunstwerks. Sein zweifellos Originales ist allein jene goldschmiedhaft feilende Grazilität, die ihn zu einem Gregor Mozarts befähigt. Ihr entsprang etwa eine Figaro-Hochzeit, die es, fast mehr als die münchner, verlohnte, auf seligen Friedensfahrten gen Italien das Schlafwagenbillet verfallen zu lassen. Aber alles Weitere ist eben: Kultur; und Kultur, das wird gar zu leicht vergessen, ist ein Derivat; eine Angelegenheit zweiter Hand und zweiten Ranges; ein Wasserring, kein Steinwurf. Den Wurf tut allemal nur das Genie, dessen Pathin und Paradigma Pallas ist; Pallas, die die anmutig-tiefe Mystik jenes Volkes, das am meisten um Kunst wußte, weil es am wenigsten über sie dachte, in unbefleckter Geburt aus dem Haupt des höchsten Gottes entspringen ließ. Ich mag mich nicht wiederholen und sage drum hier nicht mehr, wer zuletzt von deutschen Brettern den Stein warf, zuletzt ein aus sich selbst rollendes Rad reiner und harter theatralischer Originalität war. Aber kein Zweifel: Martins Ring ist meist von tadelloser

Ründe; er hält das Rad in bebendem Schwung. Eine Vorstellung wie der frankfurter ‚Rausch‘, ohne überragende Schauspieler, auf einem klobigen Bühnenraum: das soll ihm irgendein Provinz- und manch ein Metropolen-Regisseur erst einmal nachmachen. Ich mußte, ohne es zu wollen, an die Aufführung der münchner Kammerspiele denken. Deren mühelos monumentale Unda (die jetzt von Barnowsky falsch herausgestellt wird) spielt die kaum bürgerlich frivole Aschenbach natürlich jederzeit mit einem Wimperzucken in Grund und Boden; auch die andern Einzelleistungen dieses typischen Spezialitätentheaters sind — im Guten und im Bösen — meist interessanter als die vielgewandten Mittelmäßigkeiten, die Martin zur Verfügung standen. Aber um wie vieles schärfer ist in Frankfurt der luziferische Grundcharakter des Ganzen, die unendliche und unnennbare Alltagsdämonie aus diesen Szenen herausgeholt, die einem harmlosen Gemüt lediglich als ein paar ‚Bilder aus einem modernen Künstlerleben‘ erscheinen könnten. Schon die Szenerie bezeichnet den Unterschied. In der ‚Kunststadt‘ München, die auf ihre Innenarchitektur so überstolz ist: gleichgültige Castan-Kabinette mit unzusammenhängenden, uncharakteristischen chambre-garni-Möbeln. In Frankfurt steilt (in der Auberge) eine einzige kahle Säule aus dem mittlern Vordergrund in die Soffitte, die, wenn Adolphe-Adam und Henriette-Eva von den Sûreté-Erzengeln in heimatlose Schande und friedlosen Zank gehetzt werden, wie der Baum der Erkenntnis aussieht, und um den das zweite Gesicht des schauenden und schauernden Parkettmenschen die Schlange des Paradieses sich herabwinden ahnt. Und der Pavillon ist ein hochfenstriges Louis-Seize-Arrangement vor Frühlingswipfeln, dessen mehr metaphysische als baedekerhafte Echtheit den ganzen betäubenden Luxus atmet, mit dem die Schlange den immateriellen Menschen versucht, und von dem er, zu Verrat an sich selbst und Verbrechen gegen sein Liebstes gestachelt, wieder hinausgejagt wird, Staub der Straße zu fressen und mit Lust . . .

Weitern Vergleich mit München, diesmal mit dessen Hoftheater, drängte dann, ungewünscht, ‚Don Carlos‘ auf. Wieder kein Steinrück, dem mimische Kraft, wenn auch oft genug berserkernd verzerrt, aus allen Poren spritzt; wieder nur Feldhammer und Ebert, sicherer, nicht größer gewordene Schildknappen der berliner Schumann-Straße; eine als Eboli notverwendete Dietrich und ein junges, nicht zur Elisabeth, aber zu manchem andern gewiß begabtes Fräulein Hofer. Der Garten ist etwas zu grün und von einer Steifheit, die eher in München 1908 als in Madrid 1588 das Licht der Welt erblickt hat. Aber die Innenräume geben die rechte Synthese von Grandezza und Inquisition; das Zeremoniell ist monoton, doch entfernt von meiningisch massivem Selbstzweck; der Ton der Gespräche ist höfisch, nicht hoftheatralisch; Domingo ist ein Diplomat, kein Dusterer in der Kutte; Medina Sidonia ein von Schicksalstücke gezeichneter, von Monarchengnade erhobener Grande, keine ‚Charge‘, die sich einen Auftritt und einen Abgang erblinzelt. Kurz wiederholt: kultiviertes Theater. Zeiß (mit seinem

ersten Helfer Hartung) muß es mühelos gelingen, dieses Niveau zu halten; kann es vielleicht vergönnt sein, es höher zu bauen. Er braucht dazu wohl kaum den Ruhm des Uraufführungsrekords zu ergeizen, der in einer Zeit sinnloser Ueberschätzung der Jugend und smarter Verlegerpraxis (die sich nach amerikanischem Vorbild erst im Hinterwald vergewissert, wie in der Hauptstadt der Hase laufen wird) recht wohlfeil geworden ist.

Grade in jener Zeit, da ich zuletzt in Frankfurt war, bin ich in dieser Zeitschrift beinahe geteert und buchstäblich gefedert worden, weil ich eine straffere ‚Zentralisierung' des deutschen Kunstschaffens verlangte (wie sie für den Kunsthandel im engsten und weitesten Sinn längst begonnen war und jetzt vollendet ist), und mir zu vermuten erlaubte, daß ohne eine solche die so brünstig ersehnte Hebung des allgemeinen Geschmackes undenkbar sei. Nun, diese Zentralisierung, für deren Effekt man mit gutem Gewissen das viel verleumdete Wort Kultur einsetzen kann, ist trotz einem und gegen einen in seinen Motiven leicht durchschaubaren Partikularismus gekommen; ist gekommen, weil in Berlin, ja in Berlin, etwas gemacht wurde, was man, mit all seinen frühen Entgleisungen und späten Entartungen, als eine neue große Schaukunst ansprechen darf. Diese Zentralisierung hat bewirkt, daß man heute in einer typischen Mittelgroßstadt, die sich, wenn auch erst nach mancherlei irrlichternden Spreizen, des eigenbrödlerischen Ehrgeizes begeben und sich ehrlich zu einer ihr nach Zahl und Geistesverfassung ihrer Einwohner gemäßen Provinzialität bekannt hat, weitaus besseres Theater sieht als in traditionellen Kunst-Residenzen, die meinen, wenn sie sich nur der Mitwelt laut und oft genug affichierten, schon an der Spitze sämtlicher Kulturen zu tänzeln.

Es soll nicht totgeschwiegen werden, daß das Theater nur eine von den vielen Fazetten des prismatisch zerklüfteten Problems ‚Zentralisation oder Dezentralisation' ist. Ich vermag mir auch selbst nicht zu verheimlichen, wie sehr mir die reißend fortschreitende Berolinisierung des äußern Gehabens meiner Vaterstadt, ihre mißtönenden Musikcafés und ihre brillantenprotzenden Schieberjünglinge, ihre borussische Beamtenüberhebung und ihre bornierte Erfolgsanbeterei auf die Nerven gefallen sind. Aber wie man vor solchem mehr historisch als geographisch zu erklärenden Aus- und Wildwuchs über die Spree flieht, um vor Bodes Schätzen zu beten, so bin ich auch über den Main geeilt, um (im Städel-Haus) vor jenem Orkan aus Licht und Leidenschaft, der ‚Simson' heißt und von dem Titanen aus Ryndam aufgerührt ist, zu konstatieren, daß sich Swarzenski zu Bode verhält wie — Martin zu Reinhardt . . .

Die stille Stunde von Alfred Polgar

Die Premiere dieser Komödie in drei Aufzügen von Georg Terramare fand, auf allerhöchsten Befehl, zugunsten des Roten Kreuzes statt. Die Preise waren um mehr als das Doppelte

erhöht und zum Tag der Erstaufführung der ungewöhnliche Sonntag bestimmt worden.

An diesem milden und heitern Frühlingssonntagabend nun ereignete sich im Burgtheater folgendes:

Prinz Eugen — eben jener, welcher eine Brucken schlagen ließ, welche Tat im bekannten Volkslied verherrlicht ist, welches in Wien vom siebenundzwanzigsten Juli 1914 bis zum Tag der allgemeinen Mobilisierung sehr oft gesungen wurde, dann nicht mehr so oft — Prinz Eugen also poltert gegen die Heiratsabsichten seiner Offiziere. Er verweigert allen den Ehekonsens. Da erscheint, aus dem Kloster heimgekehrt, seine reizvolle Nichte — und was geschieht? Der große Feldmarschall fühlt Johannistriebe. Er verliebt sich in das Mädchen und beschließt, mit ihr „Mariage zu machen". In diesem Entschluß wird er durch höfische Intrigen gegen seine Person bestärkt. Wege und Ziele dieser Intrigen bleiben, trotz mannigfacher Erörterung, ziemlich dunkel. Sicher ist, daß die pragmatische Sanktion in ihnen eine Rolle spielt. Die ganze Sache kommt durch einen wienerischen Friseurgehilfen auf, der beim Prinzen Leibcoiffeur werden will, nachdem er früher bei des Prinzen Gegner in Dienst gewesen. Von diesem Dienst her weiß er wichtige Geheimnisse dem neuen Herrn zu verraten. Das führt zu einer Art Konflikt zwischen dem Feldmarschall und dem Kaiser, und der Prinz kündigt seinen oesterreichischen Posten. Er will künftighin häusliches Glück genießen, er erachtet seine schöne „stille Stunde" für gekommen.

Wie gesagt, die Intrige ist dunkel; aber die wiederholte Nennung der pragmatischen Sanktion sowie das Erscheinen eines Grafen Windischgrätz reichen aus, um den gewissen historischen Frisson über den Buckel des Zuhörers laufen zu machen und die wässerige Komödie in leicht schaukelnde Bewegung zu setzen: es ist der Atem der Geschichte, der ihre Oberfläche kräuselt. Zu dem historischen Schauer tragen auch die vielen oesterreichischen Adelsnamen bei. Siehe, der Jockeiklub lacht in den Saal.

Jene Nichte aber liebt nicht den alten Feldmarschall, sondern dessen jungen Adjutanten. Um den Prinzen für sich und ihre Heiratspläne zu gewinnen, schmeichelt sie sich ins Herz des edlen Ritters, und er läßt sich gerne in den Glauben hineintäuschen, der Jungfrau innig lieb zu sein. Der Abschied vom Militär fällt ihm nicht leicht. Es ist ein Aktschluß — der zweite —, ders an rührender Wirkung mit mancher Szene aus dem ‚Müller und sein Kind' aufnehmen kann, wie der Prinz Eugen, im goldenen Harnisch, den Marschallstab auf das Tischchen gestützt, sein Leibregiment vorbeidefilieren hört. „Er weint!" sagt die Nichte, und alle schleichen lautlos zur Türe hinaus. Ich brauche wohl nicht zu erzählen, daß die Abendsonne den stimmungsvollen Anlaß, ins Zimmer zu fluten, nicht ungenützt läßt.

Zum Glück ist eine alte Freundin des Prinzen da, die Gräfin Batthyani, die seit zwanzig Jahren mit ihm Mariage spielt. Eine solche Kartenpartie wird vom Dichter vorgeführt. Was da die Spiel-

terminologie („die Dame in der Hand haben", „noch einen Trumpf ausspielen", „die Partie verloren geben" undsoweiter) an sinnreicher Doppeldeutigkeit leistet, ist überaus neckisch. Jene kluge Freundin nun, von einer noch klügern Mutter im rechten Augenblick zur Aktivität aufgepulvert, wendet in oft erprobter Komödienweis' und im beschleunigten Lustspieltempo (stretta) die Sache doch noch so, daß der Prinz den Bund der Nichte mit dem Adjutanten segnet. Außerdem wird er durch die wackere Freundin wieder einrückend gemacht.

Herr Devrient spielt den edlen Ritter mit seiner ganzen schönen und harten Grandezza für Figuren, deren historisches Format er nicht erst durch seine Darstellungskunst beglaubigen muß. Fräulein Kutschera ist die liebliche Nichte, Frau Kallina die feine, kluge Freundin, Herr Lackner der wienerische Friseur (ach, Girardi!), Herr Frank der geliebte Adjutant, Herr Gimmig ein fabelhaft diplomatisch schillernder Windischgrätz, Herr Rhomberg ein liebenswürdigster aristokratischer Schwachkopf, Frau Wilbrandt eine von Hofluft gebeizte alte Gräfin. Es schimmert wie von längst verblichenem Burgtheaterglanz um die Szene dieser vortrefflichen Künstlerin, deren überlegene, liebenswerte, geistig so bewegliche Matronen Prachtstücke reifster, feinster, das Herz wärmender und erfreuender Schauspielkunst sind.

So was von „Komtessenstück" wie diese ‚Stille Stunde' haben die verwegensten Satiriker des Burgtheaterniedergangs nicht zu träumen gewagt. So was von Historie mit Goldschnitt, von Verniedlichung einer geschichtlichen Figur, von Betrachtung eines großen Menschen aus der Kanarienvogelperspektive! Es ist ein Spiel für höhere, höchste und noch höhere Töchter, wie es seit Jahrzehnten nicht mehr da war. Es ist ein Gipfel gedanklicher und dramatischer Anspruchslosigkeit. Eine Wolke von Staubzucker hüllt die ganze Staats- und Liebesg'schicht' ein, die mit Rührung, Poesie und Lebensweisheit gefüllt ist, wie die seligen Schaumrollen mit weiland Schlagsahne. Die Sprache ist auch nicht bitter. Sie erscheint mit zeitgemäßer französischer Glasur überzogen und oft in Form eines dichterischen Tortenornaments. Wenn die kleine Nichte vom großen Ohm verlangt, er möge ihr von seinen Kriegstaten erzählen, nimmt er ihren Kopf, ihr Köpfchen zwischen seine Hände und sagt: „Nein. Ich will nicht, daß meine kleine Sonne von blutroten Wolken umhüllt werde." So sagt er.

Diese stille Stunde hat mir das Sentiment influenziert, daß die Mariage, die das Burgtheater mit dem neuen Direktor gemacht hat, wirklich eine Mariage d'amour und ganz gewiß keine Vernunftheirat gewesen. Und obgleich ich persuadiert bin, daß ‚Die stille Stunde' eine deplorable Nullité, habe ich doch jetzt die Gewißheit, daß Herr Millenkovich convoquiert ist, der zweite Laube des Burgtheaters zu werden: der Gartenlaube.

Die Heilige Elisabeth von El Ha

Der Landgraf von Thüringen war wütend, weil seine junge Landgräfin Elisabeth, die kleine lustige Ungarin, nicht ruhig in ihrer langweiligen Kemmenate sitzen wollte. Sie ging hinab zum Brunnen, um den Menschen näher zu sein, und sie gab den Armen Brot und redete freundlich mit ihnen, und es kamen ihrer Viele, täglich mehr, und sie segneten der Herrin lachende Liebe.

Und der Landgraf haßte die Nähe der Elenden, und er drohte fürchterlich und verbot seiner Frau bei Todesstrafe, je wieder Brot zu verteilen!

Aber Elisabeth war ungehorsam. Heimlich teilte sie ihre Gaben aus, wenn der Landgraf zur Jagd geritten war.

Und unter den Armseligen und den Neugierigen, die immer wiederkamen, war ein Knabe, und wenn Elisabeth die Barmherzige vorüberging, dann kniete er nieder und betete mit frommen Liebesangen zu ihr und sprach sie heilig in seinem Herzen.

Und einmal füllte Elisabeth ihren Brotkorb mit Rosen und deckte ihn mit ihrem seidenblauen Tüchlein zu. Und sie ging singend den Berg hinab, dem Brunnen zu, wo der gläubige Knabe wartete.

Da trat ihr plötzlich der Landgraf entgegen!

Man hatte ihm ihren Ungehorsam verraten, und er wollte der Brotspenderin auflauern.

Und da stand er nun! Und der Wutschaum zischte auf seinem blonden Bart, und er schrie:

„Was hast du im Korb?"

„Herr — Rosen —"

(denn niemals log Elisabeth).

Der Landgraf brüllte, rot und wieder weiß vor Zorn:

„Lüge! Brot! Brot für dein Gesindel!"

Und er riß das Tüchlein vom Korbe.

Da lagen die Rosen wie Himmelsflammen! Rot wie die feurige Güte! Duftend wie die unsterbliche Liebesgewalt! Süßes Mirakel der Schöpfung!

Und der Landgraf und alle Leute, die dabei standen, fielen zitternd in die Kniee und demütigten sich vor Gott, der Brot in Rosen verwandelt hatte, um eine Himmelsfreundin zu retten.

Elisabeth stand schweigend in ihres Lächelns Gloria.

Das Reich von Alfons Goldschmidt

Wir müssen dahin kommen, daß eine einheitliche Steuer geschaffen wird, die dann prozentual auf Reich, Staat und Gemeinden verteilt werden muß" (Zentrumsabgeordneter Gröber zum Steuerantrag der Reichstagsmehrheit). Damit ist die Geltungswandlung klar gekennzeichnet. Die Milliardenlasten sind Reichspflichten und Reichsrechte. Es ist die Macht des Schuldners. Der Reichsfiskus dirigiert von nun an das deutsche Steuerkonzert. Selbst Preußen kommt nur noch abwehrend, beschwörend, bittend. Nicht mehr auftrumpfend, pochend, selbstherrlich wie vor 1914. Selbstverständlich erleben wir wieder das Kompromisseln,

die Furcht vor der Konsequenz, diesen bekannten Kleinhandel, der bei uns jede Reform beschwert und trübt. Aber das Hauptziel ist erreicht: es wird nicht mehr von unten gewährt, sondern von oben nach unten gestaffelt. Der Streit um das Problem der direkten Steuer ist grundsätzlich entschieden. Alles Andre ist Taktik, Kampf um Stellungsverbesserungen, um Plus und Minus. Die Steuerherrlichkeit des Reiches ist anerkannt. Sie ist Tatsache. Welch ein Ereignis!

*

Wenn erst der Plan sauber ist, schlackenfrei, wird man sich fragen: Weshalb haben wir so lange gewartet? Was wir bisher sahen, war ja nur Geklüngel, mißfarbene Scheckigkeit, Wirrwarr und Unlogik. Diffusion war überall, nach allen Richtungen strömten die Säfte, durchtränkten den ganzen Reichskörper, schufen eine Reichswirtschaft. Drähte, Schienen, Briefe liefen und flogen zollunbehindert von Ost nach West, von Nord nach Süd. Der Körper wurde immer kräftiger, immer stärker als seine Glieder. Jetzt haben wir langlinige Kanalpläne, Arbeiteraustausch, Material- und Auftragsausgleich, Lebensmittelzentralisierung. Wir haben eine Reichswirtschaft. Sie ist nur noch zu formen, verwaltungstechnisch zu regeln. Kein Kompetenzchauvinismus wird das Notwendige aufhalten.

*

Weshalb Abwehr, Beschwörung und Bitten? Der Bundesstaat ist Sinekuristenparadies. Kennt Ihr diese halb lächerliche, halb traurige Duodezerei? Die Steuerräte, Obersteuerräte, Rentamtsaspiranten, Kassemännchen-Hofkonditoren? Diese Vererbungsketten, Familienämtchen Ordensglückseligkeiten? Ich schreibe meine Anmerkungen in einer „kleinen Residenz". Hier gibt es noch eine gottgewollte Staffelung, eine Hutlüpfungsgradation, eine angeborene Daseinssicherheit. Alles ist konservativ. Nicht alles ist politisch konservativ. Aber die Wirtschaftsrationierung ist so, wie sie ist seit den Urvätern. Der Sohn des Steißtrommlers wird Oberlehrer, der Richtersohn wird Richter, der Majorssohn Leutnant. Majorate sorgen für Vermögensbindung, Behörden für genaue Innehaltung des Aemtererbganges. So ist es, mehr oder weniger, in allen Bundesstaaten. Es sind große Familienstiftungen. Man wird geboren, lebt, heiratet, zeugt; alles mit Daseinsgewißheit. Partikulärgebilde mildern den Wirtschaftskampf der „Eingesessenen". Sie sind Stammbewahrer. Daran nun wird gerüttelt: Die Gemütlichkeit hört auf. Das Reich bläst, und sie wirbeln durcheinander.

*

Fragte mich ein Regierungsrat: „Ja, mein Lieber, wie denken Sie sich das, ein Sozialdemokrat Landrat? Unmöglich! Die Welt stünde Kopf!" Das ist es, Herrschaften! Es ist nicht Arterhaltung, Eigenkulturbewahrung, Fahnenwacht und dergleichen. Das ist es nicht. Es ist die Angst vor dem neuen Blut, das an die Krippe drängt. An die schön geordneten, bereitgehaltenen Krippen, in denen das bequeme Futter glänzt. An die Brunnen, aus denen dünn, aber sicher und stetig die Gehälter rinnen und nach den Gehältern die Pensionen. Es ist dieser ganze Wirtschafts- und Einkommens-Konservativismus. Wie schön, wie gemütlich war es in jenen Nachtwächterzeiten, in der Beschaulichkeit des begrenzten Arbeitspensums! Das ist vorüber. Die Reichszeit ist angebrochen. Mächtig jagt und brüllt das Blut des Reiches durch die Familienkanäle. Neue Menschen, neue Schichten kommen auf. Es geht an die teure, süße Gewohnheit, an den Standesturm, an Protektionen, an diesen furchtbaren Kram und Staub einer gemütvoll-brutalen Zeit.

Das Reich will Tüchtigkeit, Verdienste, kühne Kraft anerkennen. Von oben weht ein kühler Wind in die warmen Stuben. Die Herren „Bundesbrüder“ aller Sorten müssen sich mit dem Proleten messen. Der Prolet will auf Richterstühle steigen, Staatsanwalt, Landrat und Regierungsassessor werden. Es ist eine Wende angebrochen. Das Reich ist grausam, das Reich ist gerecht. An die Arbeit, Ihr Sinekuristen! Schuftet wie Andre, denn die Konkurrenz ist gewaltig!

Antworten

M. J. Sie wissen, wie oft mich Ihre Ratekunst überrascht hat. Sie sind nach wenigen Wochen auf Germanicus gekommen, sind Johannes Fischart schon bedenklich nah auf den Leib gerückt, haben Lorarius aufgedeckt, bevor er selber es tat: aber die Nuß, die ich Ihnen hiermit reichen werde, die knacken Sie nicht, die nicht! „Kräftige Kost lobt sich der Kriegersmann auch in der Kunst. Er fällt hinfort nicht mehr herein auf die ‚Kunst‘, die aus Kneipen kommt und uns im Caféhaus angerührt wird. Kalt läßt ihn alles Mürbe und Gemachte, erbärmlich ist ihm alles Gekünstelte. Die gewaltigen Erlebnisse im Felde haben uns Soldaten die Augen geöffnet, haben uns das Wesentliche erscheinen lassen, haben uns lieben gelehrt alles Gesunde, Ursprüngliche, Frische.“ Und nun wird als Flügelmann eines „Häufleins prächtiger Kerle, echter, rechter Dichtersleut, die uns Soldaten aus der Seele zu sprechen wissen, und denen wir über den Krieg hinaus Liebe und Anhänglichkeit bewahren werden“ — wer genannt? Ich will Sie nicht länger auf die Folter spannen, denn ich sehe ja, wie Sie sich nutzlos quälen: der gesunde, ursprüngliche, frische, prächtige, echte, rechte Dichtersmann, der die Granaten zwischen die engelguten Sterne fliegen und diese sich dazu ganz liebe silberweiße Kindergebetlein ausdenken läßt — also nun wissen Sie es, jawohl, er und kein Andrer ist es: Märchen Jungnickel.

Theaterbesucher. Wenn ich mich schon am Pfingstsonnabend unter dem fressenden Feuer, das vom Himmel fällt, ins Theater schleppe, so will ich wenigstens nicht schlechter dran sein als Sie, nämlich ohne jeden Gedanken an eine kritische Arbeit, die hinterher zu leisten wäre, meine reine Freude an den erstaunlich ausgebildeten Wadenmuskeln einer Tänzerin des ‚Ballets Charell‘ haben. Was dagegen ihre obern Extremitäten betrifft — Gott, wie transpiriert sie! Und überhaupt bin ich für diese Kunstgattung nicht bieschlagen genug. Und für Ludwig Kainers Kostümentwürfe ist Julie Elias zuständig. Ich Aermster weiß höchstens, daß Mozart zu keiner Zeit seines Lebens so ausgesehen haben kann wie Herr Gustaf Bergman. Aber mein alter Julius Lieban ist und bleibt ein richtig „unverwüstlicher“ Spaßmacher als der ‚Schauspieldirektor‘, der teils vor unsern Augen den Text der ‚Zauberflöte‘ verfaßt, teils den Damen Lola Artôt de Padilla und Carin Gillberg-Gade Gelegenheit gibt, ihren schönen Primadonnennamen so lange mehr oder minder Ehre zu machen, bis ein, gottseidank nur einstöckiger, Probebau des dreistöckigen ‚Dreimäderlhauses‘ dasteht. Ort der Tat: das Lessing-Theater, dessen Akustik den singenden und springenden Künsten besser als den sprechenden frommen würde. Auch diese hätten wahrscheinlich Nutzen davon, daß Barnowsky sich wieder auf Eine Bühne beschränkte. In der Beschränkung war er ein kleiner Meister. Je mehr er seine Kraft überspannt, desto belangloser wird er für das berliner Theater.

Erich Z. Selbstverständlich haben auch Sie . . . Es war ja wohl schwer, von so leuchtenden Worten nicht ins Auge getroffen zu werden.

„Ob Herrn Herron der Wortlaut des ‚Daily Mail'-Berichtes vor dessen Veröffentlichung vorgelegen, und ob er den Text gutgeheißen hat, können wir nicht wissen. Die gewöhnlichste politische Anstandspflicht hätte es erfordert, daß er in einer so wichtigen Angelegenheit sich auf diese Weise vergewissert hätte, ob die Unterredung auch tatsächlich richtig wiedergegeben wurde." Wer ist Die, deren Gram so voll Emphase tönt? Welche Zeitung wacht über die gewöhnlichsten politischen Anstandspflichten jeweils in der Pause zwischen zwei Gelegenheiten, die sie gewissenhaft wahrnimmt, um sich die ungewöhnlichsten journalistischen Unanständigkeiten zu leisten? Es ist dieselbe Zeitung, die aus einer Unterredung des Reporters Professor Stein mit einem ukrainischen Delegierten kalter Hand „einen Extrakt gemacht und einen Sinn hineinpraktiziert" hat, der dem wahren Sinn entgegengesetzt war. Diese Zeitung kündigt alle drei Tage aus „Sensationslüsternheit" gewaltige Ereignisse an, die nie eintreten, bauscht Harmlosigkeiten auf und beunruhigt dadurch die Bevölkerung und verläßt sich unverzagt auf das schlechte Gedächtnis ihrer Leser, die bei einer heuchlerischen Denunziation amerikanischer Gepflogenheiten gewiß nicht höhnisch ausrufen werden: Und du selber, alte ehrliche, einstmals ehrliche Tante Voß? Arbeitest du nicht — ja, du arbeitest seit Kriegsbeginn nach dem Rezept jenes jungen oxforder Redakteurs, der in der Geschichte der Presse berühmt geworden ist durch seinen Abschiedsgruß an die Leserschaft. Dieser lautete folgendermaßen: „Wir haben es nie unterlassen, einzutreten für Das, was uns recht erschien, wenn wir überzeugt waren, daß die öffentliche Meinung hinter uns stand. Wir haben immer gegen Unrecht protestiert, wenn wir sahen, daß es unbeliebt war. Wir haben immer die Wahrheit gesagt, wenn wir die Tatsachen wußten, aber wir sind nie vor der Unwahrheit zurückgeschreckt, wenn wir überzeugt waren, daß diese mehr Glauben finden würde. Wir haben uns nie die Mühe gegeben, unsern Lesern etwas zu beweisen, wenn wir überzeugt waren, auf ihren Glauben an unsre Beziehungen rechnen zu können, und wir haben nie Dankbarkeit erwartet, wenn persönliche Eitelkeit einen sicherern Weg zu unserm Glück und Erfolge bildete."

Gustav L. Man liest mancherlei; und wäre täglich und stündlich in Gefahr, ein bißchen verrückt zu werden vor Ekel, Wut und Verachtung, wenn man nicht im Laufe der Zeit, und besonders der Kriegszeit, eine ansehnliche Fähigkeit erworben hätte, drüber hinwegzulesen. Doch warum heftet sich mein Blick auf jene Stelle? Da heißt es: „Gerhard Hauptmann, Nobelpreisträger, allgemein nach innen und außen als einer der ersten deutschen Dichter betrachtet, als Repräsentant aufgestellt, schrieb ein Prosabuch. Sein Ruhm kam von dem Theater, die Zeit wird lebhaft daran ändern. Es bleibt, auch heute schon zu sagen, sicher, wenn auch kein ernster Dichter, so eine Persönlichkeit von grundlegender Bedeutung in der naturalistischen Entwicklung . . ." Stünde der Name des Kritikers nicht am Anfang: man riete auf einen gigantischen Schmock. Von den versteckten Sprachdummheiten abgesehen: Gerhard mit d; nach innen und außen betrachtet; einer der ersten . . .; die falschen Imperfekta; die Zeit, die lebhaft daran ändern wird; der eingeklemmte Infinitiv; Hauptmann, wenn auch kein ernster Dichter, so — huldvoll klopft Rhadamanthys ihm auf die Schulter — eine Persönlichkeit: man hält für möglich, daß jemand in kaum sechs Zeilen erfolgreicher mit dem Abhub der Zeilenschinder wetteifert. Aber was am schrecklichsten ist: der Autor ist hier einmal gelobt und — ich

fürchte; und wage nur nicht nachzusehen — sogar gedruckt worden. Empfindliche Leser mögen in dem Halbjahrsband die Seiten zusammenkleben. Sie finden sie, wenn sie im Sach- und Autorenregister den — so nennt ihn sein Clan — den „Führer der Expressionisten“ suchen: Kasimir Edschmid.

Teut. Immer mal wieder stehen in den ‚Alldeutschen Blättern‘ ein paar vernünftige und deutsche Sätze. Man stutzt. Aber sofort erkennt man: es sind Zitate aus meinem Blatt. Diese Sprache zu zitieren, ist schon fast Selbstmord einer Redaktion, die so wenig deutsch kann, daß sie sich fälschlich Schriftleitung nennt, und die auch sonst nicht viel kann. Zum Beispiel kann sie „Herrn Siegfried Jacobsohn wirklich nicht das Recht zuerkennen, sich um deutsche Volksangelegenheiten zu kümmern; das möge er Männern überlassen, die nicht nur dem deutschen Staats- bez. Reichsverbande angehören, sondern dem deutschen Volkskörper“. Ich weiß nun zwar nicht, was bez. ist und will es beileibe niemals erfahren. Aber von einem christlichen Reichstagsabgeordneten las ich kürzlich den Satz: „Nach unsrer Ansicht bestimmt nicht die Abstammung oder die Religion, sondern die gesamte Kulturzugehörigkeit die Nationalität. Deshalb ist der deutsche Jude Deutscher, der französische Franzose, der englische Engländer.“ Und da den Deutschen jüdischer Konfession von jeher erlaubt worden ist, für Deutschland zu sterben, so ist zu befürchten, daß sie bei Lebzeiten an dem Recht festhalten werden, sich um deutsche Volksangelegenheiten zu kümmern, selbst wenn die Alldeutschen in ihrem Verbandsorgan solches Recht ihnen „wirklich nicht“ zuerkennen können. Diese unsre Hartnäckigkeit ist gewiß unerfreulich für die ‚Alldeutschen Blätter‘. Aber den Schmerz des Mißerfolgs möge ihnen die Macht der Gewohnheit abstumpfen: das Meiste, was in Deutschland geschieht, geschieht ja, ohne daß sie es gutheißen — oder warum krakeelt durch ihre Spalten diese ergreifende Dauerverzweiflung? —; und was sie ausnahmsweise einmal gutheißen, das erweist sich über kurz oder lang unfehlbar als schädlich für Deutschland. Der Alldeutsche Verband verdankt seine Existenz bekanntlich dem Kummer über die Hergabe Sansibars gegen Helgoland, und diese Stufe politischer Weisheit ist seinen Lenkern ein so wohnlicher Aufenthalt, daß sie sie nicht einmal um die Welt, die sie erobern wollen, mit einer höhern vertauschen würden. Ich weiß zwar immer noch nicht, was bez. ist. Aber gesetzt, ich gehörte dem deutschen Staats- bez. Reichsverbande nicht zu und erwürbe die Zugehörigkeit nur, indem ich mich auf die Lehren der ‚Alldeutschen Blätter‘ vereidigen ließe: ich wäre imstande und bliebe für den Rest meines Daseins knoblauchduftend in meinem Ghetto derselbe Hosenknopf, als den diese Herrschaften anno dazumal die Insel Helgoland gekennzeichnet haben.

Rekonvaleszentin. Die vier Vorlesungen von Karl Kraus hätten Sie sicherlich ganz gesund gemacht. Zu Ihrem Trost: es werden nicht die letzten gewesen sein. Der Erfolg ist zuverlässiger als in der spontanen Meinungsäußerung der Zuschauerreihen in dem Haufen von Briefen ausgedrückt, die hinterher auf mich niedergegangen sind. Darin gibts, wie gewöhnlich vor Erscheinungen ersten Ranges, keine Mitteltöne: es gibt nur Verdammung und Seligsprechung. In genauem Wechsel wird Peitsche und Zuckerbrot verabfolgt; und der Empfehler kriegt immer sein Teil davon ab. Ich könnte Seiten mit den lustigsten Gegenüberstellungen füllen; aber ich glaube: eine tuts auch.

Ich gehörte auch zu den Leuten, die nicht wußten, zu welcher Vorlesung von Karl Kraus sie gehen sollten. Da las ich Ihre ‚Antwort‘, besorgte mir Karten für alle vier Vorlesungen, und — es war ein Ereignis, das für meine Entwicklung nicht ohne Bedeutung sein wird. Aus einer wahrhaft großartigen Mischung von Gefühl und Verstand stammt diese überragende, universale Vortragskunst. Wenn er nicht so ganz Karl Kraus wäre, besäße er: Wegeners Insichabgeschlossensein, Pallenbergs Spiel mit Worten und Gedanken, Moissis Beseeltheit, Bassermanns Vielgestaltigkeit, die Schärfe von Werner Krauß, die Ironie von Alfred Abel und nicht zuletzt Kayßlers innige Feinheit. Ihnen für dieses Erlebnis zu danken, konnte ich nicht unterlassen. Wenn Sie nichts weiter geleistet hätten als die heiße Verehrung für Karl Kraus: es wäre genug!

Dafür mein Gewand verkaufen? Im Gegenteil: man kann sein Geld viel besser anlegen. Weil Kraus im ‚Hannele‘ mit einem halben Dutzend Stimmen operieren konnte oder mußte, merkte man da noch weniger, wie wenig er über Sprechkunst verfügt als bei seinen eigenen Sachen. Er versteht garnicht, zu durchgeistigen oder zu beseelen. Beispielsweise der Nachruf auf den toten Hund war gesprochen wie die Leichenrede eines Dorfpastors beim Tod des Kriegervereinsvorsitzenden. Ebenso war der Schrei zu Gott ein eintöniges Geheul, ohne jede Differenzierung. Bei allem andern mußte man sich direkt zusammenreißen, wenn man folgen wollte, so wenig vermochte die Sprecherei zu fesseln. Dazu brauchen wir in Berlin Herrn Kraus nicht. Wir haben hier jede Woche bessere Sprechkünstler. Wenn er nichts weiter will, als sich selbst geistig und persönlich zeigen: na schön. Was darüber ist, ist vom Uebel.

Das sind meine Prosaiker. Aus den Verskünstlern greife ich den sechzehnjährigen Gymnasiasten Heinrich S. heraus, der mit einer Art Terzinen beginnt, dann aber hingerissen wird, den Rhythmus aufzulösen. Nicht einmal allzu kindlich singt er seinen gerührten

Dank an Karl Kraus

Wie lange wärmt und leuchtet noch das Feuer,
das deine Fackel in uns angefacht?
Vier Tage Licht — und nun ist wieder Nacht.
Licht, kehr' zurück! Die Nacht ist schwarz und ungeheuer.

O Glanz der bessern Welt, den du gebracht!
Wir wahren uns Erinnerung mit scheuer
Liebe, als an ein süßes Abenteuer,
das nie zuvor ein Traum gedacht.

Dein Licht erlosch, dein Wort verklang! Wie bang und schwer
werden wir nun die lange Nacht durchwachen,
die deinem Donner, deiner Milde wir gelauscht,
willig nach deinem Wort und Wink vertauscht
den heiligen Ernst mit dem unheilig-heiligen Lachen . . .

Du weißer Engel auf dem roten Meer.

Also zu Ihrem Trost: wenn alles klappt, kehrt der Engel im Herbst zurück. Und inzwischen lesen Sie die neuen Programmstücke der versäumten vier Vorlesungen in der nächsten ‚Fackel‘.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25.

Notizbuch von Germanicus

Als kürzlich der Staatssekretär v. Kühlmann vor der Berliner Handelskammer über den rumänischen Frieden sprach, amüsierte er die beachtenswerte Versammlung mit der Verlesung der Postkarte eines tapfern Anonymus, der ihm ohne besondere Hochachtung mitgeteilt hatte, daß einen Frieden wie den Bukarester jeder Schuster hätte schließen können. Es würde nicht lohnen, an solche Episode zu erinnern, und sicherlich hätte auch Herr v. Kühlmann die Karte dem Papierkorb kaum entzogen, wenn die Aufgeregtheit des Schreibers nicht immerhin typisch wäre für eine bestimmte Gattung von politischen Eiferern, die Machtpolitik zu treiben glauben, wenn sie das Maul so weit wie möglich aufreißen und der Welt dauernd mitteilen, daß die deutschen Staatsmänner Trottel seien. Täglich findet man in der sogenannten politischen Presse ungezählte Beispiele für solche verhängnisvolle Art der deutschen Ideologie, die man wohl besser fanatisiertes Spießertum nennt. So schreibt der Freiherr von Grotthusz im ‚Türmer', einem Blatt, das zwar keinerlei Bedeutung hat, aber grade darum von angeblich gebildeten Lesern genossen wird: „Die nächste Pflicht des Grafen Hertling wäre, für einen seiner Aufgabe gewachsenen Nachfolger Herrn v. Kühlmanns zu sorgen. Denn daß dieser Herr mit seiner Leporelloliste politischer Versagungen (man denke nur an Brest-Litowsk und die Friedensverhandlungen mit Rumänien, überhaupt seine Rolle als Junger Mann des Grafen Czernin) eine politische Unmöglichkeit, ein ärgerlicher Druck auf den Siegeswillen unsres Volkes ist, unterliegt doch wohl keinem Zweifel mehr. Eine der letzten Säulen, an die sich die Hoffnung unsrer Feinde klammert, was aber nichts Geringeres bedeutet und tatsächlich schon bedeutet hat als Kriegsverlängerung. Keine Krokodilstränen werden ihm nur nachweinen Herr Erzberger, der dann unter anderm nicht mehr in der Lage wäre, einzelne Esten und Litauer gegen einen Anschluß an das Deutsche Reich auszuspielen, das Berliner Tageblatt, der Vorwärts und die Frankfurter Zeitung. Kein aufrechter Deutscher, außer diesen Kreisen, nimmt ja Herrn v. Kühlmann politisch noch ernst. Unsre Feinde zwar setzen allerhand Hoffnungen auf ihn, aber ernst nehmen sie ihn noch weniger als wir."

Man muß leider sagen, daß Deutschland zur Zeit an Hysterikern solches alkoholdurchdunsteten Sadismus nicht arm ist. Es läßt sich aber kaum leugnen, daß derartige Exaltationen mit dem, was das politische Geschäft verlangt, so gut wie garnichts zu tun haben. Mit pathetischer Kannegießerei läßt sich verteufelt wenig erreichen. Es ist vielleicht reizvoll, der Welt vom Stillen Ozean bis zum Atlantic ein Siegesdiktat aufzuerlegen; nur: es geht leider nicht. Und so bleibt schon nichts andres übrig, als die Wünsche fein säuberlich an dem Maßstab des Möglichen zu messen und auch dem besiegten Gegner nicht mehr zuzumuten, als er tragen

kann. Solch Geheimnis einer auch für die Zukunft geltenden Politik hat der Friede von Bukarest erkannt; jedes Mehr wäre Gefährdung des Werkes gewesen, ja, fast möchte uns scheinen, als wenn die Belastung der rumänischen Tragfähigkeit durch den Bukarester Frieden schon um ein Kleines überspannt worden ist. Es ist herrlich leicht zu sagen und klingt wahrhaft glorreich, wenn Herr Georg Bernhard mit der Weisheit, die ihn auszeichnet, verlangt, daß aus „jedem einzelnen Vertrage schon der große politische Gesamtplan erkennbar sein muß, den sich ein Staatsmann für den Zukunftskurs seines Vaterlandes ausgedacht hat". Es ist vielleicht weniger genial, aber darum vorsichtiger, wenn der Staatsmann, grade umgekehrt, möglichst zu verdecken sucht, wohin er die Firma, die er vertritt, zu steuern gedenkt. Im übrigen haben wir hier schon des öftern gesagt: Die angebliche Prophetie, die das Schicksal für Jahrhunderte vorauswittert, ist meistens nachträglich in die Tat des Augenblicks hineingeheimnißt worden. Wenn der rumänische Friede für die Jahrzehnte, die er in seinen Abmachungen vorsieht, durchhält, und wenn während dieser Zeitspanne Deutschland das gewinnt, was diese Verträge aus Rumänien herausholen wollen, so wird kein noch so weitblickender politischer Reporter Herrn Kühlmann der Schusterei bezichtigen können. Wenn, nebenbei bemerkt, der Direktor der Vossischen Zeitung sich teilnahmsvoll danach erkundigt, wie denn nun, wenn einst der Unterhändler des Gesamtfriedens auf einem berliner Bahnhof dem Zug entsteigt, der Empfang über den, der Herrn Kühlmann bereitet worden ist, noch hinausgehen soll, so möchten wir ihm verraten, daß bereits vorgesehen ist, für diesen Fall den Direktor der Vossischen Zeitung auf dem Perron aufzustellen. Er soll dann in der rechten Hand die Blumen tragen, die ihm vom Fürsten Bülow ins Haus gesandt worden sind; vorausgesetzt, daß diese Dokumente feinstgesponnener Hintertreppenpolitik dann nicht bereits gar zu verstaubt sind.

*

Die ‚Kreuzzeitung' tobt, weil der ‚Vorwärts' gewagt hat, die Ablehnung des gleichen Wahlrechts in einen gewissen Zusammenhang mit der Verkürzung der Brotration zu bringen. Der ‚Vorwärts' stellt daraufhin fest, daß der Arbeiter sozusagen, wie man vielleicht nicht überall weiß und vielleicht nicht wissen möchte, auch einer von jenen Menschen ist, die nicht von Brot allein leben. Der ‚Vorwärts' vermißt in der Politik dieser Tage die große führende Idee; er scheint zu glauben, daß diese Idee so etwas wie die Befreiung des Menschen, zum mindesten von mancherlei törichten und kleinlichen Hemmungen, Schikanen und Bosheiten sei. Wir meinen, daß der ‚Vorwärts' ganz überflüssigerweise sich entschuldigt, und daß umgekehrt die Wut der ‚Kreuzzeitung' durchaus begreiflich ist. Tatsächlich sind die Beziehungen zwischen der Verweigerung des Wahlrechts und der Kürzung der Brotration garnicht so unmaterieller Art. Zwar für den eigentlichen Vorgang wollen wir die

Agrarier gewiß nicht verantwortlich machen. Daran dürften die Engländer immerhin mehr schuld sein. Aber darüber hinaus, so möchte uns dünken, bedeutet die Entrechtung des preußischen Volkes tatsächlich eine Sicherung des Brotes der Andern. Und wenn die Konservativen auch noch so sehr ihr Gewissen (welches bekanntlich vom Magen nicht ganz unbeeinflußt zu sein pflegt) zum Panier erheben, so darf man wohl sagen, daß die Gefahren, die ihnen aus einem neugeordneten Abgeordnetenhaus für den Steuersäckel und für die zahllosen Sicherungen ihres bisherigen ungestörten Daseins drohen, nicht ganz nebensächlich sind. Dafür ist die Aufregung, die den Herren um Heydebrand durch den Mehrheitsvorschlag einer direkten Reichssteuer zugefügt worden ist, überaus kennzeichnend.

*

Auch die Tägliche Rundschau kämpft bekanntlich mit der Mimik eines Löwen gegen die Wahlrechtsvorlage der Regierung. In ihrer Verzweiflung hat sie sich jetzt zum Sturmgesellen des Klerikalismus gemacht. In einem erregten Aufsatz, der sich mit den vom Zentrum beantragten Sicherungen befaßt, läßt sie einen (so sagt sie wenigstens) Vertreter des hohen Klerus verraten, daß „zwischen dem Herrn Kardinal von Hartmann und Doktor Porsch ein Briefwechsel stattgefunden hat, der damit seinen Abschluß fand, daß der Herr Kardinal klar zum Ausdruck brachte, daß er die von ihm geäußerten Bedenken durch Herrn Porsch nicht als ausgeräumt betrachten könne". Die Tägliche Rundschau, die bis vor kurzem das Schimpforgan des Evangelischen Bundes gewesen ist, und die sich nicht wohl fühlte, wenn sie nicht wenigstens zum Frühstück einige Kapläne verspeisen konnte, plötzlich über Nacht zum Steckenpferdreiter des Episkopates geworden zu sehen: das ist ohne Zweifel ein Beitrag zu der politischen Moralität, von der man leicht befallen wird, wenn man sich schämt, nackte Interessenpolitik zu betreiben. Das gleiche Wahlrecht freilich wird sich beglückwünschen können, wenn derartige Tricks bereits notwendig sind, um es im letzten Augenblick noch zum Entgleisen zu bringen.

*

Die Engländer nisten sich in Persien ein. Wenn man weiß, wie heftig und wie gerissen Rußland und England jahrelang um das erweiterte indische Glacis gekämpft haben, wird man verstehen, daß hellsichtige Freunde des britischen Imperiums den durch Deutschland besorgten Zusammenbruch Rußlands als kostbaren Vorteil Englands buchen. Daß unter solchen Umständen England glücklich wäre, wenn die verschiedenen östlichen Friedensschlüsse uns bei den beteiligten Völkern möglichst verhaßt machten, leuchtet vielleicht selbst Denen ein, die in der Schusterei der Traktate von Brest und Bukarest den Zukunftsplan nicht vermissen. Wobei freilich zu berücksichtigen ist, daß mancherlei in diesen Verträgen noch anders geworden wäre, wenn zur Zeit und sonderlich bei uns die Politik die ihr gebührende Selbständigkeit hätte.

Reimar Hobbing von Johannes Fischart

Vom Tiergarten steuert in flinker, eleganter Fahrt ein Coupé auf die stille und vornehme Voßstraße zu. Das Pferd, das in leichtem Schritt den diskret grün ausgeschlagenen Wagen zieht, ist auffallend sorgsam gepflegt. Unwillkürlich lenkt es die Aufmerksamkeit der Passanten auf sich. Vor dem Hause 35, dem Preußischen Ministerium der öffentlichen Arbeiten, öffnet sich schnell die Tür des Wagens. Eine stattliche Erscheinung, ein Herr in den besten Jahren, etwas über die Mitte der vierziger, springt aufs Pflaster. Er ist von kräftigem Wuchs und hat ein gesundes Aussehen. In jeder Bewegung macht er den Eindruck Eines, der, selbstbewußt, ohne Ueberhebung, wohl zu leben weiß: Reimar Hobbing.

Von ihm ist in der letzten Zeit viel die Rede gewesen. Am Zeitungshimmel, an dem, fast konkurrenzlos, Mosse, Ullstein und Scherl, vielleicht noch der Verlag der Deutschen Tageszeitung strahlten, ist aus dem Orionnebel ein neuer Stern hervorgegangen, der allmählich heller zu leuchten beginnt. Natürlich handelt sichs auch hier um ein Großunternehmen, das sich keineswegs bloß auf das Zeitungsgeschäft beschränkt. Buchverlag, Zeitung und Reklame vereinigen sich zu einer Trivität, die Millionenerträge abzuwerfen verspricht.

Hobbing ist gelernter Buchhändler. Ehedem war er, nach den üblichen Lehrjahren, beim Norddeutschen Lloyd, so vor zehn, zwölf, dreizehn Jahren, arbeitete dort im Propaganda-Büro und leitete unter anderm verschiedene Zeitschriften, die vom Lloyd selbst oder unter seinem heimlichen Protektorat herausgegeben wurden. Rührig, geschickt und gewandt war schon damals der Mann und seine Tätigkeit. Eine gute Allgemeinbildung hatte er sich allmählich angeeignet, die weit über das hinausgeht, was man beim Durchschnitts-Buchhändler voraussetzt. Und dann besaß er Eins, was man mitbekommen haben muß, um im Leben erfolgreich zu sein: den spürenden Blick und Ideen. Das Kapital, das Kapitälchen dividiert durch zwei, vier, fünf, mit dem er, selbständig werdend, in Berlin anfing, war gradezu lächerlich klein. Heute ist er, nach einem Dezennium, Millionär und hat sich bereits ein schönes Gut im entferntern Weichbild der Reichshauptstadt zugelegt.

Ja, wie fing ers an? Mit einem Generalanzeiger, einer Inseratenplantage voll wimmelnder kleinen und kleinsten Anzeigen? Keine Spur. Oder mit einem riesigen, amerikanischen Reklamerummel? Auch nicht. Er senkte, in einer abgelegenen Straße Berlins SW, das Senfkorn in die Erde, das sich allmählich, und dann mit einem Male, während des Krieges, über Nacht zu einer orientalisch üppigen Pflanze entwickeln sollte. Also Kriegsgewinnler? Ja und nein, wie man will. Er war, halb aus Neigung, halb aus geschäftlichem Instinkt, von jeher ein konservativer, ein stramm königstreuer Mann gewesen. Daran hat auch die

freie, republikanische Luft der Hansestadt Bremen nichts zu ändern vermocht. So, innerlich politisch gefestigt, kam er nach Berlin und gab hier jahrelang die Konservative Monatsschrift heraus. Finanziell war gewiß nicht viel damit zu machen. Aber Hobbing verzagte nicht. Zaudernd verlegte er auch dieses und jenes Schriftwerk konservativer Tendenz und bekam, was er vor allem suchte, so nach und nach Anschluß an die führenden, an die regierenden Kreise. Amtliche Aufträge begannen hereinzusickern. Im Ministerium der öffentlichen Arbeiten, unter der Aegide des Ministers von Breitenbach, ward er bald ein gern gesehener Gast, und von dieser Behörde, dem größten Staatsbetriebe und Arbeitgeber der Welt, war, das leuchtete ihm ein, eine Menge herauszuholen. Er täuschte sich nicht. Er schlug dem Minister ein großes Werk über die deutschen Eisenbahnen vor und erbat die Hilfe des amtlichen Apparats. Und richtig, alles ward ihm bereitwilligst zugestanden: amtliches Material in Hülle und Fülle, Zahlen und Statistiken in endlosen Reihen, Einsichtnahme in die Akten und, nicht zuletzt, auch die nötigen eisenbahnwissenschaftlichen Mitarbeiter. Damit war ihm auch ein weiter Abnahmekreis gesichert: alle die einzelnen Eisenbahnbehörden des In- und Auslands, die Universitäten und Hochschulen, die öffentlichen Bibliotheken undsoweiter. Der Erfolg blieb nicht aus. Reimar Hobbing begann bekannt und von den Aemtern geschätzt zu werden. Herr von Breitenbach rühmte im Reichstage später sein Werk, das Aufsehen erregt und für die deutschen Eisenbahnen gradezu Reklame gemacht habe.

Die Segel seiner Hoffnungen strafften sich. Er stach zu kühner Fahrt von neuem in See. Diesmal, schon zu Beginn des Weltkrieges, griff er auf einen Autor zurück, der in schwerer Stunde der Not und Gefahr den Deutschen ein leuchtender Heros erschien: auf Friedrich den Großen. Auf der Internationalen Buchgewerbeausstellung zu Leipzig hatte die Sonderausstellung der Bibliothek des kaiserlichen Hauses mit ihrem Juwel, den Büchern des alten Fritz und seinen eigenen Schriften in den alten Originalausgaben, wohl das meiste Interesse hervorgerufen. Hatte sich Hobbing dorther die Anregung zu seinem neuen Verlagsunternehmen geholt? Mag sein. Kurz: er brachte Friedrichs literarisches Lebenswerk in drei verschiedenen Ausgaben auf den Markt. Die große Ausgabe umfaßte sämtliche Werke und Briefe in deutscher Uebersetzung mit den künstlerisch reizvollsten Illustrationen Adolph Menzels. Auf feinstem weißen Papier waren diese zwölf Foliobände in mattblauem Umschlage — man beachte: von der Reichsdruckerei hergestellt; eine zweibändige Volksausgabe, die eine vortreffliche Auswahl brachte, in prunkend rotem Kleide reihte sich an; eine kostbar ausgestattete Biographie des Hohenzollern-Philosophen beschloß den Reigen. Auch hier war die Abnehmerschaft bis in die höchsten und allerhöchsten Kreise gesichert. Ein Bombenerfolg. Ein andrer deutscher Heros lockte: Bismarck. Aber die Auswahl des Autors war nicht ebenso glücklich. Der Professor

der Geschichte an der Universität Berlin, Geheimer Regierungsrat Doktor Dietrich Schäfer, schrieb eine (ziemlich oberflächliche) Lebensdarstellung des eisernen Kanzlers, und Arthur Kampf steuerte einige Textzeichnungen, geschmackvolle Skizzen bei. Die ‚Aufmachung' blendete auch hier, nur der Inhalt enttäuschte dieses Mal. Nach dem ersten meldete sich der fünfte Kanzler: Fürst Bülow. Zur rechten Zeit glaubte er, während Herrn von Bethmann Hollwegs Regierungskurs schwankte, die öffentliche Meinung auf sich lenken zu sollen, und er gab, als das lärmende Toben der Alldeutschen und Konservativen weit und breit widerhallte, in deutlicher Annäherung an die einst von ihm geschmähte Rechte seine Abhandlung über die ‚Deutsche Politik' als Buch heraus. Ein neuer, fast unerwarteter buchhändlerischer Erfolg. Eine Auflage folgte der andern, und die Reklame machte sich selbst auf den Litfaßsäulen breit. Nach Bülow meldete sich sein langjähriger verschmitzter Mitarbeiter, Herr Otto Hammann, Leiter der Presse-Abteilung des Auswärtigen Amtes und der Reichskanzlei, und gab, ebenfalls bei Reimar Hobbing, seine Memoiren, unter dem Titel ‚Der neue Kurs', heraus. Wohlweislich aber schonte er, der Schlaue, die Lebenden, rechnete zwar mit Herrn von Holstein ab, dem einst so gefürchteten und gehaßten Lindwurm in der Höhle des Auswärtigen Amtes, machte aber um Herrn von Bülows Kanzlerperiode selbst einen weiten Umweg und riß den Faden seiner episodenhaften Erzählung dort ab, wo sie noch interessanter hätte werden können. Selbst dieses Verlagswerk verspricht, wenn auch kleinern Umfangs, mannigfaltige Früchte. Ein neues, ganz großes ist im Werden. Nur ungefähr kann ich sein Wesen umschreiben. Es ist ein volkswirtschaftlich-statistisches Werk über das gesamte deutsche Wirtschaftsleben. Wiederum, wie in der Darstellung der deutschen Eisenbahnen, ist Hobbing alles nur gewünschte amtliche Material zur Verfügung gestellt worden, das ein umfangreicher Stab meist amtlicher Helfer verarbeiten soll. Zwischendurch hat ihm das Kriegsernährungsamt, schon unter Herrn von Batocki, alle seine Publikationen übertragen, und man erinnert sich, daß jenes populäre Aufklärungsbüchlein über die staatliche Lebensmittelpolitik in einer Auflage von zwei Millionen, bei der allgemeinen großen Papierknappheit, starken Widerspruch in Parlament und Presse hervorgerufen hat. Und so gibt es noch viele Aufträge, die der Firma Hobbing amtlich, gleich einer zunehmenden Lawine, geworden sind und, ununterbrochen, fast täglich noch werden.

Damit rückte er in eine Monopolstellung ein, die nachgrade bedenklich zu werden droht. Als ihm das Eisenbahnministerium schließlich auch noch das Reklamemonopol für die sämtlichen Züge und Bahnhöfe zuwies, die Verträge mit den verschiedenen einzelnen Pächtern kurzerhand löste und ihm so ein gewaltiges Geschäft sicherte: da brach im Reichstag und im Abgeordnetenhaus, vor ein, zwei Monaten, ein Sturm los. Indessen: Herr von Breiten-

bach stellte sich aufrecht vor seinen Schützling, pries ihn als einen Mann von großer Umsicht, Energie und Geschicklichkeit, wies die Befürchtung, daß nun die Eisenbahnzüge mit lauter alldeutschen Schriften und Plakaten überschwemmt werden würden, als grundlos zurück und betonte, daß es Rechtseinwendungen gegen den bereits abgeschlossenen Vertrag nicht mehr gebe. Basta; und das Parlament mußte sich, grollend, damit bescheiden. Mußte? Reimar Hobbing triumphierte. Seine geistige Liierung mit den Konservativen und Alldeutschen und damit zugleich mit den Kreisen der Schwerindustrie, die wiederum in den großen Reise- und Verkehrsverbänden eine ihm freundliche Haltung eingenommen hatten, machte sich, von neuem, bezahlt.

Er hat, das muß ihm auch der politische und der geschäftliche Gegner zugestehen, einen neuen Typ im Verlagswesen geschaffen, den Typ des Risikolosen. Auf zweierlei Weise. Einmal hielt er sich grundsätzlich nur an ganz bewährte Autoren: Friedrich der Große, Bismarck, Bülow, Hammann und amtliche Stellen. Zum andern versicherte er sich von vorn herein der Unterstützung, wenn nicht direkter Mitarbeit der leitenden Aemter. Auf einer sichern Grundlage konnte er mit relativ mäßigen Preisen operieren. Aber ein schwerwiegender Einwand drängt sich doch dabei auf. Es geht, im Interesse der wissenschaftlichen Freiheit und Voraussetzungslosigkeit, nicht an, daß die Behörden Material und Mitarbeiter einem einzigen Herausgeber und Verleger zur Verfügung stellen und ihm auch auf dem rein wissenschaftlichen Gebiet eine Monopolstellung konzedieren. Damit geraten wir in eine wissenschaftlich nicht gefahrlose Einseitigkeit hinein, und der freie wissenschaftliche Wettbewerb wird ausgeschaltet.

Doch Reimar Hobbing ging noch einen Schritt weiter in dem Streben, eng an den Regierungsapparat angelehnt, sich neuer Monopolstellungen zu versichern. Herr von Bethmann Hollweg, der an seiner geschäftlichen Rührigkeit und an seiner allgemeinkonservativen Gesinnung Gefallen fand, legte ihm nahe, das offiziöse Organ, die Norddeutsche Allgemeine Zeitung zu übernehmen und dem modernen Geist anzupassen. Reimar Hobbing überlegte sich das nicht lange, da er dadurch noch fester den verschiedensten Aemtern verkettet würde. Er gedachte, das schwerfällig redigierte Blatt zwar als halbamtliche Zeitung weiterzuführen, ja sich sogar ein Nachrichtenmonopol, vor allem vom Auswärtigen Amte und von der Reichskanzlei zu sichern, es aber gleichzeitig zu einem großen Auslandsorgan, etwa nach Art der Kölnischen Zeitung, auszubauen, um den überragenden Auslandseinfluß des demokratischen Berliner Tageblatts und vielleicht auch der Frankfurter Zeitung zu brechen. Eine Zeitlang stockten die Verhandlungen, da, noch ehe es zwischen Regierung und Reimar Hobbing zu einer bestimmten Abmachung gekommen war, Herr von Bethmann Hollweg sein Amt verlassen mußte; und erst als Graf Hertling den Faden seines Vorgängers aufnahm, fing Hobbing dieses groß gedachte Projekt

zu verwirklichen an. Er sah sich in allen Parteilagern, selbst im Journalistenbiwak der Mehrheitssozialdemokratie, nach geeigneten Redakteuren und Mitarbeitern um, denn ihm schwebte auch eine Kombination des reinen Nachrichtendienstes mit der parteipolitisch in allen Farben schillernden Artikelschau des roten ‚Tag' vor, und alle, alle kamen, als er, mit seinen reichen Geldmitteln lockend, rief. Selbstverständlich rangierten auch hier die amtlichen Autoren an erster Stelle, die Aemter fütterten ihn mit Nachrichten und sorgten für die Verbreitung des Blattes, das vom ersten Januar dieses Jahres neugewandet erschien, in allen Amtsstuben oben und unten. Die Auflageziffer ist im Steigen, und noch kann man die Entwicklung nicht absehen. Doch schon heben die andern Zeitungen gegen das zunehmende Nachrichtenmonopol zu rebellieren an. Zunächst auf dem Wege der passiven Resistenz. Soll man täglich, morgens, mittags und abends, die amtlichen, halbamtlichen und „nichtamtlichen" Nachrichten bloß immer aus der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung schöpfen, soll man, gleich dem Wolffschen Telegraphenbureau, das Blatt immer wieder und wieder zitieren und ihm so eine gradezu ungeheure Reklame in der gesamten in- und ausländischen Presse bereiten? Das kann, auf die Dauer, niemand verlangen. Und so hat allmählich, zunächst in den großen berliner Zeitungen, eine Boykottbewegung eingesetzt, die augenblicklich freilich noch keineswegs lückenlos ist, die aber doch eines Tages den regierenden Stellen peinlich werden wird. Dann wird man, zu spät, erkennen, daß die amtlichen Stellen, als Organ der Allgemeinheit, Regen und Sonnenschein völlig paritätisch auf alle Volksglieder zu verteilen haben und niemals einen Einzelnen, sichtbar oder unsichtbar, auf Kosten aller Andern bevorzugen dürfen. Der Selbstschutz der führenden berliner Blätter gegen Herrn Doktor Helfferich, den Vizekanzler und Staatssekretär des Innern, unseligen Angedenkens, als man seine große, stolze Etatsrede im Reichstag einfach den Lesern nicht mitteilte, sollte den Aemtern nicht ganz aus dem Gedächtnis geschwunden sein.

Reimar Hobbing denkt an diese Möglichkeit nicht, lacht vielleicht darüber, und wenn er die Aemter anschaut, in denen er einst antichambrierte, und deren Vertreter ihm jetzt selber das Haus einlaufen, so singt er, leise für sich hin, wohl mit Reinmar dem Alten, der also in einem seiner Botenlieder frohlockte: „Ich habe hunderttausend Herzen von Sorgen erlöst. Niemand ist (in den Aemtern) von Sorgen also weh, ich mache ihn wohlgemut. Ist er aber an Freuden so verzagt, daß er keiner Abhilfe begehrt, so kümmere ich mich nicht, ob er auch immer klagt. Höret, was ich zur Abhilfe tue, daß ich nicht mit Zauberei umgehe: Minnigliche Worte tue ich dazu, den besten Willen streiche ich dran, Tanzen und Singen muß ich haben, das Fünfte ist wonniglicher Trost: so kann ich den leidenden Siechen laben."

So sang Reinmar der Alte im zwölften Jahrhundert. Und Männer und Frauen lauschten seinen Versen.

Tragik der Sprache von Hans Natonek

In Babel fing das Unheil an. Die Sprache, diese große Einheit um das Menschengeschlecht, spaltete sich, und die Menschen verstanden einander nicht mehr. Sie müssen schwer gefehlt haben, daß sie so gestraft wurden. Welch törichtes Beginnen, diese verlorene Einheit durch ein Surrogat, Esperanto, ersetzen zu wollen! Mit dem gleichen Recht könnte man sich unterfangen, einen Ersatz für das verlorene Paradies herzustellen.

*

Zeitungen sind die größten Konsumenten der Sprache; und das mit dem geringsten Effekt.

*

Tragik der Sprache: sie ist zweifellos bestimmt, die Welt zu erlösen, und erlebt doch jeden Tag von neuem ihr Babel.

*

Das Wort lädt eine ungeheure Verantwortung auf Die, die es gebrauchen; aber der Mensch erweist sich ihrer nicht würdig. Das Tier ist in der glücklichen Lage, von dieser Verantwortung nichts zu wissen.

*

Manchmal glaube ich, daß im Wort die letzten Geheimnisse des Lebens ruhen, und daß durch die Sprache eines Tages sich doch noch der Sinn des Daseins strahlend offenbaren wird. Dann aber wieder packt mich der Zweifel am Worte. Ich traue ihm nichts zu. Und die Sprache scheint mir eine schlechte Krücke, mit deren Hilfe wir über die Leere stelzen. Dann fühle ich unendlich die Ueberlegenheit des stummen Tieres. Wir mißbrauchen die Sprache, um uns zu täuschen, um uns in Handlungen zu verstricken, die uns eine Illusion des „Lebens" geben. Wer weiß, wie ganz anders das Tier, das nicht das Wort kennt, das Dasein empfindet.

*

Die Sprache, ja, wäre ein göttliches Instrument, fähig, den Geist auf Erden zu verwirklichen, wenn der Mensch es zu gebrauchen verstünde. Aber er mißbraucht es nur, um das Leben um seinen wahren Wert zu betrügen und Lärm in die Welt zu bringen. Das Wort ist ein göttliches Geschenk den Göttlichen; es macht den Reichen reicher, aber den Armen ärmer. Und wir sind Arme.

*

Des Geschenks der Sprache teilhaftig zu sein und dennoch Krieg zu führen, das macht mißtrauisch — nicht gegen die Sprache, sondern gegen Die, die sie gebrauchen. Hier wächst ein Mißtrauen gegen den angemaßten Vorrang der Menschheit vor dem Tier, das stumm ist und keine Kriege kennt, zu gigantischer Tragik.

*

Das Beste, was uns ein Dichter zu geben hat, ist seinem Schweigen abgerungen. So ist das Wort köstlich, denn es ist der

Stummheit entrissen. Was die übrige Menschheit redet, ist Verworfenheit, Unflat. Ihr Bestes liegt unverbrüchlich und ewig verschlossen im Schweigen.

*

Das Gute schreibt man nur für eine Handvoll Menschen. Das Beste gar schweigt man für sich.

*

Würde doch all das laut werden, was im Menschen, ihm selber unbewußt, schweigt! Und verstummen, was er redet! Wie würde die Welt mit einem Schlage anders aussehen!

Das Psychostenogramm von Rudolf Kurtz

Ich kann es nicht anders sagen. Und wenn es noch schrecklicher klänge: das Psychostenogramm.

Gemeint ist die Methode, wie der gefallene Dichter August Stramm zur Formulierung seiner Gesichte schritt.

Zu gewissen Dingen gehört Komfort. Zum Beispiel: wer würde ein umständlich garniertes Filet einer noch so hochwertig konzentrierten Nährpille nicht vorziehen? Obschon sie den gleichen Kaloriengehalt oekonomischer zuführt. Oder, gegenständlicher: wer würde, in gehobener Gemütsstimmung, statt der astronomischen Formel der Erd- und Sonnenbewegung nicht lieber die weitläuftigere, unbestimmte Fassung der gleichen Tatsache im Gesang der Erzengel konsumieren?

Extraktion und Stenographie sind Methoden der entgeisteten, seelenlosen Körperwelt.

So geht es mir mit der Literatur des gefallenen Stramm. Ich spüre die gewaltigen Möglichkeiten: aber er reicht mir ihr stenographisches Zeichen. Die hochkonzentrierte Nährdroge.

Dabei hat der Dichter August Stramm allen Anspruch, mit dem Ernst, der einer bedeutenden Kunstübung ziemt, begrüßt und empfangen zu werden. Wer sich mit einem Lächeln begnügt, ist um ein beschämendes Eingeständnis seiner aesthetischen Unempfindlichkeit reicher. Nur darf von den Getreuen nicht verwehrt werden, die dichterische Form August Stramms zur Weltfunktion der Kunst überhaupt in Beziehung zu setzen.

Und da, muß ich sagen, scheint mir dieser Weg, als Methode gedacht, auch für einen Einzelgänger verzweifelt schmal und aussichtslos. Wenn man von einer Entwicklung in dieser Richtung überhaupt sprechen will, so kann sie nur darin bestehen, die Formenwelt immer energischer zu verringern. Die Reduktion der Verständigungsweisen auf gattunghafte Schreie.

Denn das Revolutionäre dieser neuen Kunstform besteht, kurz gesagt, darin, daß die entscheidenden geistigen Aktionen als Bühnenvorschrift in die Klammer gesetzt werden und die eigentliche Rede sich sozusagen auf den Tenor der Aussage beschränkt. Zum Beispiel:

E r (aus dem Dunkel, leichthin): Ich?!
W e i b (befreit): Ich (tastet seine Hand).
E r (legt den Arm um).
W e i b (schauert, haucht): Du?
E r (beugt zärtlich): Du?
W e i b (wehrt): Ich!
E r (zärtlich scherzig): Ich?! (küßt).
W e i b (haucht).

Der spezifisch dramatische Vorgang erledigt sich in Regie-Anweisungen. Sie sind die wesentlichen Gelenke der Wortmasse, die ohne sie jeder Artikulation entbehren würde.

Was in dem mir vorliegenden Drama: ‚Geschehen' (im Verlag des ‚Sturm') gesprochen wird, geht nur wenig über den Umfang der Pronomina hinaus. Es ist auf den ersten Blick ein befremdender Gedanke, einem so reichen Organismus wie der deutschen Sprache die — absichtsvolle — Kargheit eines Uridioms zuzumuten. Die, mögliche, Erinnerung an die Negerplastik, eine Erscheinung von ernstester Befruchtung für die junge Kunst, ist mit Nachdruck abzulehnen. Die hieratische, nur die aufbauenden Formen herausholende Bildkunst der primitiven Völker steht in keinem Vergleich zu einer künstlichen Verarmung des Sprachschatzes: denn der Organismus des Sprachleibes kennt konstruktive Formen nur im grammatischen, nicht in einem anschaulichen Sinne.

Ist Stramms Erlebnis der Form an einer, wenn auch unbewußten Analogie dieser Art gewachsen, so erschließt sie sich sogleich als unfruchtbarer Dogmatismus. Innere Gründe machen die Annahme einer verwandten seelischen Grundstimmung wahrscheinlich. Es geht ein starker Willenszug in Form- und Wortwahl durch das Drama: eine Häufung von Imperativen, von energiegespannten Verben. Dieses Zurückgehen auf die letzten aufbauenden Grundformen, auf die einfachsten, unentbehrlichsten Kraftbehälter der Erscheinungswelt ist bezeichnend für den Expressionismus, als dessen radikalster Vertreter Stramm angesprochen werden mag. Der intellektuelle Grundriß des Dramas ist wie aus einer einzigen Willensentladung hervorgestoßen: ohne sich auf Uebergänge, Zusammenhänge, Abstufungen einzulassen, entfaltet er das Geschick des wollenden Mannes in ein paar Situationen, Leidensstationen, die vom täglichen Inferno bis zur grenzenlosen Weite des Sternenhimmels eilen, vom Donnerhall des gärend gewordenen Kosmos bis zum Blinden am Wege, der ein Kinderspott ist. Das Drama Stramms kommt ohne Psychologie aus: die Seelenvorgänge, die zwischen den Handlungen stehen und sie verbinden, sind von höchster Einfachheit, ohne darum notwendig primitiv zu sein. Die heroische Sternenlandschaft Momberts umschließt luftdicht die Vorgänge. Urgefühle von Mann und Weib, Urerlebnisse der Geschlechter treiben den Vorgang. Die technischen Möglichkeiten sind kaum angedeutet. Tragend bleibt der außerordentlich einfache und große Gedanke: das Leiden des Mannes in der Welt, dessen

Schöpferdrang von der Begrenztheit der Erscheinungen eingeengt wird, und, im Irdischen besiegt, geistig der Herr bleibt. Der entscheidende Kampf vollzieht sich in einer Szenerie, die mit wenigen Elementen die unbegrenzte Weite des kämpfenden Kosmos umschließt. Das Ringen des Mannes, zur Seite die Frau, die Gefährtin, mit den Weltkräften, die sich beugen und tückisch die Sekunde erlauern, über den Irdischen herzufallen, ist von einer eruptiven Größe, die eine letzte Steigerung erfährt, wenn unser aller Mutter, die Erde, den mütterlichen Schoß öffnet. Das ist ohne eine Spur allegorischer Künstelei gemacht. Das ist tragisches Ringen des Menschen, der, Urkräften gegenüber, unser aller Schicksal fühlt: Sohn einer Mutter zu sein. Und ohne kleinliche Groteske erstirbt das äußere Leben des nun Geblendeten am Dorfrain, im Geplapper und ahnungsvollen Lallen der Kinder, im Haß der Großen: getragen von dem seligen, reinen Gefühl, Mensch zu sein, in lebendigen, blutdurchwärmten Beziehungen zur tausendfältigen Fülle der Erde zu stehen.

Es ist etwas vom prometheischen Schicksal in dem Manne, der den Irdischen das Feuer gebracht hat.

Es wird nicht schwer sein, das mythische Weltbild Stramms anders zu interpretieren. Entscheidend bleibt der Gewinn des Lesers.

Aber vor allem soll man nicht vergessen, daß Stramms Dichtung einen hohen Anspruch hat, als Drama betrachtet zu werden. Bei der Umwandlung des Textes in das lebendig bewegte Zueinander der Bühne verschwindet der stenographische Charakter seiner Methode. Es gelingt ihm grade durch solche Abbreviaturen, eine außerordentliche Mannigfaltigkeit der Ereignisse in einen engen Ring zu schließen. Auf der Bühne würden die Worte, die spärlichen, armen Worte zu dem, als was sie der Dichter gefühlt hat: zu Exponenten gewaltiger Urgefühle. In der unmittelbaren dramatischen Handlung würden sie die dichterischen Urintentionen erfüllen können: mehr als lautlich organisierte Daten des Gefühls denn als syntaktisch gegliederte Aussagen der Bühnenkonversation zu gelten. Was im Buch imperativisch angedeuteter Hintergrund ist, würde räumlich wirksame Gestalt annehmen. Menschliches Leiden würde, was in den Regie-Anweisungen als textlicher Hinweis verläuft, und die Verkümmerung der Sprache würde in den allgemeinen Urgrund zurücksinken, weil die Worte nicht mehr sein würden als Explosionen stumm nicht mehr zu ertragender Spannungen.

Eine bedeutende Aufgabe wartet auf den Regisseur. Es ist nicht meine Meinung, daß für das Drama ein neuer Weg geöffnet werden könnte. Wohl aber: wir wären um Etwas reicher, worein ein Dichter Blut und Kraft eines bedeutenden Lebens gesenkt hat.

Von einem strengern Gesichtspunkt aus würde dieses Bühnenwerk vielleicht als formlos zurückgewiesen werden. Die Mischung von Pantomime und Wortdrama, Sprechton und Liturgie, Bild-

kunst und Musik beschwört wagnerische Hintergründe herauf. Das ist gewiß eine Gefahr für eine Zeit, in der junger Formwille mit dem Gelächter der aesthetischen Anarchie schwer zu kämpfen hat. Aber wir sind nicht reich genug, um auf eine, wenn auch nicht vollgültige, wenn auch nicht entscheidende Aufhellung unsres Daseins zu verzichten!

Eine Arbeiterdramaturgie von Fritz Droop

Der Kritiker als letzte unfehlbare Instanz ist eine Illusion und ein Selbstbetrug. Auch mir ist ein junger Frechdachs, der frisch und fröhlich vom Leder zieht, um altersschwache Götzenbilder aus dem Wege zu räumen, lieber als ein verbitterter Griesgram, der den Ueberschuß an kohlensauerm Kalk ätzend über die gesunde Jugend gießt. Aber — die Kirche muß im Dorfe bleiben. Ich denke garnicht daran, hier einem verdienten Kollegen „von der andern Fakultät" ein Privatissimum zu lesen, und wenn ich die Sammlung ‚Kritiken und Gedanken über das Drama' von Rudolf Franz (Eine Einführung in das Theater der Gegenwart, Verlag von G. Birk & Co. in München, Preis zwei Mark) zum Gegenstand einer kurzen Betrachtung mache, so ist es mir doch nur darum zu tun, das Typische, das sich hier zeigt, gebührend zu belichten.

Als Lessing die Lehren des Aristoteles auf den Gesichtskreis der „modernen" Literatur ausdehnte, begann er eine Prüfung der Leistungen der Deutschen, die der Unnatur des französisch-klassischen Geschmacks nutzlose Opfer gebracht hatten. Sein ideales Ziel war die Erweckung eines nationalen und künstlerisch vollendeten Dramas. Er kannte keine Enge, und es sind in den anderthalbhundert Jahren seit dem Wiegenfest der Hamburgischen Dramaturgie nur sehr wenig einschlägige Bücher geschrieben worden, die von ähnlicher inhaltlicher und formaler Reife wären. Nun hat die lange Reihe der dramaturgischen Werke durch Rudolf Franz, der bis zum Ausbruch des Krieges als Feuilleton-Redakteur eines sozialdemokratischen Parteiorgans in Bremen wirkte, eine temperamentvolle Bereicherung erfahren. Die sozialdemokratischen Zeitungen rühmen sich des Vorzugs, daß ihre Kritiker in keiner Weise von den geschäftlichen Fragen des Zeitungsbetriebes abhängig seien. Sie haben durch ihr mannhaftes Eintreten für die sozialen Entwicklungsprobleme unsrer Tage ganz gewiß schon viel Gutes gewirkt. Sie sind dem Mann aus dem Volke in geistigen Dingen sehr oft Führer gewesen und arbeiten auch in unsern Tagen durch die Aufklärung des Proletariats an dem Aufbau hoher Ideale mit. Das Buch von Rudolf Franz wendet sich speziell an das proletarische Publikum, und der Verfasser behauptet in seiner programmatischen Abhandlung über Theaterkritik, daß er sich der hohen Anforderungen, die ein solches Unterfangen an ihn und das Publikum stellt, wohl bewußt sei. Die

Kritik ist ihm „keine Eselsbrücke für das denkfaule Publikum, wie bei der Bourgeoisie, sie hat in erster Linie die Aufgabe, den Theatern auf die Finger zu passen, daß sie Angst (!) kriegen; in zweiter Linie hat sie den anspruchsvolleren Leser anzuregen zu eigenem Nachdenken und Nachprüfen, zu eigener Kritik." Franz will in erster Linie den Theaterleuten „beweisen, daß er auf dem Posten" ist. Darin besteht nach seinen Worten der Dienst, den er als „unerbittlicher Kunstrichter" dem Publikum leistet, und er fügt selbstsicher hinzu: „Der Theatermann merkt sehr bald, ob er einen grundsatzlosen Schwätzer, einen feilen Rezensenten und armseligen Verlegerkuli vor sich hat, oder einen sachkundigen, einen Unbestochenen, einen Unabhängigen ... Inzwischen kann ein armes Kritikervieh der genannten Art am Ende nichts dafür: man will es so von ihm, und sein armselig Leben geht ihm über die Kunst. Wir Oppositionellen sind in der Lage, unabhängig urteilen zu können. Zugleich als exponierte Existenzen gottseidank dazu genötigt." Seine Philippika schließt mit dem Bekenntnis, daß es in den Fragen der Kunst letzten Endes auf den Geschmack ankomme, daß sich die Erziehung zum Geschmack aber nicht durch gelegentliches Vorsetzen von echter Kunst bewirken lasse.

Ich weiß nicht, ob ein Volkserzieher das Vertrauen seiner Gemeinde durch Ausdrucksformen gewinnt, die in solcher Selbstbespiegelung gipfeln. Aber ich kenne ein Wort Lessings, das sagt: „Man hat keinen Geschmack, wenn man nur einen einseitigen Geschmack hat, aber oft ist man desto parteiischer. Der wahre Geschmack verbreitet sich über Schönheiten jeder Art; aber er erwartet von keiner mehr Vergnügen und Entzücken, als sie nach ihrer Art gewähren kann." Wenn man einem Menschen von gesundem Verstande Geschmack beibringen will, braucht man ihm nur auseinanderzusetzen, warum ihm etwas nicht gefallen hat. Aber man darf ihm nicht hinterher eine Parteibrille aufsetzen, die ihm ein ganz andres Bild zeigt, als er vorher gesehen. Die Unterscheidung der Leser in die anspruchsvollen Proletarier und die denkfaulen Bourgeois ist zu primitiv, um eine Zurückweisung zu rechtfertigen, und der summarische Anwurf der Bestechlichkeit der bürgerlichen Rezensenten bedarf erst recht keiner Parade. Daß nicht nur die führenden Zeitschriften und Großstadtzeitungen, sondern auch die bessern Provinzblätter „bürgerlichen" Gepräges heute gänzlich unabhängige, freie Umschau haltende Kunstkritiker haben, können die Künstler allerorten am besten bezeugen; dagegen wirkt es gradezu grotesk, wenn ein Theaterkritiker, der jedes Bühnenstück aus dem schmalen Winkel seiner Parteistube betrachten muß, von umfassender Sachkenntnis und Unabhängigkeit spricht. Damit schneiden wir den Brennpunkt der Sache: die Kunstkritik verträgt keine Enge. Sie darf nicht für eine besondere Klasse des Wahlrechts in Anspruch genommen werden, und es ist eine falsche Parallele, wenn Rudolf Franz behauptet, daß sich die vielen dramaturgischen Versuche (seit Lessing) immer an

ein andres Publikum gewandt hätten. Es ist immer das Ziel aller berufenen Führer auf dem Gebiet des Theaterwesens gewesen, das Publikum aus den Schranken der Parteien zu befreien und es auf eine höhere Warte zu führen. Der Denkfaule gedeiht in den Kreisen der Proletarier so gut wie in der blind gehaßten Bourgeoisie. Verwunderlich ist mir, daß ein Kritiker, der das Studium des Individuums zur Basis aller kritischen Erkenntnis machen müßte (und Rudolf Franz bildet keine Ausnahme hiervon), kurzweg Massen einander gegenüberstellt, die nicht durch das Band eines geschulten gleichen „Geschmacks" zusammengehalten werden, sondern durch ein politisches Bekenntnis, das mit den Fragen der Kunst an sich nichts zu tun hat. So ist ein in mancher Beziehung anregendes Buch trotz dem Drange nach reiner Sachlichkeit letzten Endes doch nur die Aeußerung eines Mannes, der den Entwurf scharf umrissener Gefühls- und Gedankenbilder durch die Rücksicht auf besondere Parteitendenzen immer wieder gehemmt sehen mußte. Wer aber zu solcher „Rücksicht" gezwungen ist, der sollte nicht so vorlaut von Unabhängigkeit und Freiheit reden. Auch Rudolf Franz hat die Wahrheit als Ziel ersehnt. Auch er wird sich der Erkenntnis beugen müssen, daß Irrtum unser Schicksal bleibt.

Ergebnisse von Alfred Grünewald

Leidenschaft kann die Persönlichkeit steigern oder ihr entgegenwirken. Im zweiten Falle bleibt ein Subtraktionsrest: das böse Gewissen.

*

Allzuflüssige Rede — allzuverdünnte Gedanken.

*

Unzählige Sentenzen beginnen mit den Worten: Es gibt zwei Arten von Menschen. Sagen wir also summarisch: Es gibt unzählig viele zwei Arten von Menschen.

*

Verwunderlicher Vorfall: Kaspar blähte sich vor Stolz. Da platzten seine Neider.

*

Welch schauervolles Gewimmel von Millionen Einsamkeiten!

*

Allerorten blasen jetzt Neutöner in die Posaune. Meine tauben Ohren aber hören die Posaune des Gerichtes.

*

Ich glaube, diesen Herren Poetastern kommt es vor allem auf Einschüchterung des Lesers an.

*

Der Sudel der neumodischen Literaturköche schmeckt nach Rezept.

*

Sie ließen ihn in den Wind reden. Eines Tages war der Wind ein Sturm.

Emilia Galotti von Alfred Polgar

Emilia Galotti', dargestellt von der Auslese deutscher Schauspielerei. Champions, nichts als Champions, jeder einzelne erhöhten Preises und erhöhter Preise wert. Es war sehr anregend und stellenweise auch schön. Das Stück, ob seiner Straffheit hoch berühmt, ging freilich auseinander: aber wenn sich fünf bewußte Solisten dehnen, darf wohl auch das festeste Drama ein wenig in den Nähten krachen.

Der Prinz: Herr Moissi. Seine Leidenschaft schien diesmal ein wenig lahm. Er hatte süße Momente, so in dem seidig fein gesponnenen Dialog mit Emilia; sonst war sein Spiel wie von Apathie leicht umschleiert. Das Prinzliche funktionierte natürlich tadellos, das erotisch Berückende wollte nicht recht. Die ganze Figur höchst lebendig und doch ohne rechtes Leben: wie ihr eigenes Spiegelbild. Das Charakterlose, Schwache, Willens-Morbide glückte am besten. Dieses fürstliche Haupt war mit ranzigem Mandelöl gesalbt.

Bassermann — Marinelli: ein smaragdgrünes Reptil, verzwickt hingeringelt, übermäßig viel Speichel lassend. Jedenfalls ein Lebewesen, das im Gedächtnis bleibt. Dieser Marinelli erstickte fast in burlesken Kinkerlitzchen, seine schleimige Suada des öftern sogar nicht nur fast. Aber die unerbittliche Konsequenz, mit der er kinkerlitzte, zeigte den Artisten Bassermann auf der Höhe. Die Attrappen, mit denen er sich behängt hatte, dienten ihm als kleine Stauwerke, die überwindend der Fluß seines Spiels in lauter winzige Wasserfällchen zersprudelte. Er hatte zu diesem Zweck eine Dose mit Riechsalz, eine Dose mit Bonbons, ein langgestieltes Lorgnon, das ihm wie ein Steigbügel überm Bauch baumelte. Und es war schon mehr als amüsant, dem Tanz zuzusehen, den die Tücke des Subjekts mit diesen Sachen aufführte. Warum Herr Bassermann bei jeder Gelegenheit einen höchst drolligen Kratzfuß, einen ganzen Violinschlüssel, auf den Boden schnörkelte, blieb vorerst unklar. Aber als er auch beim letzten Abgang, in Ungnade und Verbannung, so tat, löste sich das Rätsel: Um dieses letzten Kratzfußes willen alle Kratzfüße des Abends! Erschauernd ob solch weitsehender Pointenvorbereitung eines schauspielerischen Ingeniums verstand nun der Zuseher, daß das Süßlich-Höfische der character indelibilis des Marinelli, daß er auch noch auf dem Schafott, sich von der Welt empfehlend, seinen Violinschlüssel hincraquelieren würde.

Den alten Galotti spielte Herr Steinrück, und ich kann mir die Figur kaum stärker, echter, menschlicher denken, als er sie da, kantig, schroff und doch zu innerst voll Güte, hinstellte. Hier schlug ein Herz männlichsten Rhythmus. Und man hörte die Musik.

In der Szene mit Marinelli war Frau Roland, Gräfin Orsina, vortrefflich. Der ungebrochene Schwung, in dem sie über Senkungen und Hebungen der Szene zu deren Gipfel kam, zeigte,

daß ihre Kunst großen Atem hat. Wut, Verachtung, Mitleid mit sich selbst und echteste weibliche Schwäche mengten sich zum wirksamsten, für Augenblicke blendenden dramatischen Farbenspiel. In ihrer Szene mit Odoardo kamen komödiantische Geschicklichkeiten zur Majorität.

Emilia war Fräulein Pünkösdy von den Reinhardt-Bühnen, als starkes Talent noch von den Anfängen unsrer Volksbühne her in Erinnerung. Sie hat ein adlig Wesen und drum bin ich ihr gut. Etwas erquickend Reines, Kühles ist in ihrer deutschesten Art, etwas, das an Bachsche Musik erinnert. Aber die Emilia ist eine Wurzen-Rolle, gefährlich, undankbar, ohne Weg und Entwicklung vom schüchternsten, lebensfremden Mädchentum zur todfordernden Jungfrau-Heldin antiken Formats hinaufgerissen.

Trotz den erhabenen Gästen fiel Herr Josef Schildkraut, in der kleinen Rolle des Malers Conti, wieder auf. Dieser junge Mime, nach Sprache, Statur, Aussehen, Gehaben und Talent zur Mimenschaft berufen, wird einst, von Reinhardt natürlich, als Auserwählter wiederkommen. Und zu wesentlich erhöhten Preisen. Für Claudia Galotti trat Frau Ullerich würdig ein. Wahrlich, es mag nicht leicht sein für Emilias Mutter, solche Würde zu wahren, wenn sie auf das Ersuchen, nicht zu schreien, antworten muß: „Was kümmert es die Löwin, der man die Jungen geraubt, in wessen Walde sie brüllt?“ Hier, und anderswo, sollte die Lessing-Pietät des Regisseurs scheu werden und einen Satz über den Satz machen.

Im Käfig von Theobald Tiger

Hinter den dicken Stäben meiner Ideale
lauf' ich von einer Wand zur andern Wand.
Da draußen gehen Kindermädchen, Generale,
Frau Lederhändlerswitwe mit dem Herrn Amant . . .

Manchmal sieht einer her. Mit leeren Blicken:
Ah so! ein Tiger — ja, das arme Tier . . .
Dann sprechen sie von „Tantchen auch was schicken
in Pergamentpapier“.

Ich möcht' so gern hinaus. Ich streck' und dehn' mich —
Die habens gut, mit ihrer großen Zeit!
Sie sind gewiß nicht rein, und doch: ich sehn' mich
nach der Gemeinsamkeit.

Der Tiger gähnt. Er käm' so gern geloffen . . .
Doch seines Käfigs Stäbe halten dicht.
Und ließ der Wärter selbst die Türe offen:
Man geht ja nicht

Allerlei von Alfons Goldschmidt

Anfang des Jahres glaubte ich an einen Abbau der Börsenkurse. Es ist anders gekommen. Schon im Winter hatten Spekulation und Publikum, unbekümmert um die meteorologische Anomalie, den Sonnenstich; augenblicklich sind sie völlig verwildert. Selbstverständlich konnte der Effektenkurs nicht auf dem Friedensstand bleiben. Alle Preise sprangen, also auch die Börsenpreise. Geldentwertung ist nicht nur Warenpreiserhöhung, sondern auch Effektenkurssteigerung. Geldverfettung, Riesengewinne der Industrie, leichte Hand, Gier nach bequemem Nutzen: die Kurse mußten klettern. Aber sie kletterten über alle Soliditätsgrenzen hinaus. Die Börse kümmerte sich nicht mehr um Produktionstatsachen, um Zukunftsgefahren, um Abnützungen und Umstellungsnotwendigkeiten, um Unterscheidung von Zufalls- und Dauerkonjunktur. Sie trieb die Kurse ohne Ansehen der Gesellschaften. Ob Steuerentwürfe kamen, Friedensaussichten sich öffneten, Verwässerungen vorgenommen, Bilanzdurchsichtigkeiten begangen wurden: sie schmiß die Kurse nach oben. Es war und ist eine üble Psychose, und der Rückschlag kann nicht ausbleiben. Dann wird das Gejammer anheben, das Gejammer der Letzten, der Lehrer, Aerzte, Witwen, Kleinrentner, Handwerker, der Vielen draußen und drinnen, die sich verlocken ließen. Verlocken von einem verschwommenen Bilde und von Beratungen, die im Kriege noch peinlicher wirken als vorher. Mahnungen nützen nichts; nur der Schlag kann ihnen helfen. Er wird sie eines Tages treffen.

*

Diese Höchstpreise! Kein Mensch kehrt sich dran. Kein Mensch liest Verordnungen; alle kaufen und verkaufen am „freien Markt". Schon beginnt das Gemüse- und Obstfiasko. Was nützen Berechtigungen, Lieferungsverträge und Beschlagnahmen — Geld mußt du haben! Und Geld gibts in Hülle und Fülle. Wir ersticken unter Papiermassen; ganz Europa erstickt darunter. Die Kaufkraft ist nicht mehr zu regeln; der Nominalwert ist Mumpitz; Angebot und Nachfrage unterhalten keine Beziehung mehr; alles steht Kopf. Ob viel Ware da ist oder wenig: das Geld wird nicht geachtet. Wie will Europa aus diesem Jammerzustand sich in Ordnung und Vertrauen retten? Wird der Friede die Inflation abebben oder steigen lassen? Das ist die große Frage. Die Marktgesetze sind zerstört, die Geldregeln ziehen nicht, die Wissenschaft dringt nicht durch das Gestrüpp. Es bleibt nur der Mut, das Kraftgefühl und das Bekenntnis zu Arbeit und Ueberwindung.

*

Der Krieg hat neue Aktiensünder gezüchtet und alte verhärtet. Es wird unsagbar viel geschoben. Die Verschleierungsstrafe schreckt nicht mehr, mit Abschreibungen wird geludert, Dividendenwillkür herrscht, angepeitscht vom Hungergeschrei rasend gewordener Aktionäre. Nie gesehene Buchungsmethoden tauchen auf, es wird nach Belieben geschwiegen oder geredet, die Vaterlandsparole wird mißbraucht. Von Aktienreform spricht kein Mensch mehr. Es geht alles hin ohne Kontrolle, ohne Verfolgungen. Die Welt ist so taub geworden, daß sie die schreiendsten Dinge nicht mehr hört. Probleme verkümmern in den Aktenschränken, während die Mästung fortschreitet. Es ist auch garnicht mehr möglich, auf die alte Weise dagegen zu kämpfen. Zahllos sind die Fälle, und klein und lückenhaft ist der Kampfapparat. Man muß ab und zu Einiges sichtbar machen, damit das Gewissen wenigstens hie und da pocht.

*

In der Generalversammlung der Deutschen Bank hat Herr v. Gwinner auf Anfrage den Fall Hohenlohe mit einigen Sätzen bedacht. Sätzen, die mein Urteil unterstreichen. Der Aerger über die Scheidung ist heftig. Die Betonung eines hochherzigen Altruismus und die Gleichgültigkeitsbeteuerungen überzeugen nicht. Man muß die Verträge sehen die Methoden kennen. Das ist die Hauptsache. Großverwaltungen tun solche Dinge gern mit einigen Generalversammlungsworten ab. Aber damit ist es wirklich nicht geschafft. Hier geht es um Prinzipien und wirtschaftswichtige Entwicklungen. Es genügt nicht, vom Balkon des Palastes eine Ansprache an das geduldige und stimmenschwache Volk zu halten. Prüfung muß sein, wenn sie auch bitter ist. Abschnitt 5 des ‚Entwurfes zu einem Aktionsprogramm der deutschen Sozialdemokratie' beschäftigt sich besonders mit der Bankkonzentration und stellt Kontrollforderungen auf. Vielleicht kann man den Mut des Gesetzgebers mit Hohenlohe entzünden.

*

Herr v. Kühlmann sprach am zweiundzwanzigsten Mai in der Berliner Handelskammer über den Wirtschaftsfrieden mit Rumänien. Er referierte, was wir schon wußten, und stieß zum Schluß das Tor Mitteleuropas zur freien See hin auf. Man will durch Vereinheitlichungen, Vereinfachungen und Sicherungen die Weltverkehrsbasis festigen und breiter machen. Die um das Mittelmeer und seine Dependenzen gelagerten Wirtschaften sollen sich gruppieren, aber nicht verschließen. Das ist das Programm. Ein Programm noch ohne Einzelheiten und Begrenzungen, aber schon ein Programm. Deutschland will und muß auf die freie See, Deutschland muß nach allen Windrichtungen, Deutschland braucht Uebersee, soweit die Welt reicht. Es mag, es soll seine Abwehrstellung gegen die Pariser Beschlüsse stärken, aber der Wille zur Handelsuniversalität darf nicht darunter leiden. Wir sind kein Binnenland mehr und blieben ein Binnenland auch mit allen Straßen des frühen Mittelalters. Das Mittelmeer ist nur ein Teil des Weltmeers. Das Weltmeer schlingt sich um die ganze Erde. Um den Friedensglobus liefen unsre Schiffahrtslinien, um den Friedensglobus müssen sie wieder laufen. Unser Feld ist die Welt.

Antworten

Idealist. Es ist eine von Ihren Kerneigenschaften daß Sie unverbesserlich sind. Aber das scheint mir selbst für Sie ein Rekord zu sein, daß Sie sich über den Zustand des berliner Hoftheaters „in dieser großen Zeit" verwundern. Wenn sich mit jedem Tage die Zahl der Einbrüche mehrt, so ist wirklich nicht einzusehen, warum sich einzig die künstlerische Moral heben soll. Nein, nichts paßt besser in das Gesamtbild der Gegenwart als folgender Säulenanschlag des Königlichen Schauspielhauses: „Sonntag, 26. Mai. Nachmittags 2½ Uhr. 179. Kartenreservesatz. Auf Allerhöchsten Befehl Vorstellung für die Kriegsarbeiterschaft: Meine Frau, die Hofschauspielerin. Ueber sämtliche Plätze ist bereits verfügt. Das Abonnement, die ständigen Reservate, die Dienst- und Freiplätze sind aufgehoben. Abends 7½ Uhr. 140. Abonnementsvorstellung: Meine Frau, die Hofschauspielerin. Dienst- und Freiplätze sind aufgehoben." Aesthetiker Ihrer umständlichen Gemütsart würden jetzt mit dem Zaunpfahl darauf verweisen, daß die Aufhebung der Dienst- und Freiplätze einen Gewohnheitsandrang des Publikums bezeugt, wie er zu ‚Iphigenien' niemals erlebt worden ist; daß seit ‚Charleys Tante' nicht ein und dasselbe Stück auf ein und derselben Bühne zwei Mal an ein und demselben Tage gespielt worden ist; daß die Intendanz das Publikum unterschätzt,

wenn sie nicht auch an allen Wochentagen, sondern nur an fünfen ‚Meine Frau, die Hofschauspielerin‘ die gesamte übrige Zoologie der mittemächtigen Dramatik aus dem Felde der Unehre schlagen läßt. Und so weiter, als ich gehen kann, der vor den meisten Zeitgenossen darin bevorzugt ist, daß keine Kenntnis dieser poetischen Schöpfung seine Unbefangenheit angekränkelt hat. Bevor das Werkchen an die Tore und Toren der Reichshauptstadt pochte, verbreiteten die Autoren durch eine gefällige Presse, daß irgendwer in irgendeiner Vorstellung aufgezeichnet habe, wie oft gelacht worden sei, und daß sich die runde Zahl hundertundfünfundsiebzig ergeben habe. Wo die Statistik das Zwerchfell bemüht, hat das ernste Organ der Kritik zu kuschen, die überdies ihre Ohnmacht gestehen müßte, zwischen einer so ominösen Zahl und der Geistesbeschaffenheit eines ausgesprochen männlichen Kriegervolkes einen Zusammenhang herzustellen.

Mitglied der Freien Volksbühne. Sie sind neugierig, was ich zu dem Programm der Direktion Kayßler sagen werde. „. . . langsamer, ruhiger, fester und ernster Ausbau eines eigenen Ensembles mit eigenem Darstellungsstil in einem weiten, alle Werte der großen dramatischen Literatur pflegenden Spielplan . . . Pflege der jungen deutschen Bühnendichtung; aber ohne jene Hast, die nach jeder Absonderlichkeit greift, mit der man auffallen und andern den Rang ablaufen kann . . . Aischylos, Hauptmann, Shakespeare, Strindberg mit immer neuer Andacht ausprägen . . . Niemals dem Schauspieler oder dem Regisseur zuliebe den Dichter zum bloßen Textbringer erniedrigen . . . Schauspielerischen Nachwuchs fördern . . . Das zusammenarbeitende Ensemble noch höher achten als jede Einzelleistung . . .“ Was also ich zu diesem Programm zu sagen gedenke? Nicht viel; nicht mehr als den einen Satz: Unmöglich, ein schöneres auszuhecken. Wirklich nicht eine Silbe mehr. Denn wenn man im Lauf der Jahrzehnte einige tausend Theaterprogramme hat aufgestellt werden und nur diejenigen — es waren in fünfundzwanzig Jahren immerhin zwei — hat ausgeführt werden sehen, die nicht aufgestellt worden waren, so hegt man ein Mißtrauen gegen noch so wohlgeformte Worte und prognostiziert und prophezeit nicht, sondern wartet geduldig ab. Kayßlers Programm hab' ich säuberlich ausgeschnitten und aufbewahrt. Am Schluß des ersten Spieljahrs will ichs heraussuchen und das Ergebnis an der Verheißung messen.

Freund der Deutschen Zeitung. Daß es das gibt, daß es Sie gibt: das ist nun doch überraschend. Ich glaubte wohl, daß die Neudeutsche Verlags- und Treuhand-Gesellschaft m. b. H. Aktionäre hat; daß die Aktionäre, um nicht vor Langerweile zu sterben, sich der Lektüre ihrer Zeitung enthalten; daß sie sie höchstens ab und zu heranziehen, um durch den Vergleich mit andern, richtigen Zeitungen zu ermessen, wie sehr ihr Vermögen sich am Jahresende verringert haben wird: das alles habe ich dieser Gazette zugetraut — aber nicht, daß sie einen uninteressierten Leser, einen Leser um ihrer selbst willen, und am wenigsten, daß sie einen Freund hat. Sie also stellen sich als das anatomische Wunder vor, dem die Kenntnisnahme des Blattes nicht die Freundesgefühle im Busen getötet hat; und Sie verteidigen Ihr Leiborgan, das Viele nicht einmal zu ihrem Leibesorgan machen möchten, uneigennützig gegen uns böse Buben. In Nummer 18 hatten wir „Redaktionszustände“ der Deutschen Zeitung „ein bißchen beleuchtet“. Mit der gewohnten Schärfe, die durch Vorsicht nicht abgestumpft zu werden braucht. Sie, ohne Namen und ohne Aktivlegitimation, fühlen sich angetrieben, diese Beleuchtung zu regulieren. „Ueber die Gründe, welche die verschiedenen Redakteure — die Zahl ist mit neun für das erste Betriebsjahr zutreffend angegeben — zum Austritt aus der Deutschen Zeitung bewogen, soll hier im einzelnen nicht besprochen werden. Berichtigend

sei nur bemerkt, daß es im Fall Lutz Corrodi nicht eine allzu ‚besonnene‘ (das heißt: schlappe) politische Haltung des Vertrauensmannes gewesen sein kann. Sonst hätte er nicht bis zuletzt die Unterstützung seines Freundes Heinrich Claß genossen, der wohl von keinem seiner Angestellten — die Zeitung ist als Organ für die persönliche Politik des Haupts des Alldeutschen Verbandes gedacht — an Gesinnungstüchtigkeit und Schneidigkeit überboten werden wird, wie Corrodi auch als Einziger eine Abfindungssumme — die überdies die in der ‚Weltbühne‘ angegebene von fünfzigtausend Mark beträchtlich übersteigt — beim Austritt aus der Deutschen Zeitung empfangen hat.“ Gott schütze mich vor meinem Freunde! wird die Deutsche Zeitung rufen. Aber nachdem ich auf diese erfreuliche Weise dahinter gekommen bin, daß bei der Beleuchtung alldeutscher Redaktionszustände die gewohnte Schärfe offenbar doch durch Vorsicht über Gebühr abgestumpft worden ist, hab' ichs mich nicht verdrießen lassen, meine Ahnungen, die eigentlich niemals trügen, mit Informationen zu untermauern, und bin bei dieser Arbeit allerdings auf Dinge gestoßen, die man in einem geordneten Zeitungsbetrieb sich einfach nicht vorstellen kann. Was hat den Mann, gewiß auch nach Ansicht der Alldeutschen, auszuzeichnen? Mut! Unbedingte Freiheit des Urteils. Der Leser der ‚Deutschen Zeitung‘, der zugleich ihr Freund ist, soll erstaunen, zu welchem Kritikermut sich die Artikelschreiber aufzuraffen vermögen. Du armer Leser und Freund, wenn du wüßtest, mit welchen Widerwärtigkeiten die sogenannten Hauptschriftleiter der ‚Deutschen Zeitung‘ zu kämpfen haben! Diese angeblich unter eigener Verantwortung handelnden ‚Schriftleiter‘ sind nichts als Schreiber. Schreiber dessen, was ihnen Herr Claß aus Mainz am Rhein zu schreiben befiehlt. Es gilt nur die eine Meinung, die Herr Claß teils dem Alldeutschen Verband, teils der Deutschen Zeitung auferlegt. Trotzdem freilich ist bei dem Austritt nationalliberaler Mitglieder aus dem Alldeutschen Verbande gottesfürchtig und dreist erklärt worden: Verband und Deutsche Zeitung sind völlig getrennte Bezirke! Herr Claß verlangt von seinen ‚Hauptschriftleitern‘, daß sie sich gutwillig auf den Boden seiner allgemein-giltigen Anschauungen stellen. Und wenn sie das nicht tun, sondern hier und da einmal auch ihre eigene Meinung, was immer in submissester Weise zu geschehen hat, zum Ausdruck bringen, dann trifft sie das Donnerwetter des Herrn Claß, der alle für unfähig erklärt, so gegen ihn sind. Herr Claß schaltet und waltet in seiner Deutschen Zeitung nicht wie ein Besitzer, sondern wie ein Tyrann. Er verletzt brutal das Ehrgefühl seiner Angestellten; nennt ihre Aufsätze, wenn sie ihm nicht passen, „Papierverschwendung“; spricht zu ihnen wie der Gutsherr zu seinen Hörigen im Mittelalter. Er befiehlt seinen Untergebenen, laut und grob zu werden, wenn nichts zu befürchten ist. Wirds aber kritisch und steht hinter dem Gegner eine Macht, die schaden kann, dann schnauzt er diejenigen seiner Angestellten an, die unter allen Umständen für eine Sache zu kämpfen gewähnt haben. Dann müssen Stresemann und Kühlmann (man bedenke: sogar Kühlmann!) sanft angefaßt werden, dann darf der verhaßte Staatssekretär kein „politischer Bankrotteur“ sein, dessen Politik „Mitleid und Nachsicht“ verdient, dann wird Vietinghoff-Scheel in eigener Person bemüht, um bei Stresemann Abbitte zu leisten. (Die Nationalliberalen übrigens sollten sich ihre Freunde im alldeutschen Kriegslager einmal gründlich betrachten. Herrn Stresemann, der sich mit allen seinen Talenten und volksrednerischen Künsteleien zum Organ einer bestimmten Macht emporgeredet hat, wird es als Annektionisten gewiß nicht lieb sein, von den Annektionisten als ein „Schädling in nationalen Kreisen“ bezeichnet zu werden, dessen Zugehörigkeit zum Alldeutschen Verbande man Heuchelei nennt.) Friedberg

aber, der, wenigstens innerpolitisch, dem Schlage Claß als **Feind** gegenübersteht, ist vogelfrei. Seine „frivole Rede in Remscheid" und sein „trauriges Auftreten" in der Polendebatte müssen auch dann noch in der Deutschen Zeitung verdammt werden, wenn ihre Aktualität längst verblichen ist. So sind selbst Leute, die anfangs fest überzeugt waren, durch die Zusammenarbeit mit Claß der guten nationalen Sache zu dienen, langsamer oder schneller wankend geworden. Aber nicht einmal auf die persönlichen Versprechungen des Herrn Claß werden Die noch was geben, die einmal mit ihm zu tun gehabt haben. Einer ruft wehklagend aus, daß er sich auf Worte und nicht auf Verträge gestützt habe. Dieses treuherzige Blauaug! Diese Gilde von treuherzigen Blauaugen! Sie wissen nicht, daß keine urchristliche Herkunft sie davor bewahrt, zu den Diensten Schmocks herangezogen zu werden. Sie erfahrens an keiner jüdischen: sie erfahrens an dieser Deutschen Zeitung. Also „politischer Bankrotteur" darf Kühlmann nicht genannt werden, solange es unzweckmäßig ist. Als der Wind aus der andern Richtung kommt, ist jeder Angriff erlaubt, wird der allerübelste anbefohlen. Der Staatssekretär wird zum „Schänder deutscher Ehre und deutschen Ansehens im Ausland" gestempelt. Sein Strafantrag fährt wie ein Blitz in das alldeutsche Lager. Man rennt aufgescheucht, mit gefüllten Hosen, hin und her und überlegt, wie mans hätte gescheiter machen sollen. Um zu retten, was irgend zu retten ist, wählt der Verfasser des inkriminierten Artikels der Tapferkeit besseres Teil und sitzt vielleicht, wie weiland der gute König Gunther, unangefochten am Rhein, indes ein bezahlter Siegfried die Kosten zu tragen haben wird. Eine feine Gesellschaft. Du, ihr Freund, habe Dank. Mein erster Zufallsstreifzug, zu dem du mich aufgemuntert hast, hat ungeahnte Strecke gebracht. Ich will jetzt öfter und systematischer diese reichen Jagdgründe durchhalalien.

Kitty T. Sie schicken mir einen Zeitungsausschnitt und verlangen „eine Glosse" dazu. „Ein Kapitel für sich ist die rigaer Dienstbotenfrage. Es hat sich dort ein eigenes Komitee gebildet, das die Pflichten der Herrschaften — locus a non lucendo — streng festgelegt hat." Aber da solcher Ausschnitte viele kommen, so wollen wir uns einmal grundsätzlich darüber einigen, daß mit Druckfehlern nicht gut Kirschen essen ist. Wenigstens schmecken sie nur frisch vom Baum oder aus dem Setzerkasten. Man soll sie nicht einwecken wollen. Sie rächen sich nämlich dergestalt, daß es in dem druckfehlerhaften Satz, den man anulken oder gar berichtigen will, gewöhnlich einen neuen Druckfehler gibt. Sie kennen doch die berühmte Widmung der berühmten Lieder-Sammlung: „Leder sind wir — unser Vater schickt uns in die Welt hinaus", eine Widmung, die in der zweiten Auflage lautete: „Leider sind wir — unser Vater . . . " Oder die Wanderung einer Notiz durch die Nationalzeitung, die am zweiten Abend druckte: „Es mußte gestern nicht heißen: ‚Der Kornprinz hat geruht . . ., sondern: der Knorprinz hat geruht'; und am dritten Abend: „Es mußte gestern nicht heißen: ‚Der Knorprinz hat geruht, sondern: Der Kronprinz hat gehurt.'" Ich bin selber neugierig, was mit diesem ebenso anmutigen wie abwandlungsfähigen Material mein eigener „Setzkastenkobold" anrichten wird, und schließe die heute erst aufgemachte Rubrik unwiderruflich heute mit der Feststellung, daß der Kulturhistoriker einer späten Zukunft, wenn jemals alle Zeugnisse unsres Krieges vernichtet sein sollten, ihn doch bündig aus dem einen Druckfehler würde schließen können, der jetzt immer wiederkehrt: „munitiös" für „minutiös".

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin

Rom von Germanicus

Wir würden es als eine unverzeihliche Schmähung empfinden, wollte uns jemand zutrauen, daß wir mit den Anschauungen und den Absichten des Grafen von Hoensbroech, der einst ein Jesuit gewesen ist, dann aber noch ganze Serien andrer Rollen geschauspielert hat und jetzt als Bajazzo der Vaterlandspartei auftritt, irgendwie übereinstimmen. Auch die soeben von ihm herausgegebene, greisenhaft hassende Schimpfschrift gegen den Grafen Hertling bereitet uns, wie alles, was die Inquisitoren des Protestantismus von sich geben, nur Ekel. Es bedarf auch gewiß keines Hinweises, daß wir die Meinung dieses gedunsenen Monomanen, Graf Hertling hätte das Amt des Reichskanzlers und preußischen Ministerpräsidenten nicht annehmen dürfen, in keiner Weise teilen. Wir stehen zu dieser Kanzlerschaft schon darum, weil wir gewohnt sind, die Politik aus der Wirklichkeit herzuleiten. Ein vom Zentrum getragener Kanzler kennzeichnet aber am besten die Machtgruppierung der Parteien; und wenn man auch bedauern wollte, daß es im Deutschen Reiche so gekommen ist, so läßt sich der Tatbestand selbst doch nicht fortleugnen. Eine Mehrheit ohne Zentrum ist zur Zeit undenkbar. Mit dem Zentrum aber wird die Regierung immer Mehrheitspolitik machen können. Allerdings auch nach rechts hinüber. Daß diesmal die Unterstützung von links kommt, hat mannigfache Gründe. Die im Zentrum spukenden, sowohl in den Fragen des Friedensprogramms wie in der des preußischen Wahlrechts unbequemen Aristokraten sind aber ein Warnungszeichen. Es könnte auch einmal wieder das Zentrum seine Interessen durch Anschluß an die Rechtsparteien besser gefördert sehen. Wir wollen die uns günstigen Tage ausbeuten. Noch können wir der Zentrumsbrücke nicht entbehren, noch müssen wir beinahe froh sein, wenn sie sich uns darbietet. Das protestantische Kaisertum ist vorläufig und wohl für immer ein Traum. Auch Bismarck konnte ihn nicht zur Wirklichkeit erwecken. Für neue Theokratien ist die Zeit ungünstig; die Schwerkraft Roms aber hat sich noch nicht totgelaufen. Der katholische Kanzler ist, so sehr er auch bemüht sein mag, seiner Kirche keine unangemessenen Vorteile zuströmen zu lassen, immerhin ein Symbol für die dem Protestantismus nun einmal überlegene Volksgewalt des Katholizismus. Die religiös verbrämte Demokratie, so viele Widersprüche auch in ihr wurzeln mögen, ist eben doch noch immer die suggestivste von allen Demokratien. Auch die am meisten weltmännische. Wie kläglich steht der protestantisch muckerische Michaelis neben dem katholischen Grafen Hertling!

Dennoch, wenn man die Schrift des Grafen Hoensbroech gelesen hat, so packt es einen: daß Rom noch immer so machtvoll

die Welt regiert. Noch ist das Mittelalter mitten unter uns. Wie lächerlich erscheint aller frisch-fröhliche Freisinn! Ein Kaplan hat, trotz alledem, mehr Gewalt als ein ganzer Professorenkongreß. Die Welt läuft langsam. Man muß gesehen haben, wie unlösbar ineinander verstrickt Rom, Monarchie und Demokratie in Bayern sind, muß es, beim farbig rauschenden Meßamt, das zu Ehren des hundertjährigen Bestehens der Verfassung abgehalten wurde, gesehen haben, um zu begreifen, daß hier Scheidungsexperimente nur zu Gunsten des Stärksten dieser zynischen Trinität ausfallen können: zu Gunsten Roms. Der Apparat, der das Volk bei den Dogmen und den Heiligen festhält, funktioniert noch ausgezeichnet. Dabei ist völlig gleichgültig, daß diese Dogmen für höhere Einsicht nur noch Geschichtswert haben, und daß keiner dieser Heiligen und keine dieser Gottheiten anders lebt als in der Vorstellung der Glaubenden. Dieser Glauben ist eben wirksam. Solche Realität trägt Roms Gewalt. Die Reformation war nur eine Episode, war bestenfalls ein Schritt vorwärts. Vielleicht hat sie nur aufgehalten. Wie dem aber auch sei: noch hält der heilige Vater seinen Arm weit über die Erde. Von ihm beschattet, gedeiht das deutsche Zentrum. Ein Beweis dafür, daß auch im Zeichen des Kapitalismus politische Macht sich noch unter dem Banner einer Idee sammeln kann. Setzt eine Idee in die Welt, die stärker ist als die von Rom: dann wird das Zentrum auseinandersplittern, dann wird ein katholischer Kanzler nicht mehr möglich sein. Renegaten von der Qualitätlosigkeit eines Hoensbroech sind ungeeignet, solche erlösende Idee der neuen Welt zu geben. Auch das Alldeutschtum und alles, was damit zusammenhängt, vermag das nicht. Ob der Sozialismus, nachdem er jetzt und, wie wir sagen, von Rechts wegen in das ebene Getriebe des politischen Geschäfts hineingerissen worden ist, noch Kraft genug besitzt, diese alles überhöhende Idee der Menschheit darzureichen: wer möchte es mit seinem Kopf verbürgen? Vielleicht ist es auch damit bereits vorüber. Vielleicht muß bis zur Weltgeburt des Sozialismus erst der Imperialismus erschöpft sein. Wann aber wird dem die Stunde geschlagen haben, da er doch — sowohl der englische wie der deutsche, der japanische wie der amerikanische — durch diesen Krieg seine Entwicklungswege sich willensstark abgesteckt hat? Die Welt läuft eben nicht nur langsam; sie läuft auch nicht in reinlicher Einfachheit. Es ist ein merkwürdiges Nebeneinander: die Kardinäle und Bischöfe römischer Gewalt und die Kapitalherren, die über Erdteile disponieren. Man hat wohl gesagt, daß Rom die kirchliche Form der Weltbeherrschung gewesen ist. Der kapitalistische Imperialismus würde dann eine Ablösung bedeuten. Zur Zeit wären wir also im Ablösungsprozeß gefangen. Aus solchen Schlingen kann sich niemand lösen. Trotz alledem: es ist eine Belastung der Seele und ein Grabfels für kühne Hoffnungen, daß durch diesen Krieg die katholische Kirche grade in Deutschland zu neuer Gewalt gekommen ist und ohne Zweifel zu

noch größerer Gewalt kommen wird. Die Sicherungsanträge des Zentrums zum preußischen Wahlrecht sind solchen Sinnes Wetterzeichen. Und der an sich vielleicht nicht tragisch zu nehmende Vorgang, daß der Erzbischof von Cöln den elberfelder Kaplänen untersagte, an den dortigen höhern Schulen nebenamtlich zu unterrichten, um so zu erzwingen, daß für den Religionsunterricht Geistliche hauptamtlich angestellt werden, ist ein Wegweiser. Nach Canossa gehen wir nicht! Nur kein überflüssiges Pathos: wir scheinen von diesem Wege nicht gar so sehr entfernt zu sein, und wir haben nicht einmal den Mut, es zu tadeln. Selbst die alten preußischen Konservativen, die vielleicht noch am ehesten sich den Instinkt gegen Rom bewahrt haben (obgleich sie, was schließlich auf dasselbe hinauskommt, nur daß es um vieles spießiger ist, an die kleinen Päpste der Synoden glauben), würden, wenn nur das Zentrum nicht gar so demokratisch verseucht wäre, gern — wie das ja wohl schon geschehen ist — mit Rom paktieren. Nun aber — und das ist schließlich doch ein Gutes und eine Hoffnung — muß der Katholizismus, wenn er Gewalt behalten will, demokratisch sein. Er muß die Absurdität der episkopalen Aristokratie, die den Fürstbischof noch heute aus Schusterfamilien emporwachsen läßt, die Absurdität der allgemeinen Gleichberechtigung aller Gläubigen, die wiederum nur dazu dient, ein unbeugsames System der Herrschaft zu erhalten, unangetastet lassen. Ein Block aus Zentrum und Konservativen ist darum — so sehr er auch theoretisch möglich ist — ein gefährliches und jedenfalls kein dauerndes Experiment. In dem Augenblick, da das Zentrum den demagogischen Zauber verliert, zerbricht die festeste der den Katholizismus tragenden Säulen. Darum, so bitter uns solche Verkleidung auch ist, möchten wir doch Rom segnen. Graf Hertling ist, wenn auch durch Index und Syllabus gebunden, doch ein Tor zur Freiheit. Wunderlich sind nun einmal die Wege des geduldigsten aller Geschöpfe. Noch lebt Rom, und ob dagegen ein Hoensbroech bellt, ist mehr als gleichgültig. Es ist aber gewiß gut, daß die Gattung Hoensbroech, da wir kaum die Macht hätten, sie zu zügeln, an Rom immer noch ihren Bändiger findet. Indessen: auch die Görres-Gesellschaft ist schließlich nur eine Maske. Wenn die Zeit gekommen ist, wird der Hammer fallen, der auch sie zerschmettert.

Vom Liberalismus von E. Hurwicz

Die neueste Schrift Leopold von Wieses (‚Der Liberalismus in Vergangenheit und Gegenwart', bei S. Fischer) ist eine in jeder Hinsicht beachtenswerte literarische Erscheinung. Wiese ist, mit Hugo Preuß, Max Weber und manchem Andern, einer der Wenigen in Deutschland, die den herrschenden politischen Zustand: die Omnipotenz des Staates als Formerin der menschlichen Psyche kritisch empfinden. Hierin liegt der subjektive wie der objektive Grund der Schrift: denn während des Krieges trat dieser Zustand

nur in einer besondern Schärfe hervor. Es ist aber ein kühner und mutiger Versuch, den schon vorm, erst recht im Kriege totgeglaubten Liberalismus als eine lebendige Macht hinstellen zu wollen. Es ist von vorn herein klar, daß es nicht mehr der alte Liberalismus sein kann. Uebrigens sagt Wiese mit Recht: „Der Liberalismus ist als politisches System der Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit nur in seiner britischen Richtung vorherrschend. Lessings, Herders und Humboldts Liberalismus weist kaum irgendwelche Spuren von Utilitarismus auf." Wie soll aber dieser neue Liberalismus aussehen? Es ist zunächst nicht der sogenannte Individualismus manchesterlicher Art. „Im neuen Liberalismus ist grade der Gegensatz von Einzelwesen und Gesellschaft versöhnt; denn er erkennt die Wechselbeziehungen ihrer Gegenseitigkeit an . . . Aber ob der Staat einen größern oder geringern direkten Betätigungskreis besitzt, ist ihm (im Gegensatze zur ältern Auffassung) eine Frage der Zweckmäßigkeit. Läßt sich der Nachweis erbringen, daß dem Menschenglücke mehr durch irgendeine Form des wirtschaftlichen Sozialismus gedient ist, so widersetzt er sich ihr nicht"; der Staatssozialismus bedarf aber immer vorsichtiger Nachprüfung. Der neue Liberalismus tritt ferner — und besonders grade in der Gegenwart — für Demokratisierung ein; unterscheidet sich aber vom strikten Prinzip der Demokratie dadurch, daß er ihren von Mommsen betonten Fehler vermeiden will: „Die Demokratie hat sich immer dadurch vernichtet, daß sie die äußersten Konsequenzen ihres Prinzips durchführt." Wiese will vor allem die „Mannigfaltigkeit der Entwicklungsmöglichkeiten" auf allen Gebieten möglichst wahren, stellt sich also einer mechanischen Gleichmacherei entgegen; ebenso macht ihn sein Vertrauen zum freien Wettbewerb gegen die Vorteile der Zwangsmaßnahmen auf jedem Gebiete gegen Zwangsregulierungen mißtrauisch. Hiermit ist zugleich sein Unterschied vom Sozialismus charakteristisch. Diesen Unterschied umschreibt Wiese noch enger — es scheint mir aber weiterhin noch besser auf den Sozialismus zuzutreffen —, wenn er sagt: „Die Demokratie will nicht, daß es irgendeiner Gruppe besser geht; es soll allen gleich schlecht gehen. Liberal gedacht ist es, zu sagen: wenn es schon wirklich nicht allen gut gehen kann, soll es wenigstens einem Teil gut gehen, damit des Daseins Fülle nur irgendwo Wirklichkeit werde, vorausgesetzt, daß dieses Glück eines Teils nicht durch Ausbeutung der andern Teile erlangt ist." Von den konservativen Systemen endlich unterscheidet sich der Neu-Liberalismus dadurch, daß er einen Ausgleich zwischen Macht und Freiheit anstrebt. Der Nationalismus und der Internationalismus sind ihm keine Gegensätze, sondern einander ergänzende, ja bedingende Kräfte. Unter Imperialismus versteht er vorzugsweise wirtschaftliche Expansion. Er bekennt sich endlich zum kritischen (nicht utopischen) Pazifismus der Richtung von Fried, Schücking und Andern.

Wir sehen: dieser Liberalismus hat etwas von jedem politischen System in sich und ist doch mit keinem identisch. Ganz zu-

treffend charakterisiert Wiese selbst diese seine Eigenart: „Das ist ein Merkmal des Liberalismus gegenüber allen andern Systemen, daß er immer wieder für eine Weltanschauung aufnahmefähig ist; er kann zur Idee zurücklenken, weil er seine Forderungen nicht auf äußere Zusammenhänge, sondern auf innere Kräfte gründet." Dieser politische Adogmatismus wird für die Mehrzahl der politisch Gläubigen als Schwäche des Liberalismus erscheinen; für Wiese und seine ideellen Gesinnungsgenossen (denen auch ich mich beizählen möchte) als Stärke. Man könnte den so verstandenen Liberalismus als die Uebertragung einer kritischen und adogmatischen Philosophie (die freilich erst in der Entstehung begriffen ist und auf eigenem Gebiete mit Dogmatismen allerlei Art zu kämpfen haben wird) auf das Gebiet der Politik betrachten. Grade Wieses Buch, in dem aus dem liberalen Grundprinzip eine lebendige Fülle verschiedener Konsequenzen entwickelt wird, zeigt indessen, daß es sich hierbei um kein unfruchtbares Abstraktum handelt. Aber der prästabilierten Harmonie übernimmt doch Wiese, wie wir gesehen haben, in sein System etwas zu viel. Und wenn das auch nicht so geschieht, wie es bei dem ältern Liberalismus geschah — im Sinne des „laisser faire", das ja von selber zur Harmonie führen mußte — so liegt doch hier wie dort ein Grundgedanke an die Harmonie der Weltkräfte. Indessen grade eine adogmatisch gerichtete Denkweise wird die Möglichkeit und auch das tatsächliche Eintreten von Konflikten zwischen den von Wiese erwähnten Einzelmächten nicht leugnen können; um ein Beispiel zu nennen: Konflikte zwischen dem Staat und dem Einzelwesen. Die wesentlich taktische Aufgabe, die dem Neu-Liberalismus schon infolge der Ablehnung eines einheitlichen Dogmas des politischen Handelns in jedem konkreten Falle erwächst, wird in solchen Fällen noch eine bedeutende Steigerung erfahren.

Ganz besonders interessant sind Wieses „Leitsätze zur äußern Politik". Er betont hier scharf die Abhängigkeit der innern Politik von der äußern und beurteilt von diesem Standpunkt aus auch die Frage des Parlamentarismus und der Demokratie. „Der sozialistische Landrat und der fortschrittliche Reichskanzler müßten genau so, sagen wir kurz, ‚preußische' Politik und Verwaltungskunst treiben wie die konservativen Vorgänger, wenn die äußere Politik diese preußische Spielart verlangte." Dies scheint mir doch eine zu einseitige Umbiegung des in Wirklichkeit gegenseitigen Abhängigkeitsverhältnisses zwischen der äußern und der innern Politik. Auch die „äußere Politik" ist keine gottgewollte Abhängigkeit, und ein politischer Fetischismus erscheint hier ebensowenig angebracht wie sonst in Dingen der sozialen Welt. Auch die äußere Politik ist, zum guten Teil mindestens, ein Produkt des Denkens und Handelns ihrer Leiter, und von einer grundsätzlichen innerpolitischen Systemänderung kann daher logischerweise auch ein Wandel in außerpolitischen Dingen erwartet werden. Hiergegen ist wohl zu

begrüßen, was Wiese für „Demokratisierung der Politik" überhaupt betont (das, was er hier nämlich von der äußern Politik sagt, kann man mutatis mutandis auch auf die innere anwenden): „Wenn die äußere Politik zu einer großen Volkssache werden soll, so kann dieser Fortschritt nur dann wertvoll sein, falls die Auffassung der Auslandsprobleme und der internationalen Beziehungen bei allen Bevölkerungsklassen einer tiefgehenden und gründlichen Verbesserung unterworfen wird. Denn an sich ist die Demokratisierung der Außenpolitik bei dem bisherigen Zustand der öffentlichen Psyche in allen Ländern eher ein Rückschritt als ein Gewinn." „Wer — dagegen — durch zahlreiche Beobachtungen richtig geführt, viel vergleichen kann, übertreibt nicht. Ist er vor neue Tatsachen gestellt, so zieht er zu ihrer Beurteilung rechtzeitig die gesichteten Eindrücke aus seinem Erfahrungskreise heran." Daß die politische Volksbildung eine der wichtigsten Forderungen — wenn nicht die im tiefsten Grunde wichtigste — ist, deren Dringlichkeit der Weltkrieg ins grelle Licht gesetzt hat, haben heute Viele eingesehen, wenn auch freilich sich nur Wenige von einer Ausbeutung auch dieser neuen Idee gleich für die Sonderzwecke ihrer eigenen politischen Richtungen ferngehalten und sie im Sinne jeder Bildung als einer objektiven, kritischen, parteipolitisch neutralen Disziplinierung des Geistes verstanden haben. (Von diesen Zusammenhängen handelt mein Aufsatz über ‚Politische Volksbildung' im Neuen Deutschland vom ersten Februar 1918.)

Eine Zeit, wie die unsrige, in der auf innerpolitischem Gebiet die Probleme des Parlamentarismus und der Demokratie, auf dem außenpolitischen Gebiet der Schiedsgerichtsbarkeit und des Pazifismus, auf dem wirtschaftspolitischen des freien Wettbewerbs im Innern und freien Warenaustauschs nach außen (im Gegensatz zum wirtschaftlichen Boykott) aktuell und akut geworden sind — eine solche Zeit beweist, daß der Liberalismus noch lange nicht ausgespielt hat, sondern daß in ihm Kräfte ruhen, die auf gar manchem Gebiet eine heilsame Lösung versprechen. Die Reden eines Conrad Haußmann waren denn auch in dieser Zeit oft an Pathos und Ethos reicher als etwa die eines Scheidemann. Sein schönes programmatisches Wort: „Hinter dem Gewissen Deutschlands muß das Weltgewissen stehen" — dieses Wort, das einen so eigentümlichen Gegensatz zu der Parole der Politiker der Deutschen Tageszeitung bildet: „Die Zukunft des Deutschen Reiches ist sehr viel wichtiger als die der Welt und der Menschheit" — wurde von vielen Einsichtsvollen (Prinz Max von Baden, Hans Delbrück, Adolf Grabowsky und Andern) aufgegriffen. Den gleichen Gedanken, namentlich den Gedanken des Aufbaus Europas, nimmt auch Wiese zur Richtschnur der Kriegs- und Friedensziele. Wir begrüßen aber seine Schrift nicht nur als eine mutige und aktuelle Erscheinung, sondern auch als eine, die durch Verbindung des Politischen mit dem Philosophischen und Weltanschaulichen uns an die besten politischen Schriften vergangener Zeiten erinnert.

Politiker und Publizisten von Johannes Fischart

XVII.

Hermann Paasche

In dem imposanten Kuppelbau der Wandelhalle des Reichstags werden keineswegs bloß ernste politische Gespräche geführt, auch nicht nur wirtschaftspolitische, wenn drinnen heiß und heftig um neue Steuern, Zölle und derlei gestritten wird. Nein, es werden richtige Geschäfte abgewickelt, oder besser: vorbereitet. Die Sache wird geschoben. Es geht eben auch hier im bequemen Klubsessel, beim bläulichen Rauch der Zigarre, menschlich, wie überall, her. Allzu menschlich aber, seit die Generalsekretäre und Syndici unter den Parlamentariern sich zu mehren beginnen wie der Sand am Meer, seit die Trusts, Syndikate und Kartelle, seit die Riesenfirmen selbst ihre Vertreter mit oder ohne Verkappung ins Parlament vorschicken. Jeder noch so winzige Verband sucht sich durch einen Abgeordneten den Anschluß an die große Welt, die über Wohl und Wehe jedes Wirtschaftszweiges bestimmt und Lieferungen vergibt, zu sichern. Erst neulich wurde ich gefragt, ob ich nicht einen Kollegen, einen „Volksvertreter", wüßte, der einen ganz ruhigen Syndikatsposten übernehmen wolle, um, gegen ein relativ hohes Jahresgehalt, „Beziehungen" herzustellen und zu pflegen. Andre wiederum werden in ein, zwei, drei (und noch viel mehr) Aufsichtsräte berufen, je nach dem Klang ihres Namens und ihrer Stellung innerhalb der Partei. Freilich darf man dabei nicht, böswillig, verallgemeinern. Selbstverständlich sitzen im Reichs- oder Landtag höchst ehrenwerte Männer, die in Handel und Gewerbe berufstätig sind, die schon seit Jahren Aufsichtsratsstellen innehaben, und denen niemand eine unerlaubte Verquickung von Geschäft und Politik nachsagen wird. Aber es gibt auch andre, bei denen die Grenzlinien sich verwischen, denen, halb bewußt, halb unbewußt, Geschäft zu Politik und Politik zu Geschäft wird. Einer hats hierin zur Meisterschaft gebracht, Einer, der an hervorragender Stelle steht: Hermann Paasche, Vizepräsident des Reichstags.

Ein ganzes Knäuel durcheinandergewirrter Fäden gilts aufzurollen. Schon seit langem haben Zeitungen und Zeitschriften allerhand bissige Andeutungen über Herrn Paasches geschäftlich-politische Betriebsamkeit gebracht; aber sie haben eine Reihe von Einzelheiten noch nicht aufzuzeigen vermocht, die uns, ungefähr wenigstens, ein Bild von diesem Geschäftspolitiker en gros geben können. Ich wills versuchen. Gestehe aber von vorn herein, daß auch ich das Thema keineswegs erschöpfen will und nicht einmal allen geschäftlichen Beziehungen des Herrn Paasche nachgehen kann, da sichs bei diesem und jenem Geschäft noch nicht um ein abgeschlossenes Faktum, sondern erst um etwas Werdendes handelt.

Wenn man ihn so anschaut, seine übermittelgroße Gestalt, ein wenig nach vorne gebeugt, in einen etwas schmuddeligen schwarzen Ueberrock gesteckt; wenn man ihn mehr nachlässig tapsen als schreiten

sieht; wenn man ihn wie einen aufgezogenen Apparat gleichmäßig sprudelnd reden hört, stundenlang; wenn man in seine gutmütig-pfiffigen kleinen Korinthenaugen blickt, die in ein behäbig-rundes Gesicht eingebettet sind — weiß Gott, man würde ihm sein grade-zu ungeheures geschäftliches Wirken und Streben hinter den Kulissen der Politik nicht zutrauen. Dieser gutmütige alte Onkel, der, im achtundsechzigsten Lebensjahr, noch rustikale Eierschalen an sich zu haben scheint!

Hermann Paasche ist von der Landwirtschaft ausgegangen, hat als ganz junger Mensch sich mehrere Jahre praktisch agrarisch betätigt und ist heute ein sehr wohlsituierter Industrie-Agrarier, der sich auf seinem herrschaftlichen Sitz Waldfrieden bei Hochzeit in der Neumark von seinen politischen Strapazen auszuruhen pflegt. (Es ist der Wahlkreis des Antisemiten Wilhelm Bruhn, mit dem Herr Paasche als parlamentarischer Kollege und Publizist die beste Nachbarschaft hält.) Zwischen diesen landwirtschaftlichen Lehr- und Meisterjahren liegt eine Fülle geschäftlicher Erlebnisse. In Halle studierte er Staatswissenschaften. Fünf Jahre danach, anno Siebenundsiebzig, habilitierte er sich dortselbst, ging als Privatdozent an die Technische Hochschule nach Aachen und wurde als ordentlicher Professor nach Rostock berufen. Dann kam er, gegen den Willen der Fakultät, nach Marburg; Althoff, der Allgewaltige des preußischen Kultusministeriums, begünstigte ihn und hatte ihn der Universität so halb und halb aufoktroyiert. In diese Zeit bereits, in den Anfang der achtziger Jahre, fällt seine erste parlamentarische Betätigung. Infolge seines Fortgangs von Rostock mußte er, am sechzehnten Juni 1884, sein mecklenburgisches Reichstagsmandat niederlegen. Neun Jahre enthielt er sich der Politik. Dann entsandte ihn der erste Meininger Wahlkreis in das Haus am Königsplatz. Zu derselben Zeit tauchte er, eine Legislaturperiode lang, auch im Preußischen Abgeordnetenhause auf. Heute vertritt er im Reichstag Kreuznach-Simmern, nachdem man ihn von Marburg an die Technische Hochschule Charlottenburg geholt hatte. Freilich hat er 1906 seine wissenschaftliche Laufbahn aufgesteckt und sich zur Ruhe gesetzt, das heißt: um sich mehr noch als bisher seinen vielverzweigten Geschäften zu widmen. Er wurde, nach dem üblichen Turnus, Geheimer Regierungsrat, obwohl seine wissenschaftlichen Leistungen nicht eben hoch eingeschätzt wurden. Ich kenne keinen seiner Schüler, der zu ihm als Lehrer emporblickt, ich kenne nur jüngere und ältere Semester, die sich, erschauernd, noch heute die Ohren zuhalten, wenn sie an den Wasserfall seiner Vorlesungen zurückdenken. Ganze Bücher, Lexikabände, sprach er in einer Dreiviertelstunde; aber der Qualitätsertrag aus dieser potenzierten Quantität war gleich 0 minus 1. Und seine „Werke"? Schriften, Schriftchen, Publikatiönchen: Die Geldentwertung zu Halle in den letzten Jahrzehnten dieses (des neunzehnten) Jahrhunderts; Ueber die Entwicklung der Preise und der Rente des Immobilienbesitzes in Halle; Studien über die Natur der Geldentwertung; Zuckerindu-

strie und Zuckerhandel. Ueber dürftige Doktorarbeiten ist er nie hinausgelangt. Eigene Ideen, neue Gedankenverbindungen wird man vergebens suchen. Aneinander gereihte Tatsachen, ersessene Statistiken: das ist alles. Einige flüchtige Reiseskizzen kommen hinzu. Denn er war in Nord- und Mittelamerika, auf Jamaica und Kuba und, wenige Jahre vor dem Kriege, auch in Ostafrika gewesen. Damit ist seine literarische Leistung erschöpft. Das Handwörterbuch für Staatswissenschaften enthielt in der ersten Auflage eine Abhandlung von ihm über Zuckersteuer: aus der zweiten Auflage blieb sie weg, weil sie nichts taugte. Das war schließlich nicht sein Gebiet. Sein Talent und seine Talente wirken sich auf einem andern Feld aus. Da gingen sie ins Weite und Breite. An der Peripherie des Geschäftslebens ließ er sich nieder, und hier ward ihm sehr bald der Erfolg, der ihm auf dem Lehrstuhl zeitlebens versagt geblieben war.

Hermann Paasche wußte sich in der nationalliberalen Reichstagsfraktion schnell durchzusetzen. Die Wirtschaftspolitik ward ihm, dem Volkswirtschaftler, als Spezialgebiet zugewiesen. Hier galt er in der Partei als Autorität. Im Plenum ergriff er in den Steuer- und Wirtschaftsdebatten das Wort, und in den Kommissionen saß er an führender Stelle. Die Regierungsmänner drängten sich um ihn, und so knüpften sich immer neue Beziehungen und geschäftliche Fäden. Die großen Industriefirmen, die zu einem nicht geringen Teil von amtlichen Aufträgen (und insbesondere jetzt, nach der Einstellung der Fabrikation auf den Heeresbedarf) leben, oder die am Ausgange dieser oder jener Steuer- und Zollgesetzgebung lebhaft interessiert sind, rissen sich um ihn, um seine Protektion. Natürlich wird ihm keine Firma irgendeinen belastenden geschäfts-politischen Auftrag gegeben haben wollen. Dem wäre ja schon der neunundzwanzigste Artikel der Reichsverfassung entgegen. Danach ist kein Mitglied des Reichstags an Aufträge oder Instruktionen gebunden. Aber man hatte schließlich ein Interesse daran, sich seiner Mitwirkung im Geschäft zu versichern: sein Name, sein Einfluß, seine Verbindungen, na, undsoweiter. So wurde er, nach und nach:

Vorsitzender des Aufsichtsrats der Howaldtswerke,
Mitglied des Aufsichtsrats
der Deutschen Mineralöl-Industrie A.-G.,
der Deutsch-böhmischen Kohlen- und Brikettwerke A.-G. in Dresden,
der Gesellschaft für Brauerei-, Spiritus- und Preßhefen-Fabrikation, vormals G. Sinner,
des Hüttenwerks C. Wilh. Kayser & Co. A.-G.,
der Nationalbank für Deutschland,
der Norddeutschen Lederpappenfabriken A.-G.,
der Rheinischen Metallwaren- und Maschinenfabrik,
der Rositzer Zucker-Raffinerie A.-G.,
der Telephon-Fabrik A.-G., vormals J. Berliner.

Genügt das? Noch lange nicht! Denn das sind nur die großen Firmen, in denen er vor breitester Oeffentlichkeit und in ver-

traulichen politischen Besprechungen wirkt. Allerhand Peinliches, Peinlicheres läuft nebenher und gibt, addiert, eine hübsche Summe. Einiges, nicht alles, will ich herausgreifen, was Herrn Paasche, den großen nationalliberalen Patrioten und Repräsentanten der deutschen Volksvertretung im In- und verbündeten Ausland nicht grade ins beste Licht rückt. Als die Amerikaner, vor dem Kriege, auch die deutsche Zigarettenindustrie zu vertrusten trachteten, schlug er sich, aus irgend welchen Gründen, auf die Seite der von den Amerikanern gewonnenen Firmen und kämpfte wider den deutschen Trustabwehrbund. Als, gleichfalls vor dem Kriege, eine Anzahl auswärtiger Filmgesellschaften, die Gaumont, Eclair, Cines undsoweiter, sich zusammentun wollten, um eine Monopolstellung auch in Deutschland zu gewinnen, die die erst langsam aufkommende deutsche Filmindustrie völlig niedergestreckt hätte, sehen wir Herrn Paasche und seinen Anhang wieder auf der Seite der Ausländer, der Franzosen, und nur weil die pariser Firma Pathé frères diese Vertrustung nicht mitmachte und sich mit den Deutschen zusammenschloß, wurde Unheil verhütet. Während des Krieges freilich hat auch Herr Paasche umgelernt. Jetzt hält ers selbstverständlich nur mit dem verbündeten Ausland, spielt im deutsch-oesterreichisch-ungarischen Wirtschaftsverband eine führende Rolle, gibt die Wirtschaftszeitung der Zentralmächte heraus, hat seine Hände auch in die deutsch-oesterreichisch-ungarischen Verkehrsverbände gesteckt, macht häufig Reisen nach Wien, Budapest und Sofia, läßt sich dort von den offiziellen Persönlichkeiten feiern, mit Orden bestecken (nur aus Konstantinopel winkte man ihm in diesen Tagen ab, als er von Sofia aus auch dorthin fahren wollte) und spricht in Reden und Toasten immer gleich für das gesamte Deutsche Reich — das sich dafür bedanken müßte, auf diese Weise bei den Verbündeten „geschoben" zu werden.

Wie kann ein Mann das alles: Politik, Geschäft und wieder Geschäft und Repräsentation tagaus, tagein in zwölf, vierzehn Stunden leisten? Auch dies Geheimnis will ich zu lüpfen versuchen. Kennst du Georg Kaisers ‚Koralle', jenes Schauspiel, das im vergangenen Winter eine Zeitlang bei Reinhardt gegeben wurde? Auch da dreht sichs um einen Mann, einen Milliardär (so weit hats Paasche allerdings nicht gebracht), der so sehr von Beruf und Pflicht in Anspruch genommen ist, daß er sich gleichsam in zwei Menschen zerlegt und auf sein andres Ich, seinen Sekretär, die Hälfte seiner Bürde mit aller ihrer Verantwortung abgeladen hat. Dieses andre Ich des Herrn Paasche ist ein Herr, der sich nicht mit dem Titel „Privatsekretär" begnügt, sondern sich Syndikus nennt. Ursprünglich war er Hilfsbeamter im oesterreichisch-ungarischen Generalkonsulat zu Berlin, wo er die handelspolitischen Angelegenheiten zu bearbeiten hatte. Heute ist er als Paasches Adlatus ein Mann von sehr stattlichem Jahreseinkommen, das der Rente eines reifen Mannes entspricht. Dieser Herr erledigt dem Geheimrat Paasche nicht nur die laufenden geschäftlichen Sachen, sondern sondiert auch

das Terrain, um seinem Herrn und Gönner die Wege in neue Aufsichtsräte, in neue gewinnbringende Verbindungen zu ebnen. Er erhält für seine Mühewaltung mitunter, nicht immer, in bar oder in Vorzugsaktien eine Entschädigung. Versteht sich. Zug um Zug. Ein Geschäft wie jedes andre. Wenn Herr Paasche dann in den Aufsichtsrat einer solchen Firma kommt, weist er gleich in den ersten Wochen auf Ueberlastung hin, und sein andres Ich übernimmt, soweits irgend angeht, die Vertretung . . .

Ich will abbrechen. Mancherlei ließe sich noch sagen, und nicht das Unwesentlichste, wie Herr Paasche ferner an einem vaterländischen Verlagsunternehmen interessiert ist, das nicht zuletzt auf die Eitelkeit der Abonnenten und Inserenten spekuliert, wie er . . . kurz: der Rest sei für heute Schweigen. Nur scheint es uns, daß Herr Paasche als Generalagent eine bessere Rolle spielen würde denn als Vizepräsident des Reichstags. Das müßte das Parlament, wenns zur Neuwahl des gesamten Präsidiums schreiten sollte, am Ende bedenken. Denn schließlich hat der Präsident der deutschen Volksvertretung nicht nur den einen Stand der Agenten zu repräsentieren, sondern alle Berufsstände, wie sie nun einmal im deutschen Volke geschichtet sind.

Jakob Burckhardt von Egon Friedell

Zum hundertsten Geburtstag

Von Goethe sagt Bielschowsky, er habe diesen Planeten betreten, „um sein Licht in ungeahnter Fülle zu vermehren". Etwas Aehnliches könnte man ohne Uebertreibung von Jakob Burckhardt behaupten: er hat im Gesichtskreis des modernen Wissens und Denkens an allen Ecken und Enden Lichter angezündet; seit er über die Erde gewandelt ist, sind große, weite Gebiete der menschlichen Anschauung und Erkenntnis um vieles heller geworden, und obschon zwischen dem größten Seher und Gestalter der Deutschen und dem bescheidenen basler Universitätsprofessor eine unendliche Kluft zu bestehen scheint, so wird es doch nicht wenige geben, die dankbar bekennen, daß ihnen Jakob Burckhardt ein ebenso treuer und weiser Führer gewesen ist wie Goethe.

Das Licht der Welt vermehren: — ist denn das nicht überhaupt die göttliche Mission jedes einzelnen Menschen auf dieser Erde, eine Mission, die jeder erfüllen soll, aber im Grunde auch jeder erfüllen kann? Irgendein Licht steckt in jedem Ding, jedem Ereignis, jeder noch so unscheinbaren Betätigung. Insgeheim wirkt in jedem, auch dem unscheinbarsten Menschen irgendeine nur ihm eigentümliche Fähigkeit und Kraft; diese Fähigkeit und Kraft allein ist es ja, der er seine Existenz verdankt, die ihn am Leben erhält; ohne sie wäre er niemals dieses einmalige Individuum geworden. Aber die Menschen besitzen meistens zu wenig Aufrichtigkeit gegen sich selbst, zu wenig Liebe gegen sich selbst, um diese ihre einzigartige Fähigkeit nun auch zu erkennen und gesammelt auf

den einzigen Punkt zu lenken, wo sie Nutzen und Licht bringen kann. Wäre dies der Fall, so wimmelte die Erde von Genies auf allen Gebieten! Jedoch zugleich mit jenem Talent, das die Menschen von Gott haben, hat der Teufel ihnen in einer unbewachten Stunde eine Art Gegenmitgift verliehen, nämlich den unglückseligen Hang, niemals das sein zu wollen, was sie sind. Diese sonderbare Geisteskrankheit scheint so alt zu sein wie die Menschheit: wenigstens gibt es keine noch so ehrwürdige kulturhistorische Quelle, aus der wir sie nicht leicht herausdiagnostizieren könnten; ja im Grunde waren ihr sogar schon Adam und Eva verfallen. Gibt es etwas Schöneres als das Paradies? Und doch hatte es für Adam und Eva einen einzigen Fehler: es war nämlich ihre Bestimmung. Und der Mensch hält nun einmal nur das für ein Paradies, was ihm nicht bestimmt ist. Also handelten die ersten Menschen ganz logisch und folgerichtig, als sie den Geboten Gottes nicht gehorchten, freilich nach einer vom Teufel erfundenen Logik.

Das Gebiet nun, das Jakob Burckhardt mit seiner genialen Fähigkeit erleuchtet hat, ist die Kulturgeschichte. Der Gedanke, der ihn dabei leitete, war ungemein einfach und auch keineswegs neu, sondern ein alter Traum der deutschen Wissenschaft. Am sechsundzwanzigsten März 1789 schrieb Schiller an Körner: „Eigentlich sollten Kirchengeschichte, Geschichte der Philosophie, Geschichte der Kunst, Geschichte der Sitten und Geschichte des Handels mit der politischen in eins zusammengefaßt werden, und dies erst kann Universalhistorie sein.“ Diesen Traum hat Burckhardt verwirklicht. Es gelang ihm tatsächlich, die große organische Einheit, die alle Lebensbetätigungen eines Volkes bilden, lebensvoll nachzugestalten, und man kann daher sagen, daß mit dem Erscheinen seiner ‚Kultur der Renaissance in Italien‘ eine neue Epoche der Geschichtswissenschaft anhebt. Kulturgeschichte hatten ja schon lange vor ihm viele Andre geschrieben; nur verstanden sie darunter entweder eine rohe und reizlose Inventarisierung von zahllosen abrupten Einzelheiten oder allerlei subjektive allgemeine Betrachtungen, eine willkürliche und dürre Geschichtsphilosophie. Aber noch niemals war in einem und demselben Kopfe eine so frische und lebhafte Anschauung des Details, eine so völlig dichterische Fähigkeit der Einfühlung mit einem so weiten und freien Blick über die allgemeinsten Zusammenhänge vereinigt gewesen. Eine unersättliche psychologische Neugierde, ruhelos und beunruhigend, von einem untrüglichen Spürsinn für das Seltenste, Fremdeste und Versteckteste geleitet, war die geistige Zentraleigenschaft Burckhardts. Und dazu kam eine geradezu olympische Souveränität und Unparteilichkeit des Urteils, wie sie sich auch bei Gelehrten nur sehr selten findet. Hierfür war es gewiß nicht ohne Bedeutung, daß Burckhardt Schweizer war. In diesem kleinen Gebirgskessel, einer Art Miniatureuropa, in dem Deutsche, Franzosen und Italiener unter einer gemeinsamen demokratischen Verfassung leben und sich vertragen, ist es offenbar gar nicht möglich, anders als kosmopolitisch und neu-

tral zu denken. Es sind übrigens die vornehmsten Traditionen der deutschen Geschichtsforschung, die Burckhardt, der objektivste und neutralste Historiker deutscher Zunge, weiter verfolgt hat: nicht bloß Ranke und seine Schule, sondern auch die Klassiker: Herder, Goethe, Humboldt und Schiller haben dieses Ideal einer kosmopolitischen Geschichtsschreibung aufgestellt; und in dieser Hinsicht bedeutet die neueste durch Lamprecht vertretene Richtung, die wieder deutsche Geschichte vom deutschen Standpunkt aus schreiben will, entschieden einen Rückschritt. In den ‚Weltgeschichtlichen Betrachtungen', einem Werke von göttlicher Heiterkeit, Spannkraft und Fülle, sagt Burckhardt einmal: „Der Geist muß die Erinnerung an sein Durchleben der verschiedenen Erdenzeiten in seinen Besitz verwandeln. Was einst Jubel und Jammer war, muß nun Erkenntnis werden." Dies wäre als Motto über sein Lebenswerk zu setzen.

Man kann sagen, daß wir eine wirklich intime Bekanntschaft mit den alten Griechen erst seit Burckhardts ‚Griechischer Kulturgeschichte' besitzen. Bis dahin waren sie für uns eine Art Glyptothek und Museum, wandelnder Marmor ohne Seele. Wir bewunderten sie pflichtmäßig, hielten sie aber in unbewachten Augenblicken doch für recht langweilige und leere Attrappen einer längst überholten Gräkomanie. Burckhardt zeigte, daß diese Griechen in allem unsre Brüder waren, in ihren Stärken und Schwächen, ihrem Jubel und Jammer vollebendige Menschen, und zwar ganz besonders menschliche Menschen, daß sie gar nicht aus weißem Marmor bestanden, sondern im Gegenteil höchst bunte, opalisierende, gemischte Seelen besaßen, und daß sie auch nicht besonders sonnig, friedlich und harmonisch, sondern äußerst problematisch, von echt südlicher, ja orientalischer Beweglichkeit und — vor allem — tiefe, rettungslose Pessimisten gewesen sind. Dieser Gedanke ist es besonders, den seine beiden berühmtesten Schüler ausgeführt und bereichert haben: Erwin Rohde in seiner ‚Psyche' und Nietzsche in seinem Erstlingswerk ‚Die Geburt der Tragödie', dessen Untertitel lautet: ‚Griechentum und Pessimismus'.

Allerdings erklärt Ulrich von Wilamowitz-Möllendorf, Ordinarius für klassische Philologie an der Universität Berlin, daß Burckhardts griechische Kulturgeschichte „für die Wissenschaft nicht existiert". Den offiziellen Stempel hat sie also bis zum heutigen Tag noch nicht erhalten. Wir wollen auf die Angelegenheit nicht näher eingehen; das eine aber möchte ich doch zu behaupten wagen, daß, selbst wenn Wilamowitz recht haben sollte, Burckhardts Werke noch zu einer Zeit leben werden, wo alle „kompetenten Untersuchungen" der „Fachleute" von heute längst mausetot sein werden. Ein Kunstwerk steht nämlich über dem jeweiligen Stande der Forschung und kann niemals „überholt" werden. Herodot ist nicht überholt, obgleich er größtenteils Dinge berichtet hat, die heute jeder Volksschullehrer zu widerlegen vermag. Montesquieu ist nicht überholt, obgleich seine Geschichtsdarstellungen voll von

handgreiflichen Irrtümern sind. Herder ist nicht überholt, obgleich er historische Ansichten vertrat, die heute für dilettantisch gelten. Winckelmann ist nicht überholt, obgleich seine Auffassung vom Griechentum ein einziger großer Mißgriff war. Denn wenn sich alles, was diese Männer lehrten, als unrichtig erweisen sollte — eine Wahrheit wird doch immer bleiben und niemals überholt werden können: die der künstlerischen Persönlichkeit, die hinter dem Werk steht, des bedeutenden Menschen, der diese falschen Bilder innerlich erlebte, sah und gestaltete. Wenn Schiller zehn Seiten bester deutscher Prosa über eine Episode des Dreißigjährigen Krieges schreibt, die sich niemals so zugetragen hat, so ist dies für die historische Kenntnis wertvoller als hundert Seiten „Richtigstellungen nach neuesten Dokumenten" ohne philosophischen Gesichtspunkt und in elendem Deutsch. Und was war Homer andres als ein Historiker „mit ungenügender Quellenkenntnis"? Dennoch wird er in alle Ewigkeit recht behalten, selbst wenn eines Tages ein Professor mit ungeheuerm wissenschaftlichen Apparat beweisen sollte, daß es überhaupt kein Troja gegeben hat.

Aufruf

Die Welt nach dem Kriege wird, wie zu hoffen ist, ein größeres Verlangen nach Kunst und Schönheit, nach den Möglichkeiten künstlerischer Erhebung haben als die Welt vor dem Kriege.

In diesem Glauben an die kommende größere Macht und Bedeutung von Kunst und Schönheit wagen wir, schon jetzt an ein Werk des Friedens, der Kunst und der Freude zu denken, an ein Werk, das schon vor dem Kriege geplant war, das aber beim Ausbruch des Waffenlärms zurückgestellt werden mußte. Dieses Werk ist das Festspielhaus, das wir in Salzburg, der Geburtsstadt Mozarts, zu errichten gedenken.

Wer verdiente denn auch wohl mehr als Mozart, durch ein besonderes Festspielhaus, das sich vor allen Dingen die Pflege seiner Kunst zur Aufgabe machen soll, geehrt und gefeiert zu werden. Je älter seine Meisterwerke werden, um so reiner leuchten sie in ihrer Schönheit, in ihrer Größe und Vollendung auf. Je ernster und dunkler die Zeit geworden ist, um so heller offenbart sich dem zur Kunst emporstrebenden Teile der Menschheit die Erkenntnis, welch unerschöpflich reiches Gut, welch unversiechbaren Quell der Freude und des Welt- und Selbstvergessens wir in der Kunst dieses Einen und Einzigen besitzen. Und wo könnte ein Haus, das ihn feiern und pflegen will, wohl besser stehen als in Salzburg, in dieser südlich frohen Stadt, die selbst beinahe wie ein Stück Mozartscher Musik ist? Wir glauben, daß all die vielen Freunde, die Salzburg in der ganzen Welt hat, die vielen Freunde Mozarts, die sich über die ganze Welt zerstreuen, ganz von selbst die bunte, freudig gestimmte, zur Freude und zur Erhebung gleich bereite Festspielhaus-Gemeinde abgeben werden.

Dieses Haus, das wir in Salzburg bauen wollen, soll also vor allen Dingen Mozart und seiner Kunst gewidmet sein. Hier sollen, von den ersten Künstlern seines Stils, seine Werke unter der besten künstlerischen Leitung aufgeführt werden. Wir hoffen, daß von diesem Hause und seiner Arbeit eine fruchtbare Welle von Anregung auf die Opernbühne zurückfluten wird.

Es soll sich aber dieses Festspielhaus nicht nur auf den einen Namen Mozart beschränken. Es soll vielmehr im Geiste Mozarts geleitet werden, und darum soll seine Bühne gastlich allen großen Werken der Kunst, allen Meistern geöffnet sein. Wir wollen und können uns heute noch nicht auf ein Programm festlegen, denn je weiter sich der Gedanke dieses Hauses ausgestaltet, um so größer werden die Möglichkeiten seiner Verwendung.

Zur Vorarbeit für dieses große Unternehmen haben wir uns zu einer Festspielhaus-Gemeinde zusammengeschlossen, und wir treten nun mit diesem Aufruf hinaus, der eine Bitte ist, sich dieser Gemeinde helfend und fördernd anzuschließen.

An alle Freunde der Kunst und der Kultur, an alle Freunde Mozarts in erster Linie richten wir diese Bitte, als Mitglied unsrer Gemeinde zu uns zu kommen und mit uns dahin zu arbeiten, daß sich dieses friedliche, der Kunst und der Schönheit und damit auch der Versöhnung der heute klaffenden Gegensätze geweihte Werk bald nach dem Kriege erheben kann — als ein lebendiges Denkmal dafür, daß wir auch im Waffenlärm und im Grauen einer blutigen Zeit den Glauben an die Zukunft und an die Kunst nicht verloren haben.

Die Salzburger Festspielhaus-Gemeinde

Bassermann in Wien von Alfred Polgar

An der Volksbühne: Gastspiel Bassermann. Den Beginn machte Arthur Schnitzlers ‚Gefährtin'. Die schwabblige Melancholie dieses Aktes ist kaum mehr erträglich und der Reiz seines erotischen Frage- und Antwort-Spiels schon ein sehr weicher. Bassermann gab den falsch verstehenden, aber immerhin verstehenden Professor mit großer Delikatesse. Seine Naturlaute sind erlesene Kunstprodukte. Wie der Bauchredner glauben zu machen weiß, daß seine Stimme aus dem Bauch, so der Artist Bassermann, daß sie aus dem Herzen komme. Er ist ein Herzredner, ein Cordiloquist, ersten Ranges.

In Hartlebens vermoderter ‚Sittlicher Forderung' war er komisch. Aber das können andre Komiker auch und besser. Ihm kommt zugute, daß man seine Komik nicht absolut wertet, sondern relativ. Nicht nach ihrem Abstand von der Normalebene, sondern von jener tiefer gelegenen, dunkler gefärbten Sphäre darstellerischer Kunst, in der wir ihn beheimatet wissen. Er ist für unser Empfinden mit ernster Schauspielerei so schwer bepackt, daß wirs ihm doppelt hoch anrechnen, wenn er unter solchem Gewicht leichtbeschwingt daherkommt. Und an seiner Possenlaune beklatschen wir nicht nur die Laune, sondern auch die Leutseligkeit, die sich zu ihr herabläßt.

Das Beste: ‚Eine Partie Piquet', der im ehemaligen Burgtheater viel gespielte französische Schwank, dessen altväterisch-weltfernen Humor man wie eine Liebkosung abgeschiedener Fröhlichkeits-Geister empfindet. Da war Bassermann höchst erquicklich. Zahllose fein und listig hingesetzte Strichelchen und Farbtüpfelchen weckten das grotesk-scharfe Profil der Figur aus Starrheit zu heiterstem Leben. Es war sehr amüsant und bezaubernd langwierig.

Bassermann als ‚Snob‘ in Sternheims Komödie, deren kratziger, kalter, dürrer, gerbsaurer Humor sehr wirksam ist. Dessenungeachtet zeigt das Stück hie und da doch schon Symptome von Satire-Verfettung. Manche selbstgefällig umständliche Einfalls-Bespiegelung langweilt. An die Stenophonie der Sternheimschen Figuren, an die ausdrucksvolle Schiefheit ihrer preziös-kantigen Sprache hat man sich gut gewöhnt. Sie klingt überzeugend unhohl. Die Witzigkeit, auf der die Püppchen des Spiels gefädelt sind, hat von ihrer strickhaften Kraft, die Idealitäten der bürgerlichen Welt wund zu scheuern, noch nicht viel eingebüßt. Herrn Bassermanns Snob ist ein höchst amüsantes Ding, voll Lebendigkeit, voll federnder Laune und Energie. Der Sternheimsche Ulk wächst in Bassermanns Spiel zu einer Art unheimlicher Größe aus. Die ganze Furchtbarkeit der bürgerlichen Kreatur spürt man hinter der und dem lächerlichen Maske. Vom Deutschen Volkstheater war es Selbstverleugnung, eine Persönlichkeit wie Bassermann in seine Mitte zu laden. Neben der Kunst des Gastes machte die ortsansässige sehr arme und kümmerliche Figur.

*

Den Striese im ‚Raub der Sabinerinnen‘ — wie meisterlich ist in Vorbereitung, Verknüpfung, Steigerung die Possentechnik dieser gemütlich-närrischen Lustbarkeit! — spielt Bassermann als durchaus sanguinischen alten Kerl. Als einen feurigen, grauhaarigen Wurstel von sozusagen lodernder Einfältigkeit. Seine Komik ist unbändig, überlebensgroß. Sie schreit vor Daseinsfreude. Er ist der stärkste Komödiant, verliebt ins Metier, in die Wirkung, ins Feine, ins Derbe. Er pflückt mit subtilen Fingerspitzen die zartesten Pointen und fetzt mit Prankenhieben ganze Aeste vom Baum, sie unter Triumphgeheul in Lüften schwingend. Er ist ein Temperament, ein Könner, ein Spieler und ein Schlaumeier. Man muß ihn lieb haben.

Neue Parodien von Hans Heinrich von Twardowski

Walter Hasenclever

Das unendliche Gerede

Ein Sohn steht da in seinem jungen Ruhme.
Die Straße brandet vor dem Café groß.
Roger und Gallet regnen die Parfume.
Ein Kind bricht donnernd aus der Mutter Schoß.
Ein Liftboy tanzt im Aether Flammentänze.
Ein Herr in Sankt Franzisko nimmt ein Bad.
Wann wirft man mir die bunten Lorbeerkränze?
Wann protegiert man mich im ‚Tageblatt‘?
Ich will sie überflügeln und entthronen
den Werfel und den Becher und den Heym.
Seid brüderlich umschlungen, Millionen!
Entbrich mir schimmernd nun, verzückter Reim.
Du fremder Mann im bläulichen Pyjama

Hast du nicht auch mein erstes Weh verspürt?
Komm her in unsern Kreis. Ich schrieb ein Drama.
Das wird im „Jungen Deutschland‘ aufgeführt.
Man nennt mich dann den jungen Hasenschiller.
O zartes Lächeln, das den Wind zerreißt!
Auf denn zur Tat, zum Ziel, geliebter Hiller.
Ich bin dir nah im Raume, Weltengeist!

Theodor Tagger

Der betrunkene Marsyas

Die harte Seide des Abends brandet
um meinem Schopfe.
Ein tangofarbener Himmel kränzt.
Im Restaurant
der blaulich getünchte Junge
horizontet opalen.
‚Morgenröte der Sozialität‘ schneit über käsernen Krokodilen.
Der hebephrene Stein lampiont das tränende Zimmer.
Aber ein schlafiger Baum
Rollt dir ein — ungeheuere Fahne.

Carl Sternheim

Liebesszene aus der Komödie ‚Die Krawatte‘

(Zimmer. Sofa. Tisch. Stuhl. Wand. Bilder von Schiller und Goethe. Am Tisch Agnes. Eintritt Kumbe.)

Kumbe: Du willst?

Agnes: Für ewig! — Mein Brief?

Kumbe: Gab Aufschluß. Empfange Umarmung, Mädchen!

Agnes (an seiner Brust): Alles erledigt!

Kumbe: Die Mitgift —.

Agnes: Hundertfünfzigtausend!

Kumbe: Konsols?

Agnes: Preußische!

Kumbe: Betragend Verzinsung?

Agnes: Fünf Prozent!

Kumbe: Vortrefflich! (Während sie mit dem einen Arm er umschlungen hält, zieht mit der andern Hand Papier und Bleifeder er hervor und macht Notizen.)

Kumbe: Dein Mütterliches —?

Agnes: Angelegt!

Kumbe: In Montanaktien?

Agnes: Empfing Sicherheiten!

Kumbe: Der Onkel —?

Agnes: Gibt Vermögen heraus!

Kumbe (ekstatisch; noch immer Notizen machend): Ha! Begreife! Führend Regierungsräte aufsteige ich!

Agnes: Wirst in Aufsichtsräte gewählt!

Kumbe: Empfange Exzellenzen!

Agnes: Trittst Rücken Niederer!

Kumbe: Anhäufend Millionen —

Agnes: Schnucki!

Kumbe: Was? Lyrismus? Danke! Wiedersehn! (Exit)

Erinnerung von Theobald Tiger

Wie tanzt durch meine Träume Josephine!
Das gute Kind! wie war sie dick und rund!
In luftiger Seide und sonst sine-sine,
so satt, so frisch und so gesund!

Sie neigt sich und sie spricht: „Weißt du noch, Junge?
Die Havel blitzt, es rauscht der Wind im Schilf,
es gibt Tomaten, Eier, Pökelzunge,
du stopfst, bis du nur hauchst: Luft, Samiel, hilf!

Und dann das Bad und dann ein Schlaf im Freien!
und immer dieses helle, weiße Licht!
Ich glaub, du, das war Sünde mit uns zweien —
wir lebten uns, und das, das darf man nicht!"

Sprachs und verschwand. Durch graue Gazeschleier
der Zigarette schau ich in die Luft —
Ja damals! Damals gabs noch Spiegeleier
und Butter und den warmen Bratenduft . . .

Dahin, dahin. Ich seh auf den Kalender:
Eins, neun, eins, acht! wir haben unser Heer,
wir haben Belgien und Serbien als Pfänder —
doch das ist weg . . . und kommt nicht mehr.

Kaempf von Alfons Goldschmidt

Arbeitskraft, Pflichtgefühl, schlichtes Bürgertum, würdevolles Auftreten, vorbildliche Hingebung, vornehme Denkungsweise, abgeklärtes Urteil, Grundsatzfestigkeit: alles das hat der verstorbene Reichstagspräsident, Stadtälteste, Ehrendoktor, Börsenvorstand, Aeltestenpräsident, Jugenderzieher und Inhaber von Stücker zwölf Aufsichtsratsmandaten nach den Nekrologversicherungen besessen. Er war dem deutschen Bürger untadelig, ein Schulbeispiel für Kletterlustige, schon zu seinen Lebzeiten ein Denkmal für die Biedern. Alle Blätter rauschen sein Lob, alle Blätter rühmen seine Würde, und ein hohes Depeschenlied wurde gesungen.

*

Ich habe diesen Mann niemals geliebt. Ich konnte ihn nicht verehren. Denn er war mir die Repräsentation der Mittelmäßigkeit. Oft habe ich den Reichstagspräsidenten, den Finanz- und Versammlungsvorsitzenden Kaempf gehört. Niemals vernahm ich den Ton eines Beschwingten, eines Durchdringenden. In ihm war kein großes Herz und kein großer Geist. Pedantisch war seine Geschäftsführung, ängstlich vor Stürmen, magisterhaft. Er war der Sohn eines Gymnasialdirektors, eines gesinnungstüchtigen Mannes mit Bakelprinzipien. Selbstzucht war die Devise des Vaters wie des Sohnes. Aber es war die Selbstzucht der Beengten, der Leute, die sich regeln, weil sie maschinenmäßig sind. Das sind die Pünktlichen, die Prompten, die Korrekten. Sie kleiden sich dunkel, und niemals geht Helle von ihnen aus. Sie sind „entschieden", sie predigen Freiheit, aber in Grenzen, sie kennen kein Uebermaß. Es sind die Mäßigen, die Nietzsche verhöhnt. In der Zeit unerhörter Wälzungen, nie geträumter Wenden präsidierte dem Reichstag ein Mann ohne Glut und Faust. Fürchterlich sind mir die Würdenträger, die nach außen Widerstrebenden und innerlich Staffelsüchtigen, die mit dem Bratenrock und den Gesinnungsbärten. Sie gehen immer mit

den Gesetzen, die grade gelten, nichts kann ihnen vorgeworfen werden, sie sind tadellos. Kaempf fehlte zum Führer ungefähr alles. Er war kein Redner, er hatte keine Schöpfergedanken, keine Lebendigkeit. Er war ungefährlich, seine Opposition war akademisch, und der Kaufmann in ihm war ohne Unternehmungsdrang und ohne edle Freude an der Gefahr.

*

Die liberalen Politiker-Kaufleute sehen ihre Inkonsequenz nicht oder wollen sie nicht sehen. Sie reden und stimmen für den Freihandel, aber sie verwalten Gesellschaften, die hinter Zollmauern fett werden. Sie schlucken Riesentantiemen, sie sind Interessenvertreter in der Aufsichtsratssitzung, und in den Parlamenten spielen sie die Altruisten. Sie kollidieren fortwährend, aber sie machen sich nichts draus. Sie sind Verwaltungsmitglieder von Immobilinstituten und fechten als Politiker gegen die Bodenspekulanten. Sie haben hohen Nutzen von allem, was sie bekämpfen. Sie haben nicht, wie Richter, den Mut, vom Geldschrank wegzugehen und nur den Idealen zu leben, die sie predigen. Sie sind, wie gesagt, untadelig. Denn solche Inkonsequenz ist nicht strafbar, die Genossen verurteilen sie nicht. Identität von Gesinnung und Tat wird bei uns nicht verlangt. Die Hauptsache ist die Rede und die Repräsentation. Ich liebe diese Art nicht, und wenn ich Kaempfs Aufsichtsratsliste betrachte, so halte ich meine Abneigung für berechtigt. Man sitzt an beladenen Tischen und gibt sich moralisch, gibt sich beglückend. Der Kämpfer soll nicht arm sein: aber Folgerichtigkeit, feurige Folgerichtigkeit sei sein erstes Gesetz. Wenn ich Freihandel lehre, so nutze ich nicht den Schutzzoll. Wenn ich mich spekulationsfeindlich aufführe, so unterstütze ich nicht die Spekulation. Das ist doch selbstverständlich. Man sehe sich daraufhin unsere Parlamente an. Es ist ein Jammerbild.

*

In dem Erpresserprozeß Geisel hat der Aufsichtsratsvorsitzende der Darmstädter Bank zugestanden, daß vor fünfundzwanzig Jahren berliner Handelsredakteuren für Emissionsdienste hohe Honorare gezahlt worden sind, nach dem Börsengesetz von 1896 müßten jedoch Honorare und Leistung in Einklang gebracht werden. Die Sache wäre also nur wohlfeiler geworden, die Beeinflussung selbst wäre nicht zu verurteilen. Der Verein Berliner Presse hat im Jahre 1911 gegen solche Auffassung protestiert. Her Kaempf hat nichts dabei gefunden. Auch das ist kennzeichnend. Liberale Politiker sind bekanntlich Hüter der „freien Meinung". Aber der Politiker-Kaufmann verurteilt den Meinungskauf nicht. Er begnügt sich mit einer Lohnherabsetzung. Ich fordere vom Politiker die Betätigung seiner Grundsätze in seinem Berufe. Sonst ergeben sich Halbheiten, peinliche Widersprüche und Mangel an Stoßkraft.

*

Viele sehen den verstorbenen Kaempf, wie ich ihn sehe. Weshalb sagen sie es nicht? Weshalb sind sie nicht ehrlich? Unser ganzes „öffentliches Leben" ist durchsetzt von solchen Biederkeiten. Entsetzlich ist mir dieser Bürger, dieser Mann mit der Folgsamkeit, der Alltagsmoral, der Angst vor jedem Sprung ins Neuland. Dieser „legitime Kaufmann", der in Nationalversammlungserinnerungen schwelgt und selbst kraftlos ist. Der im Zimmerlein von vergangenen Barrikaden träumt, mit der versteckten Faust in engem Raume fuchtelt, aber sich nicht scheut, Gesinnungen zu kaufen, Verbeugungen nach oben zu machen, nach Orden zu haschen und das Geld der Knebeler zu nehmen. Dieser gesetzmäßig brutale, gesättigte Repräsentant des Mittelmaßes, dessen Politik schon lange mit dem Kopfe wackelt.

Antworten

E. Sch. in Steglitz. Johannes Fischart ist keine physische Person. Einschreibebriefe an ihn mit der Unteradresse: Redaktion der Weltbühne werden also weder dieser noch sonstwem ausgehändigt, sondern gehen zurück. Wenn Sie den Ihren aber das zweite Mal an mich richten wollen, so verspreche ich Ihnen, daß ich ihn in die rechten Hände gelangen lasse.

Ellinor W. Sie sind nicht anspruchslos. Verreisen drei Wochen und wünschen von mir die drei Prosa-Bücher zu wissen, denen ich „unter den Neuheiten dieses ersten Halbjahrs von 1918 die Palme reiche". Solch einen Satz finden Sie nun zwar in keinem der drei Meisterwerke, die mich seit Wochen immer von frischem erquicken und bezaubern. Aber da, nach Ihrem Brief zu schließen, Ihre Empfindung minder konventionell ist als Ihre Ausdrucksweise, so werden auch Sie der Menschlichkeit und Künstlerschaft meiner drei Lieblinge kaum widerstehen. Nachdem Ihnen ihre Schönheit und Weisheit hier auseinandergefaltet worden ist, werden Sie sie zum zweiten oder dritten Mal lesen. Vorläufig trübe die Unbefangenheit, die für die erste Lektüre erstrebenswert ist, kein Zusatz zu der Angabe der drei Titel: „Vita ipsa" von Peter Altenberg; ‚Der Tscheinik' von Julius Meier-Graefe; ‚Stufen' von Christian Morgenstern.

Münchner. Marie Conrad-Ramlo ist fünfzig Jahre an euerm Hoftheater, und dazu soll ich ihr gratulieren? Ich condoliere uns, daß sie dieses halbe Jahrhundert nicht bei uns gelebt hat. Vielleicht ist auch ihr zu condolieren; wenn ihr nämlich Ruhm mehr als ein leeres Spiel ist, und wenn sie heute, eine immerhin angejahrte Frau, sich klar macht, um wie viel berühmter sie in Berlin geworden wäre als in euerm lieblich klatschhaften Bierdorf. Ich vermute aber, daß sie auf Lorbeer verzichtet. Ich habe sie nur ein Mal gesehen, vor sechs Jahren, in ‚Jedermann'. Von dieser Vorstellung weiß ich höchstens noch, daß sie nicht wie Reinhardts, im Zirkus stattfand, sondern im Theater, in euerm großen Hoftheater. Töne und Bilder sind mir verblaßt und entwichen — bis auf eine einzige Figur, die auftauchte, kurze Zeit dastand, ein paar Sätze redete und verschwand. Jedermanns Mutter — Marie Conrad-Ramlo. Es war unser aller, es war ‚die' Mutter. Von einem Liebesreichtum in Blick und Stimme, von einer Fülle des Herzens, von einer festen helfenden Güte, die umso tiefer rührte, je weniger sie von sich her machte. Dies war die letzte, die höchste Künstlereinfachheit. Der Berliner sagte: Eine Lehmann im Silberhaar. Wäre die prachtvolle kleine Frau bei uns aufgewachsen, so hätte er zu der jüngern Lehmann gesagt: Eine Conrad-Ramlo von dreißig Jahren. Um dieses bescheidene Glück, gewissermaßen eine Gattungsbezeichnung abzugeben, ist die verehrte Jubilarin freilich gekommen. Aber sie wirkt, als hätte die Arbeit sie über und über entschädigt. Ihre Sehnsucht und Stärke scheint die Stille zu sein. Also will ich ihr möglichst leise zurufen, daß ich ihr mindestens noch ein Vierteljahrhundert Gesundheit für ihre geliebte Tätigkeit wünsche.

Kasimir Edschmid. Rache schmeckt süß; die Sie an mir üben, nachdem ich am dreiundzwanzigsten Mai angedeutet habe, in was für einem Jargon Sie Literaturkritik betreiben. „Ich sehe, von Schweden zurückgekommen, daß es Sie erfreute, durch Beschäftigung mit meinem Schreiben eine interessante Briefkastennotiz zu schreiben. Wäre mir in den paar Jahren, in denen ich schreibe, dies Hinundher des liter. Betriebes in Deutschland, dieses Begönnern, Vernichten, Ekstatisieren um nichts, nicht grenzenlos gleichgültig geworden, ich hätte mich vielleicht erregt in dem Gedanken, von einem allgemein geschätzten Kritiker derartig ange-

griffen zu sein. Ich fühle es jedoch nicht nötig mich zu rechtfertigen, da ich Ihnen auch nicht das Recht zuspreche in solchem Tone zu reden. Hätten Sie sich nur mit einem Bruchteil meines kritischen Arbeitens beschäftigt, wüßten Sie, daß weder unter dem Schlagwort des Express. oder anderer Formeln ich je gegen Altes zu Felde gezogen, Sie wüßten. daß ich, über alles Schulenmäßige hinweg, das objektive Urteil durchzusetzen suchte, ja hätten Sie, statt aus den ersten Zeilen eine Notiz zu machen, den Essai gelesen, wüßten Sie, daß ich mit der letzten Ehrfurcht und also auch mit den strengsten kritischen Maßen von Hauptmann sprach. Sie hätten dann aber, was aus dem Zusammenhang sich von selbst ergibt, gesehen, daß im Wesentlichen ein Druckfehler vorlag. Denn Sie werden mich nicht für so irrsinnig halten, zu glauben, ich rede von Hauptmann nicht als ‚ernstem' Dichter. Ich hatte selbstverständlich ‚erster' geschrieben. Dies zur grundsätzlichen Feststellung." Rache schmeckt süß. Denn als „ein allgemein geschätzter Kritiker" angeredet zu werden, ist hart, ist erheblich härter, als ich gegen Sie zu sein jemals das Herz gehabt hätte. Auch nach diesem Brief, dessen Gebogener-Stuhlmöbel-Satzbau die strengste Bestrafung verdiente, bleibe ich milde, behalte mein Hieb-und-Stich-Werkzeug sauber im Futteral und kitzle Sie nur ein bißchen mit Ihrer eigenen Feder, die ein Mal eine Gänse- und dann wieder eine Pfauenfeder zu sein scheint. Also im Wesentlichen lag ein Druckfehler vor? Nun kann zwar Karl Kraus „nicht oft genug sagen, daß nicht nur der Stil, sondern auch der Druckfehler der Mensch ist" — aber verbessern wir ihn getrost, diesen Druckfehler: „Gerhard Hauptmann, Nobelpreisträger, allgemein nach innen und außen als einer der ersten deutschen Dichter betrachtet, als Repräsentant aufgestellt, schrieb ein Prosabuch. Sein Ruhm kam von dem Theater, die Zeit wird lebhaft daran ändern. Es bleibt, auch heute schon zu sagen, sicher, wenn auch kein erster Dichter, so eine Persönlichkeit von grundlegender Bedeutung in der naturalistischen Entwicklung . . . " Ist nun damit irgendetwas geändert, sind Sie durch diese Zurücknahme eines dazwischengerutschten Buchstabens wirklich ein besserer Mensch geworden? Den hätte ich gleich erkannt, wenn ich, „statt aus den ersten Zeilen eine Notiz zu machen, den Essai gelesen" hätte? Es gibt keine ersten Zeilen noch ersten Worte, die nicht unbedingt für alle stehen und haften. Ich habe seinerzeit den „Essai", wie Sie Ihren kauderwälschen Erguß zu nennen belieben, selbstverständlich nach den ersten sechs Zeilen in die Ecke geworfen. Jetzt hab' ich ihn wieder herausgesucht und lese, Ihrem Wunsche gemäß: „Breit geführt, übermäßig die seitherige Vorstellung der Deutschen über Epik beweisend, die langausladende behäbige Breite als oberstes Dogma führte, halb von dem Autor, halb vom Helden selbst erzählt, ist die Geschichte im Grunde als Handlung psychologisch." Wenn ich aus diesem blödsinnigen Satz auch über den ‚Ketzer von Soana' nichts erfahre, so erfahre ich doch genug von einem Kritiker, der „über alles Schulenmäßige hinweg das objektive Urteil durchzusetzen sucht". Aber mein Wissenstrieb ist noch nicht gesättigt: „An der heutigen Stellung des Dichters gemessen, die Maßstäbe seiner Bedeutung auf ihn angewandt, das heißt: mit letzten Maßen gemessen (was man, wenn nicht jedem Hergelaufenen, so doch Hauptmann schuldig ist), fehlt jegliche Disziplin." Auf meiner Schule hätte sie nicht gefehlt, sondern da hätte es für diese syntaktische Leistung den Rohrstock gegeben, namentlich, wenn ein so beschaffener Diszipel sich erdreistet hätte, von einem Buch Gerhart Hauptmanns zu sagen: „Betrübend sind Sätze wie diese . . . "; oder: „Leider sind solche Sätze angetan, dem, der verehrungsvoll sich naht, gewisses Staunen abzunötigen und Schmerz zugleich, einen Dichter

von Vergangenheit und solchem Ruf in solcher Rederei zu sehen"; oder: „Kurz: in der künstlerischen Gestaltung das Werk einer nicht mit unsterblichem Griff zufassenden, aber einer weichen und doch begnadeten Persönlichkeit, die es leicht nimmt, was nur letzte Anspannung an Göttlichem schenkt: ein halbes Buch, ein in der übermäßigen Entwicklung langweiliges Buch, ein für Hauptmann schlecht gekonntes Buch, ein in der Hauptsache, in der Figur des Priesters, in seinem konventionellen Seelenkampf zwischen Sutane und Weib unwesentliches, oft schon geschriebenes Buch." Als nach der Attackierung durch diese immerhin umfangreichen Bruchstücke eines Gesudels, für das Ihr beneidenswerter Wortschatz die Bezeichnung „Essai" zur Verfügung hat, mein brechender Blick zu Ihrem Brief zurückirrte und darin das Geständnis fand, daß Sie „mit der letzten Ehrfurcht" von Hauptmann gesprochen hätten: da flog das Heftgen zum zweiten Mal in die Ecke, und dort soll es liegen bleiben, bis von Ihnen ein zweiter Brief eingetroffen ist. Aber ich widerrate, ihn zu verfassen. Wir sprechen und schreiben zwei grundverschiedene Sprachen, von denen eine die deutsche ist. Verständigung ist somit ganz unmöglich. Sie glauben gewiß, daß ich mir anmaße, Hauptmann vor Ihnen in Schutz zu nehmen. Bewahre. Weder kann jemand wie Sie ihm was antun, noch hat jemand wie er meinen Schutz nötig. Ich trete nicht etwa für seine neue Novelle ein, die ihn kaum überleben wird: ich verweigere nur Ihnen das Recht, eine deutsche Dichtung, wie unzulänglich immer sie sei, mit Ihrem Rackerlatein zu besabbern. Aber um das Verfahren abzukürzen und eine Duplik von Ihnen bereits im Keim zu ersticken, bücke ich mich zu dem verschmähten letzten Drittel hinunter, und wiederum muß ich dreimal lesen, um nichts, nichts und zum dritten Mal nichts zu verstehen: „Wäre es ihm vergönnt gewesen, die Gestalt des Priesters ebenfalls aus dem Boden wachsen zu lassen wie einen Baum, statt ihn mühsam zu zernagen, wäre er einfach, unmittelbar wie die anderen, die nie handeln, nur gehen, leben, da sind, und doch aufglänzen vor Vitalität und Dasein, wäre ein bedeutendes Kunstwerk geworden." Gewiß ist abermals ein Druckfehler schuld, daß dieses quietschende Blech mir die Ohren zerreißt. Doch ich möchte nicht ungerecht sein. Sie schließen mit einer Wahrheit: „Kritik geht auf das Ganze. Es gibt da kein Ausweichen. Vor das Ganze gestellt löscht sie das freudige Ja mit dem schmerzlicheren Nein." Bravo: Kritik geht auf das Ganze. Das Ganze ist die Summe der Teile. Ihre Teile sind einer immer verräterischer als der andre. Und so vor das Ganze Kasimir Edschmid gestellt, löscht meine Kritik das vorschußbereite Ja einer fernen Vergangenheit mit einem freudig schmetternden Nein.

Kitty C. Ich habe das vorige Mal gelobt, mich nicht wieder auf Druckfehler einzulassen; und Sie haben mit Ihren Freundinnen gewettet, daß Sie mich doch dazu bringen werden: Sie hätten nur nötig, mir die Berliner Morgenpost vom ersten Juni zu schicken. Da steht in einem Bericht über des Januschauers Gastspiel bei seinen Bundesbrüdern, den sächsischen Landwirten: „Die allgemeine Empörung über sein letztes Auftreten in Berlin, wo er bekanntlich als den idealen Kanzler einen solchen bezeichnet hat, auf den geschossen wird, und der seinerseits wiederum auf das Volk scheißen läßt . . . ". Nachdem ich für Sie, zarte Jungfrau, errötet bin, erkläre ich Ihre Wette für verloren. Das ist kein Druckfehler. Das ist die Lesart des Setzers, der in der Aera des Wahlrechtskampfes auf seine Weise seinem gepreßten Herzen Luft machen wollte.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin Lützow-Platz 14 Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Das Dreimäderlhaus von Germanicus

Also sprach bei der Erörterung des preußischen Kultusetats der Zentrumsabgeordnete Doktor Heß: „Es ist ein gutes Zeichen und wirft ein gutes Licht auf den gesunden Kern unsres Volkes, daß ein so reines, keusches und harmloses Stück wie das ‚Dreimäderlhaus' in Berlin achthundertfünfzig Aufführungen erleben konnte." Gleich darauf hat er gegen die Aufführung von Hasenclevers ‚Sohn' und Wedekinds ‚Frühlingserwachen' protestiert. Beide Vorgänge sind symbolisch. Wir stehen im Zeichen des ‚Dreimäderlhauses', so, wie der Abgeordnete Heß es auffaßt. Das Geistige ist von der bequemen, braven, arbeitsfähigen, einsichtigen und durchhaltenden Mittelmäßigkeit verdrängt worden. Und das von Rechts wegen. Der vortreffliche Doktor Heß wird kaum gewußt haben, wie ausgezeichnet er unsre vermilitarisierte, vertechnikte und verindustrialisierte Zeit aufgedeckt hat. Alle Leute, die gegenwärtig was wirklich Nützliches leisten, werden von Geistigem kaum mehr als das ‚Dreimäderlhaus' ertragen können. Unsre Offiziere, unsre Aerzte, unsre Rechtsanwälte, vielleicht sogar unsre Philosophie-Professoren werden in ihrem Bedürfnis nach Erregung der Nerven, Entflammung der Sinne und Beflügelung des Geistes durch Schubert-Schwarm und Schwammerl-Fraß vollständig befriedigt. Um die Reichstagsabgeordneten wird es kaum besser stehen, und was die Herren der Regierung betrifft, so dürften nur die Gezählten, die draußen gewesen sind, in Paris, in Chile und in Konstantinopel, höhere Ansprüche haben. Alles übrige: Dreimäderlhaus. Millionen von Menschen sind eingeschnürt in detaillierten Gehorsam und bedingungslose Unterwerfung, in blindes Vertrauen zu den Sachverständigen und absolute Hingabe an eine einzige, für die Meisten kaum in den Umrissen erkennbare Aufgabe. Im Kampf gegen die Gefahr, anderer Völker Sklave zu werden, sind sie der Freiheit so entwöhnt worden, daß sie kaum noch bemerken, wie ihr Geist, von den Bedürfnissen des Tages und von heiligen Pflichten aufgezehrt, sich, halb unbewußt, halb das Schicksal dieser Zeit erkennend, der Schablone des Verwendbaren unterworfen hat. Die ausgeglichene Mittelmäßigkeit ist die Grundlage, auf der die bedeutendsten Vorgänge der Gegenwart geschehen. Das prompte Funktionieren des Apparates, zu dem heute die Menschheit geworden ist, wird am besten dadurch gesichert, daß Harmlosigkeit, Flachheit und Stumpfsinn jeglichen Aufstand, jedes Gelüst niederhalten. Unsre Erfolge sind nicht zuletzt dem ‚Dreimäderlhaus' zu verdanken.

*

Wie es dem politischen und dem kulturellen Zustand entspricht, hat das Zentrum nunmehr auch den Reichstagspräsi-

denten gestellt. Fehrenbach neben Hertling! Zwei Männer von erprobter Leistungsfähigkeit und starker politischer Begabung. Genau das, was wir haben müssen. Die Rede, mit der der neue Präsident sich eingeführt hat, war ebenso tugendsam wie klug, gerecht und vorsichtig, patriotisch und auf Gott vertrauend. Wollte man sie subaltern nennen, so würde man nur zeigen, daß man den Mechanismus des politischen Betriebes, seine Neigung zur flächenhaften Ausgeglichenheit, seine Einstellung auf den Durchschnittstyp und also die Grundbedingung seiner Lebensfähigkeit nicht begriffen hat. Tätiger Geist? Der Geist kann heute nicht tätig sein; es genügt vollständig, wenn der Verstand, durch ein wenig Sentimentalität gemildert, sein Werk verrichtet. Organisation plus Dreimäderlhaus: das ist es, was wir gebrauchen. Nur keine dramatischen Konflikte. Der Kampf um die höhern Güter wäre Kraftvergeudung. Man muß sich anpassen und in Reih und Glied stellen. Nur nicht mit dem Hammer philosophieren. Eine Hand wäscht die andre, und Widerspruch aus reiner Erkenntnis heraus ist nur so weit zulässig, wie er dem gleichmäßigen Fluß der Ereignisse keine Störung bereitet. Scheidemann geht zum Kaiser, und Herr Paasche bleibt auf seinem Sessel. Ohne daß wir diese beiden Vorgänge in Parallele zu einander stellen wollen — denn daß die Sozialdemokratie die höfischen Pflichten erfüllt, ist nur ein Zeichen ihrer politischen Erstarkung —: es muß so sein, alle Spitzen müssen umgebogen werden. Es lebe die Ebene.

*

Das Zentrum sitzt in der Regierung, aber die Verwaltung hat es noch nicht so in der Gewalt, wie ihm dies notwendig erscheint. Herr Doktor Bell beschwert sich darüber, daß die höhern Beamtenstellen noch nicht genügend den Katholiken zugänglich sind. Da ein Kaplan nicht schlimmer ist als ein protestantischer Stadtmissionar, und da beide Arten von Geisteshemmungen zu der Mischung gehören, die heute beste Volkskost genannt werden muß, so haben wir nichts dagegen einzuwenden, daß die Wünsche des Herrn Bell in Erfüllung gehen. Ulrich von Hutten würde heute störend wirken, und Luther könnten wir nur feldgrau gebrauchen.

*

Der Pfarrer Graue, der es aushält, Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses zu sein, sagte: „Es besteht ein starker Zusammenhang zwischen der deutschen Bildung und der deutschen Macht nach außen; es bestehen aber auch innere Beziehungen zwischen der Wahlreform, die doch einmal kommen muß, und dem Bildungsstand des gesamten Volkes. Wenn Sicherungen zum allgemeinen gleichen Wahlrecht verlangt werden, so ist zu sagen, daß die einzig wahrhaftige Sicherung Volksbildung heißt. Es ist der Ruhmestitel des deutschen Liberalismus, daß er immer sein Ideal in einer tiefgehenden und weitausgreifenden Volksbildung gesehen hat. Ohne Zweifel gehen wir nach dem Kriege großen religiösen Auseinandersetzungen entgegen. Wir brauchen daher

Religionsphilosophen, die die jungen Theologen für die bevorstehenden Kämpfe so ausrüsten, daß sie wirklich Bescheid wissen." Die beiden Graue, Dietrich und Paul, gehören mit Männern wie Rade zu einem Theologengeschlecht, das die Religion nicht zur Zweckmäßigkeit erniedrigt, sondern als eine geistige Erscheinung in dem Stand der Freiheit erhalten will.

Die Befehle des Zentrums zu den preußischen Kultusangelegenheiten gab Doktor Kaufmann (der Herr, den der Sozialdemokrat Heinrich Schulz die konfessionelle Unabhängigkeit des Theaterkulturverbands demonstrieren ließ): „Wir betrachten als den notwendigsten Bildungsfaktor für den deutschen Menschentyp die Pflege der Religion, wie sie nur durch die Konfession möglich ist. Der Abgeordnete Graue hat gestern unsre Volksbildung als die beste und einzige Sicherung für die Zukunft bezeichnet, hat uns Goethe als Bildungsideal vorgestellt und für die Schule neuen ‚undogmatischen Religionsunterricht' verlangt. Von den Grundsätzen dieses Abgeordneten ist meine Partei siriusweis entfernt ... In der Kommission ist bei der Beratung der Universitäten von verschiedenen Seiten mit Recht hervorgehoben worden, daß die philosophische, religiöse und politische Ueberzeugung eines Gelehrten ihr Recht haben. Die Schwierigkeit entsteht nur dann, wenn dieser Gelehrte auch als akademischer Lehrer auftritt. Kann und darf er dann auch seine innerste Ueberzeugung voll und ganz zum Ausdruck bringen?" Das Zentrum regiert. Herr Doktor Kaufmann hätte das Fragezeichen nicht mitsprechen sollen. Natürlich darf der Gelehrte nicht so, wie der Geist ihn treibt; auch er hat sich an die Melodie der großen Zeit zu halten: Dreimäderlhaus!

*

Die Debatten über die Gewalttaten der Zensur werden nach und nach langweilig. Erstens hat eine Zeitung sehr recht, die es tadelt, daß kilometerlange Reden gehalten werden, wo ein halbwegs geschickter Mensch dasselbe in einem Feuilleton (verachtet nicht das Feuilleton!) erledigen kann. Und dann: wozu diese ewige Wiederholung von Beschwerden, da doch nichts geschieht und wohl auch nichts geschehen kann, das erfolgreiche Nivellierungsinstrument, das man Zensur heißt, unwirksam zu machen. Uebrigens: am ‚Dreimäderlhaus' hat die Zensur nicht das Geringste auszusetzen gehabt. Man könnte also, wenn man die Zeit nur recht versteht, vollauf zufrieden sein. Lustig ists, daß die Presse, von der der Abgeordnete Gothein, der Sturmgeselle, andeutete, daß sie von der einen oder der andern Regierungsstelle politisch beeinflußt werde, sich gegen solchen Vorwurf — so nennt sie es — mit Vorstößen wehrte. Woher solche Feinhäutigkeit? Und dann; warum sollte die Presse sich nicht beeinflussen lassen? Sie lebt doch nicht im luftleeren Raum. Mehr als vieles andre ist sie ein Gebild ihrer Zeit; aber es mag ja sein, daß die Diktatmaschinen aus einem letzten Rest von Scham wenigstens die Illusion haben möchten, selbständigen Geistes zu sein. Ein Luxus, der stören würde, wenn er echt wäre, der aber als Maske die erforderliche

Suggestionswirkung der Zeitungen nur stärken kann. Darum: ich glaube an die Freiheit der Presse und die unberührbare Mannhaftigkeit ihrer Livree.



In der furchtbaren Anklageschrift, die der in der Gefangenschaft verstorbene Doktor Max Brausewetter gegen die französische Regierung veröffentlicht hat, steht dieser Satz: „Ich will nur bemerken, daß in der langen Gefangenschaft in ganz kühnen Träumen uns etwas von einem W. C. vorschwebte. Wenn wir uns trotzdem im Anfang Fische brieten, um den Hunger zu stillen (wir haben ja auch bei Krätzekranken gelegen, um Schlaf zu finden), so erfaßte uns doch bald ein unbeschreiblicher Ekel davor, und auch die anfangs viel beliebten Polypensuppen fanden keinen Beifall mehr, und der Ekel erstreckte sich weiter. Wir mochten das Meer nicht mehr sehen. Das schwamm voller Unrat. Nicht mehr baden, das war ganz unmöglich geworden, wir mochten auch nicht mehr am Wasser vor dem Schuppen uns aufhalten, denn da stank es, und es stank bis zum Schuppen hinein, und es stank in der Kantine, die direkt den Aborten gegenüberlag, fünf Schritt davon entfernt."

Aus dem Briefe eines armseligen, kranken Menschen: „Ich ging ins Gefängnis, um ein Verbrechen zu büßen: daß ich es gewagt hatte, voriges Jahr, am fünfundzwanzigsten Oktober, vor den Toren Berlins einen Viertelzentner Kartoffeln zu kaufen, wozu mich nur mein grimmigster Hunger getrieben hatte. Ich wurde in eine Zelle gesteckt (Nummer 394), welche die ominöse Zahl von dreizehn ‚Betten' hatte, immer zwei übereinander. Da ich nur Geldstrafe hatte, behielt ich meine Kleider. Andre trugen Anstaltskleidung. Die Meisten waren Obdachlose, in der Regel zu drei bis sechs Wochen Gefängnis verurteilt, Greise, die wirklich kein Mensch mehr in Arbeit nimmt, und die so gezwungen sind, die ‚Palme' aufzusuchen. Fünf Tage bekommen sie dort freies Quartier, am sechsten werden sie abgefaßt und im Gefängniskarren nach der Stadtvogtei eingeliefert . . . Des Nachts erstickte ich beinahe in dem bestialischen Gestank, mein Husten wurde stärker, beinahe erstickend, und nur um etwas Luft zu bekommen, stand ich auf und ging in das enge Loch von Klosett, welches in der Ecke eingebaut war. Dort roch es auch nicht viel besser, der Umstand aber, daß oben ein kleines Fensterchen offen war, machte doch diesen engen, wenn auch wenig einladenden und unsaubern Winkel zu einem angenehmern Ort, welcher eher Möglichkeit bot, etwas leichter Atem holen zu können."

Für den ethisch verderbten Radikalismus des Geistes ist es nach solcher Gegenüberstellung schwer, den begreiflichen und auch wünschenswerten Zorn gegen die brutale Behandlung, die unsre Gefangenen in Frankreich erfahren, hervorbrechen zu lassen. Auch bei dieser Gelegenheit werden es die Freunde des ‚Dreimäderlhauses' leichter haben, das Notwendige zu tun.

Politiker und Publizisten von Johannes Fischart

XVIII.

Freiherr Hartmann von Richthofen

Politik ist nicht immer, wie Fremdlinge auf diesem Gebiete meinen, eine Sache des Verstandes und der Ueberlegung. Man kann noch so viel Verstand aufbrauchen und noch so reichlich nachdenken: wer die Politik nicht in den Knochen hat, wird es nie zu einem Politiker bringen. Und alle noch so fleißige Beschäftigung mit politischen Dingen bleibt Stückwerk, wenn nicht das geistige Band die toten Teile zu Einem zusammenfaßt. Politik ist eine Kunst, die zwar das Wirkliche meistern soll, die aber auch ein ideales Ziel festhalten muß. Politiker kann man nicht sein wollen — man muß es sein. Woran kranken wir denn? Daran, daß die sogenannten Politiker in Deutschland (von denen leider viele an hoher Stelle stehen) keinen politischen Sinn haben. Sie sind meist ›Fachmänner‹, Stuben-, Fabrik- und Handelsgelehrte oder bezahlte Interessenvertreter. Das Leben als Ganzes genommen ist ihnen fremd. Ein Politiker großen Stils darf kein Spezialist sein. Sind es nicht grade die Fachmenschen in der Politik, die den Abscheu vor der Beschäftigung mit der Staatskunst vermehren? Noch überwiegen die trockenen Schleicher in den Parlamenten — wann wird das endlich anders werden? Fast sind an den Fingern einer Hand Diejenigen aufzuzählen, die man Politiker in Deutschland nennen kann. Ich will einige Namen herausgreifen, ohne mich um die Parteirichtung zu kümmern. Naumann, Scheidemann, Heydebrand sind Politiker. Sie und noch Einer: Freiherr Hartmann von Richthofen. Diese Männer haben den Mut, sich zu dem zu bekennen, was man innere Ueberzeugung heißt. Heydebrand verrennt sich in der Wahlrechtsfrage — aber er bleibt stilrein. Ein Konservativer, der so gegen die neue Zeit tobt, bleibt sich treu und seinen politischen Zielen.

Freiherr Hartmann von Richthofen führt einen alten Adel und verfolgt mit Konsequenz eine neue Politik. Er wird erst im Juli Vierzig, hat aber mehr von Welt und Menschen gesehen als dreihundertneunzig seiner Kollegen im Reichstag. Sein Vater war Staatssekretär des Auswärtigen. Das hat dem Sohne die Karriere sicherlich erleichtert. Wenn er aber nichts wäre als der Sohn seines Vaters, dann hätte man ihn nach dem Tode dieses Vaters, 1906, wohl fallen gelassen. So aber war er neun Jahre lang, von 1902 bis 1911, im diplomatischen Dienst, nicht als versorgter Beamter, sondern als Mensch mit offenem Auge und Ohr. Wo war er überall? In Aegypten, in Rom, in Havre, wieder in Aegypten. Dann 1905 bei seinem Vater im Auswärtigen Amt. Dann in Kopenhagen, in Petersburg, in Teheran, in Washington und in Mexiko. 1912 ließ er sich in den Reichstag wählen und 1915 ins Abgeordnetenhaus.

Hartmann Richthofen gehört in beiden Parlamenten der nationalliberalen Fraktion an. Wer ihn aber kennt, der weiß, daß er sich in dieser Gesellschaft nicht wohl befindet. Er trägt weder die Scheuklappen der meisten seiner Fraktionsgenossen, noch hat er ihren Dünkel. Die politischen Verhältnisse lagen wesentlich anders, als er der Partei beitrat. Jetzt ist aus der Partei, die vorgibt, eine liberale zu sein, eine Partei der Bremser geworden. Im Abgeordnetenhause stemmt fast die Hälfte der Fraktion sich gegen das gleiche Wahlrecht, und die Reichstagsfraktion findet nicht den Mut, sich entschieden auf die eine oder die andre Seite zu schlagen. Sie wills in der Kriegszielfrage mit den rechtsstehenden Parteien nicht verderben, aber sich auch als liberale Partei zeigen, die moderne weltpolitische Anschauungen hat. Unter Leuten dieser Denkart befindet sich Richthofen, der von solcher Schaukelpolitik kein Freund ist, der es liebt, den graden Weg zu gehen.

Man hat in der Partei das junge Temperament sofort erkannt. Nun hieß es: alles aufbieten, um es nicht aufkommen zu lassen. Wie durfte einer in der nationalliberalen Partei sagen, was er wirklich meinte! Wohin sollte das führen! Die Partei wäre damit erledigt. Dazu kam, daß Richthofens politische Begabung die Dinge auch vom gegnerischen Standpunkt betrachten kann, was gleichbedeutend ist mit der Entdeckung eigener Fehler. Das macht in Kriegszeiten nicht populär. Ist aber tausendmal nützlicher als die verdammte Einseitigkeit, die geholfen hat, uns die Feindschaft der Welt auf den Hals zu hetzen.

Kein Wunder, daß der Politiker Richthofen bei unsern ‚Politikern' nicht hoch in Gunst steht. Das hindert aber nicht, daß man doch hier und da seine Gesellschaft sucht. Denn Richthofen hat seine Fühler überall. Er hat überall gesellschaftliche und politische Beziehungen. Er gehört zu den Parlamentariern, die am besten unterrichtet sind. In allen Aemtern hat er seine Freunde, bei allen auswärtigen Vertretungen seine Bekannten.

Richthofen schreibt seit dem Sommer 1916 für die Berliner Börsen-Zeitung, die seit drei Jahren auch in der politischen Presse mitzählt. Richthofen schreibt viel und meist gut. Seine Aufsätze erscheinen entweder mit seinem Namen oder mit dem allgemein bekannten kleinen r—.

Der junge nervöse Freiherr ist von einem unstillbaren Tätigkeitsdrang erfüllt. Hier und da geht sein Temperament auch mit ihm durch, und dann sagt er für einen Politiker zu deutlich, was er denkt. Manchmal gibt er auch fremden Einflüssen und Einflüsterungen zu sehr nach. Er bedarf noch der Selbsterziehung. Die muß er üben für die Zeit, wo man ihn auf einen politischen Führerposten berufen wird. Diese Zeit wird kommen, wenn die nationalliberale Partei in ihrer gegenwärtigen Gestalt abgewirtschaftet haben wird, was ja nach ihrem Verhalten in Kriegs- und Friedensangelegenheiten mit Notwendigkeit kommen muß. Man

wirft Richthofen vor, daß er den Zersetzungsprozeß der Partei beschleunige. Das tut er sicherlich nicht absichtlich. Die Natur aber hat ihn auf einen Außenposten gestellt: mit Richthofen beginnt die Umbildung der nationalliberalen Partei.

Die meisten Unbilden erleidet er zweifellos von seinen eigenen Parteigenossen. Sie streuen allerhand Verdächtigungen gegen ihn aus, um ihn moralisch zu entwerten. Seine Freundschaft mit Erzberger, die mehr persönlich als politisch ist, wird ihm arg verdacht. Man nennt ihn ein Werkzeug Erzbergers. Wer aber Richthofen kennt, der weiß, daß er alles andre ist als ein Werkzeug Erzbergers, mit dem er in Kriegszielfragen allerdings übereinstimmt. Mit dem er auch darin übereinstimmt, daß er die politische Gewalt im Reiche nicht von der militärischen ausschalten lassen will. Heute, wo das Verlangen nach einer Parlamentarisierung Deutschlands weiteste Kreise erfaßt hat, hat man wohl vergessen, daß es Hartmann Richthofen war, der als Erster den Gedanken eines deutschen Parlamentarismus vor mehr als zwei Jahren in die politische Debatte warf.

Richthofen ist durch den Krieg an die Oberfläche gekommen. Die großen Lehren dieses Krieges haben auf ihn stark eingewirkt. Bei seinem rastlosen Tätigkeitsdrang kann es gar nicht ausbleiben, daß ihn die neue deutsche Politik in vorderster Reihe finden wird. Ein Mann wie Richthofen kann nicht im Schatten leben. Seine Frau, eine temperamentvolle, rassige Halbmexikanerin aus der Hamburger Patrizierfamilie de Chapeaurouge, die an den Arbeiten ihres Mannes mit einer weit über dem Durchschnitt stehenden Sachkenntnis Anteil nimmt, ist nicht minder von politischem Ehrgeiz erfüllt. In Richthofen verkörpert sich eine politische Hoffnung Derjenigen, die an eine gründliche Neuordnung unsres Staatswesens glauben.

Hodler von Wilhelm Hausenstein

Kein Denkmal der Kunst entsteht außerhalb der Voraussetzungen, die jeweils eine zeitgeschichtliche Gestirnstellung ihnen entgegenbrachte. Aber es ist das Zeichen der ganz großen Dinge, daß sie dennoch jenseits der Konstellation vollbracht zu sein scheinen und wie etwas Unbedingtes unter dem Himmel der Jahrtausende aufgerichtet stehn.

Daß Hodlers Werk zu dieser absoluten Welt gezählt werden muß, darf bezweifelt werden. Vielmehr wird man dem Problem, das sich um seinen Namen kristallisiert hat, wahrscheinlich dann grade am ehesten beikommen, wenn seine Kunst als Widerschein der Konstellation begriffen ist. Sein Format oder Anspruch beirrt. Rasch erblickt der staunende Betrachter in der nervigen Anspannung dieses künstlerischen Willens und in der Zähigkeit der Ausweitung des Bildes Bürgschaften für jene Vollendung, die sonst

den souveränen Zugriff des Genies beweist. Allein: wo dies geschieht, ist leicht der Blick nicht weit genug gedrungen — hat leicht der Blick nicht umfänglich genug gekreist.

Dabei liegt das Argument wider Hodler vornan im ersten Plan, und jeder glaubt, es irgendwann gesehen zu haben. Es wäre etwa so zu formulieren: an Hodlers Werk wird eine Plastizität vermißt, die dem vollkommenen Monumentalbild nie gefehlt hat. Es ist nicht von Plastizität im Sinne illusionistischer Rundung der einzelnen Form die Rede; nicht von Plastizität im Sinn der Akademie, der Perspektive und des Naturalismus. Wäre der Einwand so gemeint, so bliebe er Hodler gegenüber füglich ungiltig und unwirksam. Dem Werk des Toten mangelt die Plastizität, mit der das Werk Cézannes und des Hans von Marées seine Fülle bildet. Sie ist ideale Kubik. Mit ihr wölben die Beiden schon erste Anschauung der Natur und frühestes Gestalten in der Einbildungskraft. Freilich: sie setzt sich ins Einzelne des konkreten Bildens fort. Dort wirkt sie als Ueppigkeit; als Saft; als Katarakt und Seenruhe des Malerischen; als Rotation des Sinnlichen; als Ueberfluß der Technik. Es kann nicht eingewendet werden, Hodler habe das Zweidimensionale gewollt. Auch Cézanne ist zweidimensional. Verzichtet aber er auf die illusionistische divina prospettiva der Renaissance, dann ist die dreifache und vierfache Dimensionalität seiner Malerei nur umso nachdrücklicher.

Mit diesen Wahrnehmungen ist nun bereits in die Richtung der tiefsten Tiefe des Problems gewiesen. Aber man kann das Zeitgeschichtliche an Hodler nicht bestimmen, ohne zuvor über das Maßzeichen des Zeitgeschichtlichen hinausgestoßen zu haben. Denn: es bleibt eben der Ausweis des Größten in der Kunst, daß ihm auf irgendeine Weise der Reichtum der Plastizität verliehen ist. Von diesem Punkt aus wird die aegyptische Skulptur, die Kunst der exotischen Welt, das Romanische, das Gotische, Grünewald, Giorgione, Tintoretto, der Greco, Delacroix, Renoir, Cézanne, Rodin, Marécs, Leibl verstanden. Es ist die Genialität der guten Gotik, daß ihre Spalierhaftigkeit eine zugleich sinnlich erwärmte und idealische Plastizität besitzt. Wollte man die weise Theorie Hildebrands zum Gegenzeugen wider das Ideal des Plastischen nehmen, so hätte man sie ebenso mißhört, wie das körperliche Werk dieses Bildners, das reliefhaft projiziert doch in der Süße idealer Kubik erblüht, verkannt wäre.

Im Vergleich mit diesen Maßstäben wird an Hodlers Werk eine Flächenhaftigkeit sichtbar, die nicht im höchsten Sinn der Forderung des Zweidimensionalen ist. Dies Flächige wirkt nüchtern und als Armut an umgreifender Phantasie. Wie es ideell und bildhaft-tatsächlich des Konkaven und zumal des Konvexen entbehrt, so trägt es nicht horizontal in die ruhende Ebene der Jahrhunderte hinaus, sondern steht perpendikulär und dünn wie eine unschwer zu durchstoßende Wand zwischen den Epochen.

Als Hodlers sehnige Hand sich vor der Tafel der Zeit erhob und Stift und Pinsel nahm, hatte sie führend einen entscheidenden Drang des Augenblicks begriffen. Auf der Tagesordnung stand: der Widerspruch gegen das Staffeleibild; der Mißkredit des Genre; der Kreuzzug gegen den Naturalismus und seine Mittel; der Einwand gegen das scheinbar Zufällige des Impressionismus; der Gedanke der Kollektivität oder — anders gesagt — des Forensischen, Menschlich-Republikanischen und Demokratisch-Monumentalen in der Kunst. Hodler hat mit ungeheurem Nachdruck dazu sein Wort gesagt: hörbarer, trotz allem stumpfsinnigen oder überlegenden Einspruch propagandistisch wirksamer als irgendeiner seiner Zeitgenossen. Er war der Künstler, der wollend oder nichtwollend im Zusammenhang dieser Zeitfragen Wirkungen von fast politischer Temperatur und Farbe gehabt hat. Das lag nicht daran, daß er die Schlacht von Marignano, den Auszug von 1813, den Tell oder den Winkelried — also politische Motive — mehr gezeichnet als gemalt hat, wiewohl dem thematischen Einschlag mitbestimmende Bedeutung zukam. Sondern es lag an dem illustrativen und plakatierenden Element, das mit unvergleichlicher Drastik zum Augenblick sprach, während zeitverwandte, aber distinguiertere Antriebe wie zumal die Kunst des Maurice Denis, des Seurat, selbst des Gauguin mehr im Hintergrund blieben.

Das Persönliche der Leistung Hodlers ist der verdienten Anerkenntnisse längst teilhaftig, und es fällt keinem besonnenen Urteil ein, sie zu leugnen. Aber es ist die Aufgabe des Ueberblicks, auch festzustellen, wieviel von dieser Leistung der Tradition geschuldet oder zum wenigsten mit ihr verbunden war.

Seltsam ist, wie wenig Aufmerksamkeit die Betrachter Hodlers auf die Herkunft zu richten pflegen. Doppelt seltsam, weil die Verknüpfungen Hodlers mit seiner künstlerischen Abstammung von offenbarer Wesentlichkeit sind.

Das erste Element der Herkunft ist die proletarisch durcherlebte Jugend. Das Aufständische und krampfig Verzogene, das von unten auf Angestrengte und leidenschaftlich sich Emporbiegende, der zuckende Zickzack der Gebärde und die schmerzliche Länge ihrer Kurven: der ganze Komplex dieser Wesenszüge streckt die Wurzeln in den Boden eines einzigen Daseinsschmerzes entscheidender Jahre, der vom Siechentod des Vaters, vom rohen Armensarg und Leichenkarren der geliebten Mutter bis zum Pritschenlager dreier genfer Studienjahre gedauert und im Gemüt des Künstlers das Bewußtsein von der „Permanenz des Todes“ — sein eigenes Wort — gezüchtet hat.

Das zweite Element der Abstammung ist die Handwerklichkeit anfänglichen künstlerischen Lernens. Hodler empfing ersten Unterricht von dem „Flachmaler“ Schüpbach, der sein Stiefvater war und Schilder und Uhren malte. Die Fortbildung erhielt er in der Vedutenmanufaktur des Thuners Ferdinand Sommer. Das

Ebene und Gewerbliche dieser Bildung mußte für Hodler Zeit seines Lebens tatsächlich — wenn auch nicht bewußtermaßen — um so viel mehr bedeuten, je hartnäckiger ein Leben wie das seine selbst dann in die Ausfallstellung seiner Wachstumsjahre gerückt blieb, als es die Schwelle des Bürgerlichen — allzu Bürgerlichen — betreten hatte.

Das dritte Element seiner Voraussetzungen war der Klassizismus der akademischen Ueberlieferung, die ihn in Genf umgab. Hodler wurde von Barthélemy Menn gebildet, der Schüler von Diday, Lugardon und Ingres gewesen war. Lugardon stammte vom Baron Goos; er und Diday gehörten zum Bezirk des Calame. Die Komponenten sind sichtbar: in den Abmessungen des Klassizistischen die Historie, die große Figurenmalerei und die heroische Alpenlandschaft — das Ganze da und dort auch romantisch entzündet.

Der starke Kontrapost, der damit der Haltung Hodlers selbst dann mitgegeben war, wenn er, wie er gegen Ingres tat, wider diese Ueberlieferung sich in Opposition stellte, stieß mit neuern Bewegungen zusammen. Eine spanische Reise der siebenziger Jahre und eine Bildungszeit in Paris müssen den Künstler zwar in rein malerische Aufgaben hineingezogen haben; aber die neue Gotik, die von dem aus Klassik und style ogival eigentümlich gemischten Puvis de Chavannes, von der verwandten Struktur des Maurice Denis und der Reise Hodlers zu den italienischen Primitiven ausging, gab den Ausschlag endlich zugunsten des Kartonstils, in dem Hodler sich, biographisch mehr als sachlich, vollendet hat.

Man kann ein fünftes Element hinzufügen. Hodler war mathematisch ungemein begabt. Seine Kunst zog aus dieser Mitgift die ungemeine Kraft zur kalkulatorischen Behandlung der Fläche mit Bildzeichen und seine außergewöhnliche Gewandtheit im Vergrößern der ersten Konzeption — eine Sicherheit, ja Unfehlbarkeit, die allerdings, so groß der Reiz des Exakten ist, der künstlerischen Fülle und Unmittelbarkeit auch den verhängnisvollsten Abbruch tat und die Mitschuld an der Leere vieler Kompositionen trägt.

Mit solchen Mitteln ausgerüstet richtete Hodler sich in der Zeit auf. Sie reichten nicht aus, für die Epoche das zu sein, was etwa der Greco für das Barock gewesen ist. Sie reichten nicht aus, die Epochen weithin zu überbrücken. Fast zu gleichen Teilen aus Fermenten der Renaissance — etwa Holbeinischem Erbe — und aus Fermenten der Gotik, aus Traditionen des Naturalismus und aus erschütternden Uebergriffen zu supranaturalistischen Zielen hin zusammengesetzt, steht Hodler in der Zeit als ein bedeutender und ins Blut getroffener Kompromiß. Als ein Kompromiß freilich, der zwei Dinge beinahe ausschloß. Zum ersten: die Kultur des Geschmacks, die der Welt von Peter Cornelius bis zu Maurice Denis — von Giotto gar nicht zu reden — eine so unvergleichlich viel feinere Art gab. Zum zweiten: das Malerische, dessen Fülle und Verzweigtheit den eigentlichen Reichtum des Abendländischen er-

geben hatte — dessen Fehlen daher den seltsamen und mit Großartigkeit verbundenen Eindruck der Armut Hodlers mitbegründet.

Dieser Mangel ist immerhin nur relativ. Hodler hat wunderbare Dinge gemalt — von jenen frühen Bildern der siebziger Jahre bis zu den Landschaften noch später Zeiten. Man sagt das entscheidende Wort nicht leicht, weil auch Ehrfurcht das Urteil bindet. Allein es könnte sein: Hodlers Problematik rührte daher, daß seine hochgestimmte Gesinnung dem Format, das sie wagte, nicht so gewachsen war, wie sie es sein mußte, um es mit der Hoffnung auf vollkommene Größe und also auf zeitlose Dauer wagen zu können.

Briefbeilagen von Peter Panter

Mit der Kunst des Briefschreibens ist es ja ziemlich vorbei. So wie Keiner mehr zuhören kann, sondern den Andern nur noch als Wand benutzt, gegen die er monologisiert, so schreiben sich die meisten Leute unsrer Zeit Briefe, die schlechter und unordentlicher sind als Geschäftsbriefe, aber ebenso sachlich. Die Geschichte von dem Aktuar, der seiner Hulda zu wissen tat: „Ich liebe dich leidenschaftlich" und dann das letzte Wort mit dem Lineal unterstrich, ist nur ein spaßiger Einzelfall einer ganzen Epoche des Verfalls der Briefschreibekunst und ihrer völligen Verkennung. Ein Brief soll doch kein Tatsachendokument sein, sondern ein Luftzug, der mich in die Atmosphäre des Andern versetzt. Ja, Kuchen! Und was die heutigen Liebesbriefe angeht, so ist das ein eigenes Lachkapitel für sich.

Was an mir des Tages vorbeiläuft, was ich aufnehme — das schreibe ich in die Briefe. Nun gibt es aber manches, das wächst aus dem Brief hinaus, ist ein kleines Ding für sich, ein Geschichtchen oder ein Meditatiönchen, ohne doch etwa ein Kunstwerk zu sein. Und so, zum Beispiel, wie Maler aus ihrem Skizzenbuch manches Blatt herausreißen und in den Brief legen, den sie ihrer Freundin schreiben, so will ich, was ich dir aufschrieb, Blonde, und was zwischen Brief und Literatur angenehm die Mitte hält, hier aufbewahren. Es ist kein Zufall, daß ich es grade dir schrieb: denn als ich es erlebte, in all den Tagen, warst du bei mir.

Im Hinterzimmer

Im Hinterzimmer in der Wohnung des Rumäners, bei dem ich grade wohnte (man sagt nicht „Rumäne", alte Balkanisten sagen Rumäner, femininum die Rumänerin) — im Hinterzimmer also lagen rumänische und französische Bücher, unordentlich in Kästen gepfropft und wild durcheinander. Juristerei und Zeitschriften und Kriminalabenteuer für sechzig Centimes und ‚L'Illustration', die man hier in vielen Häusern findet und ‚Die Kunst, gut zu lieben' mit vielen, aber leider sehr harmlosen Bildern (daraus konnte man sie jedenfalls nicht lernen) und vieles andre.

Ich fraß die Bücher. Zuerst meinen geliebten Courteline, den französischen Wied. Etwas habe ich übersetzt, aber die schönsten Sachen kann man ja nicht übertragen. Es geht alles verloren. Wie der Jüngling unten in der Droschke stundenlang von Mama in-

struiert wird, nun aber ja beim Empfang den feinen Mann zu machen, denn bei diesem Empfang käme es darauf an, und er werde die Auserwählte seines Herzens kennen lernen, das heißt: die von Mama Auserwählte, und die Augen der ganzen Gesellschaft seien auf ihn gerichtet ... Aber als er in die gute Stube hereintritt, da fällt er der Länge lang über eine Teppichfalte und sagt etwas, was man aber wirklich nicht übersetzen kann, so wenig fein ist es. Und ich blätterte in den dummen Heften mit den glatten Frauenakten und in den Romanen mit dem ganzen umständlichen Hin und Her der Liebesleidenschaft auf sehr elendem Papier. Und ich las die Kriegszeitschriften.

Ach! wie ist dieser Mist aufgemacht! Tiefdruck, famoses satiniertes Papier, alles hat eine Art splendider Großzügigkeit ... Es bereitet eine wohltuende Freude, einmal alles andersherum zu sehen: die französischen Flieger mit den kreisrunden Abzeichen fliegen stolz am Himmel einher, während der Deutsche tief unten entweicht; französische poilus knien auf deutschen Soldaten; Russen stürmen lanzenschwingend auf die Preußen, die die Hände hochheben — das kam mir alles, bis auf die Besetzung, sehr bekannt vor. Und das gleiche empfindsame Mitleiden mit Denen, die draußen sind, gespendet von Denen, die durch die Spende drinnen sind, und diese bombastischen Worte (einmal, zum Kullern, unter einer Gruppe griechischer Herren aus der Fremdenlegion, also doch wirklich von Leuten, die nur wegen zu schlechten Falschspiels in den Verein gegangen sind: ce sont des héros, qui Homére eût chanté? Siehst du wohl!).

Aber ich muß doch sagen: mein erster Gedanke war der des Bedauerns. Warum haben wir das nicht? Sie sind so geschickt, und so gemein. Und so wirksam. Sie verkennen allerdings fast den gesamten Tatbestand. Sicherlich läßt sich über deutsches Wesen, an dem einmal die Welt genesen soll, allerhand — wenn auch jetzt nicht — sagen; aber das sind keine Deutschen, diese Bilderbogenboches der französischen Kriegsliteratur, das sind allenfalls Schützenscheiben. Sie sind nicht einmal fähig, einen richtigen deutschen Namen zu erfinden, oder heißen vielleicht unsre Professoren Ferdinand Schmitzmolle? Aber, weißt du, ich kann mir sehr gut denken, daß von diesen Weisheiten etwas hängen bleibt — wenn sie einem jahrelang so eindringlich eingehämmert werden. Fälschungen (Maurice Barrès gibt angebliche Schwätzereien eines Soldaten mit einer französischen Schwester als ein document aus), Lügen (Zeichnungen werden unter Photographien geschmuggelt und bilden ein einziges Bildmaterial), Geschmacklosigkeiten (die Karikaturen des Kaisers und des Kronprinzen sind unterhalb jeder Linie) — das ist zwar alles nichts. Aber es wirkt. Aber es ist infam geschickt und gewandt hergestellt. Aber es zieht.

Warum machen wir das nicht? Sie schrecken vor nichts zurück, wenn sie damit irgend einer These, einem moralischen Satz zur Wirkung verhelfen können. Sie haben seit langem erkannt,

was bei uns in Deutschland kaum einer weiß und gar keine illustrierte Zeitung: daß man Photographien nicht mehr ertragen kann, die einfach berichten. Man will Moral in den Bildern. Das Rezept ist so: gegeben ist eine Tendenz, die offensichtlich werden soll. Sagen wir: die Deutschen sind gemeine Mörder. Dann wird dieser Satz an einer scheinbar harmlosen Photographie demonstriert, an der Hausruine einer pariser Vorstadt, in die eine Bombe fiel — und unter dem Bildchen steht dann: ce que leurs „héros" ont fait dans la „forteresse" Paris. Und das vergißt kein Leser. Oder rührsame Zeichnungen von toten Müttern und Kindern in Verbindung mit den deutschen Barbaren (das ist kein Wort von 1914, das lebt heute noch!) — und deutsche Gefangene... Aber hier können wir allerdings nicht mit. Eine solche viehische Roheit, noch mit Zerschossenen und Verwundeten und halbtoten Gefangenen Propaganda für den Kikeriki der Marianne zu treiben, ist leider romanische Politik. Sie sind wie die Weiber, wenn sie hassen. Ich weiß sehr wohl, daß es Zeitungsschreiber und nicht die Soldaten im Graben sind, die das machen — aber wer liest es denn? Hachette wird sein Publikum kennen. Und die Andern, die Leute aus dem ‚Feuer' des kriegerischen Friedensbuches von Barbusse, sind wohl noch dünn gesät.

Sie schrecken vor nichts, aber auch vor nichts zurück. Bis auf die schmierigen Sudeleien: warum wir nicht auch? Warum arbeitet unser Nachrichtendienst nicht im großen Stil mit der Tendenzphotographie wie sie? Warum bearbeiten wir nicht das Ausland wie sie? Warum zeigen wir nicht Aehnliches in unsern eigenen Blättern wie sie? Tausend Beispiele: ein französisches und ein deutsches Badezimmer einer Bürgerwohnung (denn sie verspotten dauernd unsere Zivilisation, nicht nur die Kultur) — der Südfranzose und sein Haustier — der Gegensatz zwischen Hui und Pfui im Leben des romanischen Schiebers . . . aber dafür gibt es Belege! Hier kann man aggressiv arbeiten. Wir verteidigen uns brav: wir veröffentlichen saubere Statistiken, wie gut unsre Schulen arbeiten, und wieviel Kriegsanleihe wir gezeichnet haben — Eine Zeichnung Raemaekers wirft das alles um. So kann man dem Betrachter nicht kommen. Man muß ihn unterhalten, einfangen, packen.

Aber noch schöner wäre es freilich, man hätte das alles nicht nötig, und im Hinterzimmer lägen Bücher, die dem Rumäner förderlicher gewesen wären als dieser Schund. Und das hat wohl noch gute Weile.

Wiener Theater von Alfred Polgar

Als Neuheit brachten die hier gastierenden münchner Kammerspiele: ‚Der Einsame', ein Menschenuntergang (neun Bilder) von Hanns Johst. Das Stück, die ernste Arbeit eines jungen Dichters, lebt. Es hat Herz und Hirn. Es steckt voll Empfindung, die manchmal das gedankliche Niveau sturzwellenartig über-

flutet. Es ist sozusagen eine kraft-sentimentalische Dichtung. Ihr Held: Christian Dietrich Grabbe. Die Ideen, die diesem Namen assoziiert sind, gestatten dem Autor mancherlei dramatische Verkürzung. So gerieten neun straffe, stimmungsvolle Szenen, neun wie vom Scheinwerfer erfaßte Segmente eines dunklen Poeten-Schicksals. Dessen innere Logik bleibt allerdings unaufgeschlossen. Wir hören neun Mal den Schlag der Uhr: wir sehen nicht ein Mal ins Räderwerk. Aber der sonderbar heisere Donner ihres Schlages ist vortrefflich nachgetönt. Daß es in diesem ‚Einsamen' gelungen scheint, ein Genie wirklich als Genie glaubhaft zu machen, bedeutet viel, wenn auch dieser Genie-Nachweis vorwiegend durch Kommentare erbracht wird, die Grabbe selbst zu seinem Wesen spricht. Er klappt die eigene Schädeldecke auf und läßt Genie-Dampf aus. Immerhin: es ist Genie-Dampf. Das Stück ist ganz auf einen Ton düsterer Schwermut gestimmt. Es sind Bilder in dunkelgrau, von bläulichen Flämmchen des Alkohols gespenstisch umspielt. Schade, daß Herr Johst im Charakter des ‚Scherz-, Satire-, Ironie'-Dichters die wilde Humor-Komponente völlig außeracht ließ, das Kerl-hafte, das Epatante, das Feuerwerkende. Grabbe als Auditeur, im Amt, hätte nicht fehlen dürfen. Grade in den Zersetzungsprodukten der Melancholie gibt es die interessanteste, die shakespearischste Gärung.

Die Münchner spielten das noble Stück, dem zuzuhören Anregung und Gewinn, recht sympathisch. Persönlichkeiten drängen sich nicht vor, aber es stört auch nirgends Falsches oder Dummes. Und die ganze szenische Arbeit (Otto Falckenberg) hat Sinn, Geschmack, Niveau. Grabbe: Herr Erwin Kalser. Er ist ein guter Schauspieler und, was in diesem Falle wichtiger, hat geistige Beziehung zur Sache. Das ist schon etwas, wenn einer einen Abend lang das Kainszeichen der Genialität auf der Stirne zu tragen weiß, ohne daß es zu einem Schminkfleck zerflösse.

*

‚Die gutgeschnittene Ecke' — so berlinerisch-bizarr heißt das neue Stück von Sudermann — ist eine Straßen-Ecke. Dort soll das neue Theater erbaut werden, das der Großindustrielle und Stadtverordnete Brandstätter der deutschen Kunst errichten will. Aus reinem Idealismus errichten will. Wie es ihn und seiner edlen Absicht ergeht, wie sich Gemeinheit, Habgier, Spekulantentum, Kunstbetrüger und Betrugskünstler der Sache bemächtigen, das macht den Inhalt der Tragikomödie aus. Sie ist fünf Akte schwer. Und liefert reichlichen Ertrag an Figuren, Szenen, Bildern modernen Lebens, Aperçus gegen den Schwindel mit neuer Kunst, Abgängen und Auftritten, sowie an satirischem Schmalz. Ein richtiges Mast-Theaterstück, bei dem der Züchter, der Käufer und der Zwischenhändler (das Theater) auf ihre Rechnung kommen. Als ein, zwar mit dem Besen hingepatztes, aber immerhin farbiges Bild neuberlinischen Schiebertums entbehrt die gutgeschnittene Ecke nicht einer gewissen knallenden Plakatwirkung. Aber die schreck-

liche geistige Trockenheit und der Unhumor des Ganzen macht schon von der nagelneuen Sudermann-Schwarte die Farbe springen und abblättern. Wie wird das nach fünf Jahren aussehen?

Im Deutschen Volkstheater ist Herr Fürth der alte Brandstätter. Er gibt der Figur Herzenswärme und ein schönes Temperament streitbarer Rechtschaffenheit. Herr Homma ist der brutale, ganz gemeine, Herr Kramer der gesittete, ganz feine Schieber: beide Typen bekamen ekelhafte Lebensechtheit. Herr Forest gibt mit leisen und kleinen Mitteln einer Nebenfigur originelles und scharfes Profil. Fräulein Waldow als geld- und machtgierige Theatrine von essigsauerster Süßigkeit. Dem idealen Schriftsteller Brandstätter junior, einem ganz läppischen Lebewesen, verlieh Herr Klitsch tadellose seelische Bügelfalten. Der Darsteller des Journalisten Feiteles fiel allgemein auf: er konnte nicht jüdeln. Und grade dem Regisseur Herrn Rosenthal sollte das entgangen sein?

*

Hebbels ‚Maria Magdalene' ist so quälend wie am ersten Tag. Katharsis und Befreiung wollen sich nicht einstellen. Ein weiches Menschenkind gerät in die törichteste bürgerliche Moral-Maschine und wird zu Tode torquiert. Meister Antons „Knorrigkeit" ist hassenswerter als des Kassierers Leonhard Niedertracht. Es steckt Majestätisches in dem harten Tischlermeister, aber eine viehische Majestät. Seine Rechtschaffenheit ist ein drohend aufgesperrter Rachen: Wehe dem, was zwischen ihre eisernen Kinnbacken gerät! Sie zermalmen alles, auch das eigene Fleisch. Aber der Kinderfresser, indes ihm das Blut von den Zähnen tropft, bewahrt Haltung! Sein Avis an die Tochter, er würde sich, hütete sie nicht ihre Tugend, die Kehle durchrasieren, ist Erpressung, Nötigung, Verbrechen. Seine Anständigkeit finsterster, barbarischer Hochmut. Sein kleinbürgerliches Ich-Gefühl, in pathologische Zersetzung übergegangen, lähmt und vergiftet, was in seines Atems Bereich kommt. Meister Anton sollte trotz seinen sechzig Jahren einen pechschwarzen Vollbart haben. Alle Helden Hebbels haben einen pechschwarzen Vollbart: Herodes, Holofernes, Kandaules, Hagen. Das hat schon seine Bedeutung!

Am Burgtheater traf die Regie des Herrn Heine das Dumpfe, Muffige, Ueber-Stickstoffhältige in der Atmosphäre des Spiels. Auch das spezifisch Bürgerliche wurde fühlbar. Kaffeebraune Röcke und geschwungene Zylinder halfen dabei. Das Bühnenbild hatte Plastik. So besonders die Szene an der Leiche der Mutter. Hier schien die Stimmung des Dramas zur Form geballt. Hier erreichte auch der Meister Anton Heines seinen Höhepunkt. Eine Figur aus Metallguß, kalt, klingend, dunkel. Allerdings kein Handwerker und Analphabet, sondern mehr ein verhärteter Professor der Chirurgie: aber daran trägt Hebbels Diktion schuld, nicht der Darsteller. Frau Medelsky gibt der Klara das Blut ihres Herzens und den Saft ihrer Nerven. Sie ist fraulich, nicht mädchenhaft; doch läßt sich das mit den besondern Umständen recht-

fertigen. Frau Medelsky hat für die Qual der gepeinigten Kreatur Töne, die aus der Tiefe kommen und fähig sind, hoch zu tragen: bis zum Allerbarmer. Keine edlere Dolorosa als diese Frau. Keine mächtigere Heldin der Ohnmacht. Keine, die ihre Seele für eine Theaterfiktion in vollern Wellen verströmte. Leider hat sie für letzte tragische Steigerungen — so auch im dritten Akt dieser Maria Magdalene — Flageolett-Töne in ihrem Register, die viel zu leise sind und durch die Schwierigkeit im Ansatz und Ausklingenlassen eine ermüdende Langsamkeit des Vortrags bedingen. Es klingt dann wie Litanei in der Fistel-Lage.

Das Publikum von El Ha

Es gibt keine wahren Zuschauer mehr. Der jetzige Zuschauer möchte sich eigentlich selbst produzieren, er möchte lieber handeln als genießen. Er beneidet den Darsteller, der sich vor ihm gebärdet. Er ist ihm untergeordnet. Das ist nicht schön!

Der wahre Zuschauer ist Herr! Lässig und neugierig wie Harun al Raschid! Der Aermste kann Harun al Raschid sein, wenn er stark zu genießen weiß. Spielt, singt und tanzt vor mir! Wem wird es gelingen, meine Kraft herauszufordern? Wer kann meine höchst kultivierte Genußsucht für einen Augenblick beruhigen? Ihr müht euch um ein gnädiges Lächeln Harun al Raschids! Macht ihm die Brust wieder weit, denn er ist heute traurig.

Wie könnt ihr euch denn preisgeben vor Leuten, die gern an eurer Stelle wären? Die zu euch aufsehn? Die sich abtoben, um euch ihre Begeisterung anzutragen? Wollt ihr einer ahnungslosen Menge euern Willen einprägen, ohne das Wagnis der Initiative, ohne die Gefahren der Freiheit? Wollt ihr Verkünder sein zu eurem eigenen Heil? So bleibt euch weder Stolz noch Demut. Nur eine triumphierende Reverenz.

Ist es nicht schäbig, so ein bequem postiertes Ideal abgeben zu müssen?

Publikum! Erhebe dich! Erkenne, daß Genießen nobler ist als Handeln. Veredle dich! Habe Augen! Sinne! Nerven! Sei kein Spießer! Erringe die Grandezza des Zuschauers!

Inflation von Alfons Goldschmidt

Friedrich der Große hat im siebenjährigen Kriege die Münzqualität tief unter den Nominalwert gedrückt. Münzverschlechterung war damals und auch später ein beliebtes Rettungsmittel aus Geldnöten. Beliebter noch war und wurde die Notenpresse. Nordamerika arbeitete schon im siebzehnten Jahrhundert mit ihr. Das ganze englisch-amerikanische Kolonialsystem litt lange Zeit unter Papiergeldentwertung und riesigem Metallgeldagio. Die große Revolution überflutete Frankreich bis zur Wertlosigkeit mit Assignaten. Auch im neunzehnten Jahrhundert gab es Notenkrisen: in Frankreich, Rußland, Italien, Oesterreich, Preußen, den Balkanstaaten und wieder in Nordamerika. Zur Zeit der Grenback-Ueberschwemmung schnellte in den Vereinigten Staaten

das Goldagio auf über 160 Prozent. Damals wurde das Papiergeld zum politischen Instrument. Die Partei der Inflationisten kam auf und stemmte sich gegen die metallische Sanierung. Dann wurde mehr und mehr das Gold Zentralgeld. Der internationale Zahlungsverkehr oszillierte um seinen Wert, die Notenbanken standen auf Gold. Die Goldwährung wurde Dogma. Ließ sie sich nicht in der Innenwirtschaft durchführen, so benutzte man sie als Außenwährung, das heißt: zur Festigung des Kredits, besonders des Staatskredits. In diesem Sinne war Witte Anhänger und Förderer der russischen Goldwährung. Wissenschaft und Politik des Inflationismus schienen geschlagen, die Warenpreissteigerer schienen zurückgedrängt. Die Kontraktionisten, die Prediger der Papiergeldverminderung, hatten Oberwasser.

Der Krieg hat den Inflationistenstreit wieder entfacht. Goldzentralisation in Notenbanken, Goldabfluß nach Lieferungsländern, Einziehung hochwertiger Scheidemünzen, ungeheurer Aufwand für die Heeresversorgung, Zahlungsmittelhunger in besetzten Gebieten, sinkende Kaufkraft des Geldes haben die Notenpresse rasend gemacht. Staaten, Staatenteile, Provinzen, Gemeinden blasen seit vier Jahren Papier ins Land. Die Binnenpreise sprangen, die Valuten der neuen Papierländer wurden entwertet, während die Devisennotierungen der goldüberschütteten Gebiete entsprechend stiegen. Wertverminderte Ueberquantität oder qualifizierte Ueberquantität: die Warenpreise waren nicht zu zügeln. Furcht vor Papier und Gold packte die Völker.

Noch haben wir keine neue Inflationspolitik, aber wir haben eine neue Inflationswissenschaft. In Zeitungen, Zeitschriften, Broschüren und Büchern wird gefochten. Die Definierer sind an der Arbeit, den Begriff fein säuberlich auszuprägen. Selbstverständlich ist jeder der alleinige Wahrheitskünder, alle andern sind üble Zweifler, Apostaten, Irrende, Dilettanten. Die Warenknappheits-Theoretiker sind lächerliche Staubhüter, die Zahlungs- und Handelsbilanzlehrer sind erledigt. Man ist von der Quantität berauscht, erklärt alles mit Indexen, Papiergeldumläufen und Devisenkurskurven. Wieder einmal triumphiert die Statistik. Man kann Tabellen aufstellen, Linien entwerfen und hat dann die Wahrheit beim Schopfe. Kriegshochpreise und Kriegsvaluta-Senkungen sind lediglich Folgen der Papierwirtschaft. Das ist höchst bequem, und die Anwendung ergibt sich von selbst. Haltet die Pressen an, verbrennt die Hälfte der Noten, und der Käse wird wieder eine Mark das Pfund kosten. Verlangsamt den fiebrigen Kreislauf des Geldes, kehrt von der Zahlungspromptheit zum alten gemütlichen Lieferungskredit zurück, und Ihr habt das Heil.

Es ist immer dasselbe: sie kommen nicht los vom Schema. Mit fliegenden Fahnen haben sie das Schema in der Kriegswirtschaft zur Niederlage geführt. Aber sie lassen sich nicht abschrecken, sie pflanzen die graue Fahne von neuem auf. Sie haben keinen Sinn für Mannigfaltigkeit der Ursachen, für Waren- und Geldpsychologie. Diese Wissenschaft ist noch nicht begründet. Tritt sie einmal sachte auf, so wird sie als ‚Feuilletonismus' verhöhnt. Es wimmelt von Gründen. Eindeckungspsychose, Umgebungsraserei, Verschwendungssucht, die Gier des Luxusweibchens und die Gier nach ihm, lokale Bedingungen, Gewöhnungen, Willkür und Achtlosigkeit und noch vieles mehr ist Ursache der abnormen Binnenpreissteigerung. Gewiß auch die Inflation, die Ueberschwemmung mit Papier oder Gold. Das Problem läßt sich nicht

statistisch erfassen. Die Inflationsgeschichte zeigt Papiermißwirtschaften und Valutenausgleich, Notenirrsinn und niedrige Warenpreise. Es ist höchste Zeit, von der Zahl abzukommen und die Seele der Wirtschaft zu suchen. Die arbeitende, die spekulierende, die hoffende und verzagende Seele. Die Wirtschaft ist ein Lebewesen, das heißt: eine äußerst komplizierte, mit tausend Gefühlen und Geistigkeiten betriebene Maschine. Lebendig sei auch die Wirtschaftswissenschaft und die Finanzwissenschaft, frei von der Ueberhebung des öden Schemas.

Alt-Wiener Couplet von Theobald Tiger

„Den Menschen heutzutage ist nichts mehr recht, alles wollen sie besser machen, und wenn einer ein Amt hat, da heißts gleich: Ah! das is alles nix, jetzt werd ich euch mal zeigen, wies gemacht wird! Aber i hab das schon oft gesehen; wenn so einer dann eine Weile da ist, da kehrt der neue Besen net mehr so gut, er wurstelt auch halt so weiter, und dann bleibt doch alles beim alten!"

(Orchester)

Da sagen die Leut: So gehts nimmer weiter,
nicht einmal die Sonne scheint heuer noch heiter,
und es st . . . aubt schon zum Himmel, so mißlich ist alls:
keine Butter, keine Eier, kein Fleisch und kein Schmalz.
Die Herrn, die regieren,
die sind ja strohdumm,
man muß reformieren
ganz umadum.
Und kommen dann die Neuen, die anders verwalten:
's bleibt alles beim alten!
's bleibt alles beim alten!

Ist einer benebelt und liegt in den Betten,
vormittags um zehn Uhr, noch gar bei der Metten,
dann schwört er sich leise: Jetzt, Franz, sei ein Mann!
von morgen da fang ich ein andres an!
Da will ich schon schaffen
frühmorgens um vier;
und dann gibts kein' Affen,
kein Branntwein und Bier . . .
Ein Maß, ein Versprechen — sie könnens nicht halten:
's bleibt alles beim alten!
's bleibt alles beim alten!

Wir haben in Deutschland gar mächtige Schreier,
die spitzen auf eine gewaltige Feier.
Europa und Asien, ja selbst Afrika,
das gehört fein den Preußen — für die ist es da.
Mit dem Wahlrecht hienieden
da wollens ihr Ruh;
und kämen im Frieden
die Chineser noch zu
und die Esten und die Polen und die Belgier und die Balten:
's bleibt alles beim alten!
's bleibt alles beim alten!

(Ab)

Antworten

Gefreiter A. G. Sie sind nicht der Erste, der mir berichtet, daß beim Militär Kirchgang ‚Dienst', das heißt also: aufgezwungen ist. Damit wird eine Religionsübung, die vielen ernsthaft und heilig ist, zur Freiturnübung erniedrigt. Ihr Protest wird nichts helfen. Aber die Feldprediger sollten dagegen einschreiten.

Düsseldorfer. Hoffentlich werde mich meine „Abneigung" gegen den „Dramatiker" Herbert Eulenberg nicht hindern, von seinem „Sprung auf die Bühne Notiz zu nehmen"? Abneigung und Dramatiker? Ich weiß weder von jener noch von diesem; sondern nur, daß sich alle Dichter verfolgt fühlen, für die man nicht Zeit ihres Lebens ihr eigenes Entzücken teilt. Bin etwa ich schuld, daß Eulenberg vor nun schon fast zwanzig Jahren mehr versprochen als bis zu diesem Tage gehalten hat? Ich trete vor jede neue Leistung von ihm mit der gleichen Bereitschaft, mich begeistern zu lassen, und habe keinen Grund, die Schilderung zurückzuweisen, die ich von seinen Bemühungen um die Schminkschatulle erhalte. Absichtlich wohl hat Heinz Stolz diese Schilderung ein bißchen auf den Zopfpoetenton seines Opfers gestimmt. „Auch die Schauspieler hat Herbert Eulenberg, der im Irrgarten der Dramatik umhertaumelnde ‚romantische Kavalier', in manchem freundlichen oder polternden Zuruf schon angelockt, ihm beherzter in seine abenteuerlichen Stücke nachzusteigen und zu seiner Nachtmusik die Fiedeln kecker und munterer zu stimmen. Ein ewig verschmähter Liebhaber, hat er noch keins seiner Ständchen in das Herz der Frau Welt zu zaubern gewußt und deshalb nachher immer umso ärgerlicher, statt auf seine eigene Musik, bald auf die spröde Geliebte, bald auf die steifen Musikanten gescholten. Ihre Konservatoriumsweisheit sei für Schiller oder Shakespeare gut, aber ein Pierrot-Tanz des großen Frank Wedekind oder gar eine Serenade von Herbert Eulenberg sei ohne Seele nicht zu kaufen. Die Musikanten haben die Botschaft gehört und den Glauben, der sich lieber auf die Werke als auf Worte stürzt, verweigert. Doch Herbert Eulenberg, der forcht sich nit: kurz entschlossen, klettert er schließlich selbst auf das Podium und zeigt dem staunenden Orchester, wie man Eulenberg zu spielen hat. Im Schauspielhaus zu Düsseldorf kann man ihn in dieser Verwandlung bewundern, ohne dazu eigens am Abend ins Theater zu gehen. Auch am Nachmittag zwischen Sechs und Sieben kann man ihn sehn, wie er über die Promenade der Stadt spazieren kommt: der rundliche, wohlbeleibte, um hundert Jahre verspätete Vetter Jean Pauls, der die farbenfrohesten Anzüge von ganz Düsseldorf trägt und wie ein vergnügter Amtsrichter vom Rhein, der seine Kontorstunden abgesessen hat, durch die Nachmittagssonne zum Dämmerschoppen bummelt. Nur darin liegt der Unterschied, daß der Amtsrichter um diese Stunde zum Seidel, der Doctor juris Eulenberg hingegen zum Theater geht. Dort schiebt er sich dann, Glockenschlag acht, durch die Kulissen und spaziert in sein eigenes Stück, das die ‚Zeitwende' heißt, weil es weder mit der Zeit noch mit einer Wende irgendwas zu tun hat. Da erzählt er den Leuten, die ihn alle als Herbert Eulenberg kennen, daß er heute Abend Sebald heiße und ein sonderlich verschwärmter Jüngling sei. Zum Beweise dessen hat er eine Rose im Knopfloch, Gamaschen über den Schuhen und eine Sebald-Rolle im Kopf, die er dann (zum Unterschied von sonstigen Konferenzen, wie er sie in den Sonntagmorgenfeiern des Schauspielhauses cum omnium

applausu hält) abschnitteweise, auf Anruf und ein gegebenes Stichwort ein wenig weinerlich, tapsig und vergnügt zum Vortrag bringt. Die Schauspieler aber sind geduldige und höfliche Leute: sie machen ihm Platz und sehen sehr ehrfurchtsvoll den Meister an, der aus seinem Himmel in ihr höchst reales Handwerk niederfiel. Doch die Rache ist süß, und Herbert Eulenberg wird nun nicht mehr böse sein und nicht mehr heftige Artikel in Journale schleudern, wenn sie fortan alle mit einer Rose im Knopfloch und Gamaschen über den Schuhen durch seine Stücke spazieren; denn wie es scheint, ist das für Eulenberg allein schon Glücks genug."

Joseph Adler. Den Schopf der Zeit will ich, da Sie's wünschen, gern bei der Stirnlocke fassen — auch wenn er, wie Sie behaupten, verlaust ist. Aber Sie dichten ihm noch eine Eigenschaft an — ich lasse sie lieber unaufgeschrieben, denn sonst steht die ganze antisemitische Presse auf dem Kopf, und ihr Anblick auf den Beinen ist schon nicht erheiternd —; und diese Eigenschaft hat die Locke nicht. Die Sache ist die: Ihr Junge findet im Rinnstein einen Brieffetzen — auf dem zu lesen ist, wie sich der Schreiber eine Jüdin „bestellt" hat, und mit welchen Augen er auf ihre schwachen paar Stunden blickt. Und links oben prangt die Firma einer großen Zeitung des Ostens, die den Schreiber offensichtlich beschäftigt. Ach, Ihr Junge wird später noch ganz andre Sachen im Rinnstein finden. Der junge Herr, der den Brief in seiner saubern Sekretärshandschrift geschrieben — wahrscheinlich ist sonst nichts sauber an ihm —, hat nicht die Jüdin beschmutzt. Denn erstens einmal wissen Sie — oder vielleicht wissen Sie das auch nicht, —, daß im okkupierten Osten die Judenmädchen entweder ihrer Familie und ihrer Religion treu geblieben sind, dann sind sie anständig wie die Damen; oder aber alles ist aus, dann — na, dann bestellt sie sich eben der Herr Sekretär. Und zweitens: ihr müßt nicht immer die Schuld eines Menschen seiner Klasse oder Rasse zuschieben. Frißt einer was aus, dann kommt ihr — des guten Willens voll, zugegeben — und sagt, wie Herr Kesselmeyer in meinen ‚Buddenbrooks': „Höchst, aber höchst merkwürdig, wie? . . . " und schnüffelt so lange, bis ihr herausgefunden habt: Natürlich, ein Wagnerianer! oder: Kein Wunder — ein boche oder: Diese Juden! oder — nun, wie Sie übertreiben und ich nicht drucken kann. Bester Herr, keiner ist nur ein . . . ianer, sondern jeder ist ein höchst absonderliches Gemisch von allerhand Einwirkungen, die allerhand Umstände auf sein innerstes Wesen gehabt haben. Wie unverständig, stets den Verein zu suchen! Der liebe Gott hat seine Lumpen ziemlich gleichmäßig in der Welt verteilt.

Helmuth Z. Ob wahr sei, was über Karl Kraus in der ario-germanischen Monatsschrift ‚Ostara' Lanz von Liebenfels schreibt? „Wer in ihm nur den phaenomenalen Sprachkünstler, den ätzend scharfen Satiriker und den geistvollen Kritiker sieht, wird diesem Genius nicht gerecht. All diese Vorzüge und Eigenschaften sind bei Kraus nur Waffen und Werkzeuge seines Wesens. Sein Wesen aber ist sein großes, tief menschlich fühlendes, jedes fremde Unrecht als einen persönlichen, körperlichen Schmerz empfindendes Herz und seine unbestechliche Rechtlichkeit. In Kraus vereinigt sich ein genialer Intellekt mit einem warmfühlenden Herzen. Er ist der Mann und Märtyrer der publizistischen Ueberzeugungstreue. Diesem Manne verdanken wir es — ich kann mich hierin als völlig objektiver Beurteiler ausgeben, weil mein Wirkungskreis

ein wissenschaftlich-religiöser ist und ich in jeder Hinsicht unabhängig bin —: daß die bisher nur auf dem Papier stehende Preßfreiheit, die im Grunde nur eine Banditenfreiheit für literarische Freibeuter, finanzielle und politische Volksbetrüger war, zur Tat geworden ist. Was Kaisern, Königen, Fürsten, Parlamenten und Regierungen mit ihren ungeheuern Machtmitteln nicht gelungen ist, das hat dieser Mann allein, ohne jegliche Hilfe, lediglich durch die Mittel seiner genialen Begabung vollbracht. Diesem Manne kommt nicht lokal-wienerische, nicht oesterreichische, nicht deutsche Bedeutung allein zu, dieser Mann hat den Ariogermanen wieder das Recht der öffentlichen Aussprache zurückgegeben. Er hat uns die Sprache wiedergegeben. Wer daher Karl Kraus schmäht, der degradiert sich selbst, der tritt von selbst in die Reihen des allerdings noch immer nur zu zahlreichen Heerhaufens wissenschaftlicher und literarischer Korruptionisten, Scharlatane und Marodeure." Ob das nicht doch übertrieben sei? Für mein Ohr kaum. Freilich muß man vielleicht, ums zu glauben, die ganzen neunzehn Jahre der ‚Fackel' kennen, von deren zwanzigstem Jahrgang soeben das erste Heft erschienen ist. (Nummer 474—483 vom dreiundzwanzigsten Mai; zu beziehen durch den Verlag der ‚Fackel', Wien III/2, Hintere Zollamtsstraße 3.) Aber dies Heft von hundertundsechzig Seiten — wem es jene Schwärmerei nicht in vollem Umfang bestätigt, der wird sie zum mindesten verstehen.

Theaterbesucher. Nun ward der Winter Ihres Mißvergnügens ... Aber er ward nicht. Er bleibt. Er ist nur, wie der Stammvater von uns Feuilletonisten zu sagen pflegte, grün angestrichen worden. Und eigentlich nicht einmal das, denn es ist ja eiskalt, und in diesem Augenblick hagelts mörderisch gegen mein Fenster, und meine Finger sind klamm. Sollte man da nicht zum mindesten ein paar wärmende Dramen haben? Vielleicht ‚Aristid und seine Fehler', ein wiener Gewächs in drei Aufzügen von Hanns Saßmann? Aber ach: wenn ich alle Unausstehlichkeiten zusammenkratze, die vom ersten September 1917 bis zum einunddreißigsten Mai 1918 erbarmungslos auf uns nieder gegangen sind (und es waren mehr als jemals zuvor in neun Monden) — dieses Erzeugnis nimmts in hurtigen zwei Stunden spielend, angeblich lustspielend mit ihnen auf. Ein abgewiesener Freier behauptet von sich: „Ich bin ein getreuer Seladon, der im Dunkel einer Frauenlaune planlos umherirrt", und so ähnlich heißen auch die Personen: Baronin Mimi von Mohrfeldt; Herbert von Stolz auf Stolzenwald; Aristid Baron Kreinz, sein Neffe. Dieser selbige Titelwitzbold spricht vom „Ministerium des Aeußersten", kommt stracks aus China gereist, hat in einer Kiste junge Cobras ohne Giftzähne mitgebracht, verfügt über einen anamitischen Diener und einen mit Namen Antonius und ist eine Kreuzung des Grafen Trast und des Junkers Röcknitz aus den lahmen Lenden eines Epigonen von einem Sudermann-Epigonen, der sich ausmalt, wie der Meister dichten würde, wenn er sich vornähme, diesmal aus Gründen der Abwechslung eine leichte Hand zu haben. Zu diesem Zweck erklärt die Baronin energisch: „Ich heirate nie mehr", was leider der Spannung den Garaus macht, indem man daraufhin überzeugt ist, daß sie zum Schluß dem Titelteufelsfassa für immer an den Busen sinken wird, an dem sie schon vorher flüchtig geruht hat. Und das geschah so. Sie saß am Anfang des zweiten Aktes mit nichts als dem Nachthemd bekleidet auf der Bühne. Die abgemurkste Spannung flackerte auf. Man überlegte nämlich: das Stück wird Bassermanns wegen auf-

geführt. Unmöglich, daß ein ganzer Akt ohne den Star verläuft. Bei solchen Stücken pflegt innerhalb der Akte kein Szenenwechsel stattzufinden. Folglich wird Bassermann auftreten, während die Partnerin bei geschlossenen Türen und Mondschein sich nahezu nackt verhält. Ei verflucht! Wie, wo, wann, auf welchem Wege wird er erscheinen? Da drückt er bereits den ellipsenförmigen Ausschnitt der einen Tür ein, steckt den Arm hindurch, riegelt auf und — wie es die übrigen anderthalb Akte in teils züchtigem, teils ergreifend verschmocktem Geschmuse zugeht: das begehre niemand von mir zu erfahren, dessen Darstellungsgabe gewiß nicht gering ist, aber schließlich auch das Recht hat, ihre Grenzen zu haben. Schauplatz: das Kleine Theater. Ueberschrift: Sommerspielzeit der Reichshauptstadt. Und jetzt wird man doch endlich langsam zum Erwerb eines Kursbuches schreiten müssen.

Georg E. Entrüstet schreien Sie mich an: „Wie können Sie das kostbare Papier Ihres Blattes für Kasimir Edschmids Deutsch veraasen! Wem frommt das?" Vielleicht den Jüngern und Jüngsten, denen man eingeredet hat, daß das schön sei, und denen doch irgendwo zum Unglauben Mut gemacht werden muß.

Zeitungsleser. Ja, das sind liebe Leute. Stimmungsbericht aus dem Reichstag: „... Erster Vizepräsident aber ist Herr Paasche, den man auch nicht gern absetzen möchte, weil das so aussehen würde, als ob er über heftige Angriffe gestolpert wäre, die in letzter Zeit gegen ihn erhoben worden sind." Himmlisch! Wenn gegen einen Mann von reichlich sichtbarer Stellung heftige Angriffe erhoben werden, und gar „aus verschiedenen Lagern": dann, so sollte man meinen, liegts im Interesse der Reinlichkeit unsrer öffentlichen Zustände, daß zunächst die Triftigkeit dieser heftigen Angriffe nachgeprüft wird. Bei uns denkt niemand an so was. Man vermeidet ängstlich den Anschein, als schere man sich um das Urteil der Welt, und watet behaglich weiter im Dreck. Si parva — den Reichstag — licet componere magnis — der Presse: als ich einmal in meinem Blatt einer Zeitung einen besonders begabten Mitarbeiter empfohlen hatte, da schrieb mir der Verleger bekümmert, wie schade es wäre, daß ichs nicht bei einem Privatbrief hätte bewenden lassen; dann hätte er sich das Talent bestimmt gesichert; aber jetzt müßte ja der Eindruck entstehen, als ob eine Zeitung von der Größe der seinen auf meine Ratschläge hörte, und das ginge beim besten Willen nicht. Den Posten erhielt ein Mittelmurks. Und so ist auf allen Gebieten dafür gesorgt, daß wir um Himmels willen keinen Schritt vorwärts kommen.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Die Politik der Tertia von Anton Kuh

Der Vollbart-Gymnasiast ist eine der widerlichsten und typischsten Erscheinungen unsres politischen Lebens. Er neigt zu Haufenbildung, nimmt den Vordergrund ein, besetzt Landkarten, Parlamente, Aemter und öffentliche Stimmen, nennt sich in Deutschland ‚Vaterlandspartei', in Oesterreich ‚Nationalverband' und bildet hüben wie drüben die starre Phalanx, an der sich Geist und Wille der Wirklichkeit bricht.

Was ist sein Wesen? Nun, das liegt im Wort: daß er in die Tertia geht und einen Vollbart trägt. Aber beides steht in notwendiger Beziehung: Bildung, Horizont und Subordinations-Wollust der Tertia zum machtheischenden, sittlich-gelehrten Vollbart. Wenn man ihn rasiert, steht noch immer kein athletischer Metzgergeselle, sondern ein blutleerer, schweißfeuchter, lippenzuckender Diurnist da, der liebe Müller von einst, der schon wieder seine Präparation nicht gelernt hat, den Professor, vor dem er sich vormittags kreischend auf dem Boden windet, am Abend in seine schwülen Pubertätsträume einschließt und zur Vergeltung auf den Moment wartet, wo er einen Witz seines Gewalt-Lieblings oder das Ungeschick eines Geprüften mit mutig-entfesseltem Gegröhl quittiert. Macht und Bild sind die Elemente seiner Anschauung geblieben. Sein Gymnasium heißt: Staat. Sein Ordinarius: Behörde. Nur ist er jetzt selbst zugleich Professor — ein Professor, der seine Schülerillusion befriedigt und sich in das Phantasiebild seiner jugendlichen Träume verwandelt. Er ist sitzen geblieben.

‚Macht' und ‚Bild'. Jene ist Inhalt, dieses Form seiner Geistigkeit. Außer Nachprüfung, Hausarrest und Klassenbuch haben ihn noch Landkarte, Geschichts- und Lesebuch auferzogen. Aber dieser ganze Unterricht war nur eine Höhenprojizierung und Bildverklärung seiner Distanz zum Katheder, des Glaubens an eine mysteriöse, von Gott in die Welt gesetzte Straf- und Herrengewalt. Mit diesem notwendigen, naturgegebenen Widerpart des menschlichen Willens rechnete fortan sein Geist, er konnte nur noch ein Oben und Unten, Sieger und Besiegten, Herrscher und Hörigen sehen. Sein Weltbild orientierte sich danach, bevor er noch daraufkommen konnte, ob es ein Oben und Unten, Sieger und Besiegten, Herrscher und Hörigen überhaupt geben muß und nicht der Mensch das einzige Maß der Welt ist. Er sah in Vergangenheit und Gegenwart nur noch Bilder, Dioramen, Apotheosen, insgeheim alle auf dem Gegensatz von Tafel und Schulbank, Autorität und Sklave aufgebaut. Die Ideologie des Lesebuchs vergoldete dieses beharrliche Verhältnis. Sie sorgte rechtzeitig dafür, das ‚Jünglingsaug' mit gemalten Harmonien zu umgeben. So wurde er denn bequem und überließ sich den Bildern, begann in historischen Tableaux, Festzugsgruppen, Rang-Pyramiden und Wehrschild-Ent-

hüllungen zu denken. Sein Gehirn war tot. Und sogar seine Sprache zog — wie unser grauenhaftes, mit gestrafften Sittlichkeitslenden stolzierendes Heldendeutsch, das vor merkantiler ‚Ballung' schnaubt — ihre Säfte nicht aus Erlebnis und Erkenntnis, sondern aus dem Bilderbewußtsein. Beispiel: das Wort ‚Ertüchtigung'. Man muß sich vor sich selbst in Positur stellen, knirschend und gottdurchbebt bis zum Adernplatzen nachhelfen, um an das verwischte Bild zu glauben und es zur Wahrheit zu runden. Eine Elephantiasis der Geistesleere, wie die Weltanschauung der Tertia überhaupt.

Was zeichnet denn also die Bilder aus, die den Himmel der Tertia verhängen? Gleichgewicht — Rangstafflung — Umfang. Macht und Schwäche, Natur und Zwang, Glück und Gesetz vollziehen darauf in Rosenfarben einen statischen Ausgleich. (Die Vorliebe für den ‚Ausgleich' bleibt.) Das politische Universum erscheint nicht als Körper, der seine Festigkeit von der Adhäsion lebendiger Moleküle erhält, sondern als eine Wage. (Daher der Name ‚Europäisches Gleichgewicht'). Die Begriffe vagieren nicht, sie „stellen sich auf", begeben sich an ihren vorgesehenen Platz. Die Menschen bilden ein spitz in die Höhe verlaufendes Autoritäts-Ensemble, Volk rechts und links, in der Mitte die Ritter und schwertgestützten Vasallen, einer über dem andern wie auf der Akrobatenstange. (Die Zeichnung der Bureaukratie.) Und sie tragen alle Kostüm. Bärenhaut, Harnisch oder Uniform, das Kleid theatralischer Größe. Größe — oder besser noch: Rekord — ist auch das Lieblingsthema der Bilder. Vorstellung riesenhafter Flächeninhalte, imposanter Bevölkerungszahlen, endloser Darius-Armeen und ungeheurer Landkartenfarben. Das ungefüllte Tertianergehirn schwelgt in Weiten, sein Ideal ist das Noch mehr. Nur Zuwachs, Verbreitung und Hegemonie! Zu Englands Seemacht, Alexanders Weltreich und Rußlands Flächenraum blickt die Seele auf wie zu Areal gewordenen Professoren. In der Klasse hängt eine Karte: ‚Oesterreich zur Zeit Karls des Fünften'. Der Jüngling kann den Blick nicht davon wenden. Alles goldgelb: die im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder, dazu Ungarn, das halbe Italien, Spanien, Belgien, die Niederlande und ein Trumm vom neuen Erdteil. Wenn sich die Farbe noch weiter ergösse! Daß sie Menschen ertränkt oder auch nur bedeutet, daran denkt der Tertianer nicht. Der Mensch kommt ganz zum Schluß. Wenn die Stunde des Lebens aus ist — oder in der Nacht von Zehn bis Drei.

Dies ist die Bilderbuchpolitik einer schmächtigen, beintrockenen, geschlechtsblassen Subalternität, die sich mit ihr die engen Schultern wattiert. Ihre Sittlichkeit ist eine gefällige Schildknappenpose vor dem lieben Gott, Selbstverzicht vor dem Selbstgericht. Daß sie monarchisch, bureaukratisch, imperialistisch ist, an Hörigkeit glaubt, das Parlament mißachtet und im Geschichtsbuch

blättert, liegt an den Wandbildern der Tertia. Begreift man da, welcher Wechselhaß zwischen ihr und der Wirklichkeit, der Welt des erwachsenen Verstandes klafft? Sie sieht das Bild — dieser den Menschen. Sie ordnet die Menschen ins Bild — dieser entwirft es nach ihnen. Das ist die Urformel aller Zwiste und Gegensätze, die in Oesterreich und Deutschland den politischen Tag erfüllen.

Tagebuch der Verzweiflung von Hans Natonek

IV.

Sind Sie Pazifist?" fragte mich neulich ein irgend jemand. Dummkopf, dachte ich, was würdest du sagen, wenn ich dich fragte: „Sind Sie ein Mensch?"

*

Die Auflehnung der Idee gegen die Wirklichkeit ist deshalb so zermürbend und entnervend, weil die Wirklichkeit Recht behält, wiewohl sie Unrecht hat, und die Idee Unrecht behält, wiewohl sie Recht hat.

*

Wirklichkeit ist nicht das, was wir wirken, sondern in was wir hineingewirkt werden, und was unsre Seele verwirrt und erwürgt. Die Orthographie wäre garnicht so schlecht: Wirklichkeit und Würglichkeit.

*

So schreib ich Wirrklichkeit,
denn sie ist Wahn,
sie ist das irre Leid,
das graue Totenkleid,
dem schönen Leben furchtbar umgetan.

*

Wer die geistige Not erleidet, der arbeitet sich auch aus ihr empor. Es ist aber die Not dieses Geschlechts, daß es seine Not nicht empfindet.

*

Nichts ist erstaunlicher, unfaßbarer und widerlicher als diese selbstgewisse Ruhe der Menschheit, die unter dem Ruf ‚business as usual' zur Hölle fährt.

*

Das Mittelalter entlud sich, wenn die Schatten der apokalyptischen Reiter über die Erde jagten, in Flagellantenzügen. An die neueste Neuzeit pocht der Untergang, aber nicht einmal der schleudert das Gewimmel aus seiner flachen Bahn.

*

Mit dem Wort „historische Entwicklung" stopft man manches Maul zu, das vor Erstaunen über den Gang dieser Welt weit aufschnappt.

*

Dies wäre die wahre Revolution, die die Wirklichkeit zerbricht und das eigentliche Leben, das hinter ihr verborgen liegt, befreit.

*

Es gibt so viele Arten des Friedens: Siegfrieden, Sicherungsfrieden, Brotfrieden, Hungerfrieden, Verständigungsfrieden, Verzichtfrieden — daß wir den richtigen garnicht mehr finden können.

*

Luzifer:
Sieh, Gott, deine Sphärenmusik
ist zerstört durch einen zerstückten Leib,
den eine berstende Flattermine
in die glitzernde Morgenluft wirbelt;
deine Schöpfung ist auf ewig geschändet
durch ein blutiges Menschenhirn,
das an einer weißen Birkenrinde klebt.

Gott:
Sieh, Luzifer, und doch schimmern meine
Birken weiß, und die Vöglein singen
im Gezweig, wenn auch mancher Mutter Kind
vom Eisen zerrissen niedersinkt.
Und nachts haben die Menschen Träume
von Liebe, meine Sonnen
kreisen, und der ewige Gesang des Aethers
trinkt den blutigen Schrei der Welt,
wie eine weite Sommernacht
den Klagelaut eines Käuzchens.

*

Primum vivere, deinde philosophari. Wie hirnverbrannt ist doch die Menschheit, daß sie tatsächlich nach dem Aphorismus eines flachen römischen Literaten lebt. Aber vielleicht ist dieser Satz gar kein Imperativ, sondern eine vernichtende Feststellung, daß das Leben so unter die Räder gerät. Der Mensch glaubt leben, vor allem leben zu müssen und bringt sich grade dadurch um das köstliche Geschenk des Daseins.

*

Dies quält mich sehr: Will Gott den Sanftmütigen oder den Empörer? Jenen, der, geduldig durch alles Uebel trottend, sagt: Wir kennen das gute Ende nicht, wir sind unfähig, zu durchschauen, was Gott vorhat, wir tun Unrecht, wenn wir uns auflehnen! Oder will Gott, daß wir uns diese Welt nicht gefallen lassen, daß wir protestieren? Ich glaube an Gott, der will, daß wir protestieren.

*

Daß doch die guten Ideen Utopien sind und die schlechten Wirklichkeit! Wir müssen es dahin bringen, daß der Krieg zur lächerlichen Utopie wird.

*

In den Evangelien findet die ausgepichteste Realpolitik Methoden, deren Anwendung noch nie versucht wurde. Darum ist auch die Politik ein so dunkles Teufelswerk.

*

Die Ohnmacht des Wortes, das nicht Geist ist, erkenne ich daran, wie sie alle, diese Staatsmänner, in fast gleichen Wendungen hüben und drüben, den Krieg verabscheuen, ohne fähig zu sein, aus dem Wort den Geist, aus dem Geist die Tat zu schöpfen, die dem (angeblich erkannten) Greuel ein Ende macht.

Ein Rathenau von Johannes Fischart

Den Vollmann und den alten Emil Rathenau kennen wir besser als den jungen Emil Rathenau. Nichts ist reizvoller für den Biographen, den Lebenswegpsychologen als der Anblick der jungen Seele, ihrer Wirrungen und Irrungen, ihrer trotzigen Schwingensucht, naiven Zielsicherheit, edlen Abwegigkeit, ihrer Lahmheitsgefühle, ihres Feuers und Frostes. Wie sie aus dem Ei kriecht, behütet oder geplagt wird, wie sie tappt, geht und flugartig stößt. Wie sie Freundschaften für ewig schließt und morgen auf die Geliebten Schwefelhaß speit, wie sie die Brillenaffen narrt, mit keimendem Kitzel das Weib sucht, Leidenschaft mit Seelenumspannung verwechselt, Arme verehrt, Heldenmuskeln bejauchzt, vor Mächtigen erschauert und sie im Kreis der Opponenten mit üblen Sklavenhaltern vergleicht.

So herrlich kompliziert und doch eindeutig war der junge Emil Rathenau nicht. Aber doch voll Drang und Wirrnis, voll Zuneigung und Abneigung, voll Selbstbewußtsein und Selbstzweifeln, voll Phantasie und Greifbarkeiten, voll Universalität und Enge. Ein prächtiger Jüngling, aus schon wurzelfestem berliner Bürgertum entsprossen. Etwas Ahasver der Seele, viel Flieger, aber Flieger mit Verbindung zur Erde. Felix Pinner, einer der fünf schreibkundigen deutschen Handelsjournalisten, widmet dem jungen Emil Rathenau ein starkes Kapitel seines Buches: ‚Emil Rathenau und das elektrische Zeitalter' (Akademische Verlagsgesellschaft m. b. H., Leipzig 1918). Die Familie: wohlhabende Großeltern ohne ausgeprägte Merkmale; ein gewissenhafter, dennoch nicht geschäftsgradstrebiger, ehekorrekter Vater; eine nicht lodernde, hütende Mutter. Unter ihnen wuchs der empfängliche Emil auf. Mit viel Begabung, aber wenig Lernsystem, mit dem sozialen Mitleiden des Gymnasiasten und mit wertvollen Familienbeziehungen. Als Unterprimaner verließ er das Gymnasium zum Grauen Kloster und kam nach Schlesien in die Eisen- und Maschinenlehre. In die Wilhelmshütte, die den Verwandten Liebermanns gehörte. Viereinhalb Jahre war er dort als Lehrling eingespannt. Ein „Proletarier in blauer Bluse und mit zerschundenen Händen", gepeinigt von der Vornehmheit der Ku-

sinen. Ein altes Bild: der brausende Knecht im Kreis um das Parfum. Wer jemals die jungen Beine in Englischlederhosen stecken und von ferne Lackkutschen und Knisterweibchen sehen mußte, kennt die faustschüttelnde Verbitterung. Die Verbitterung, aus der der Klassenhaß wird, wenn der Verbitterte es nicht zum Angekommenen bringt. Emil Rathenau brachte es zum Angekommenen. Als er angekommen war, wurde er rechnender Patriarch.

Aus der Lehrzeit ging der handwerklich tüchtige Maschinenbauer Rathenau hervor. Ihm fehlte die akademische Grundlage. Das Großvatererbe gab ihm die Möglichkeit zum technischen Studium. Er lernte in Hannover und Zürich. In Zürich bestand er die Diplomprüfung. Noch ein altes Bild: der Student focht in Hannover um die akademische Freiheit. Später flammte er weniger heftig für Ellenbogenweite. Er bändigte Gefühl und Theorie mit dem Konto.

Der Berufsweg war nicht dornig. Der diplomierte Techniker fand Anstellung in der Lokomotiven-Fabrik von A. Borsig. Dort arbeitete man nach technischem Schema. Emil Rathenau wollte mehr. Er ging nach England, aus Studienlust und Weltdrang. Er kam in die große Maschinenfabrik von Penn in Greenwich, später in die Werkstätten von Easton & Amos in London. In England sah und arbeitete er großdimensional und neuartig. Die Anforderungen und Fähigkeiten des Maschinenbauers Rathenau wurden gedehnt. In einer andern Fabrik bekam er Blick für Geschäftsschiefheiten und Geschäftsnotwendigkeiten. Er kehrte nach Deutschland zurück, mit der Absicht, die Kenntnisse auf eigenem Grund zu verwerten. Als Maschinenmann, Geschäftsmann, Demokraten und Freihändler sah ihn Berlin wieder. Maschinenmann und Geschäftsmann ist er geblieben; den Demokraten und Freihändler hat er radikaler abgestreift, als Pinner glaubt.

Der Weg war nicht dornig. Rathenau erwarb mit seinem Schulfreunde Valentin die Maschinenfabrik M. Weber in der Chaussee-Straße. Einen Teil des Geldes hatte ihm Mathilde Nachmann, eine Bankierstochter, in die Ehe gebracht. Eine Kameradin und gute Mutter. Die Gemeinschaft mit Valentin blieb auch noch, als Rathenaus Expansionshunger eine Riesenvielfältigkeit zum Großkonzern vereinigt hatte. Sie blieb als Gefühlsgemeinschaft. Fast zehn Jahre hielt sich die Sozietät. Aber er fand keine Befriedigung, obwohl die Arbeit nicht unlohnend war. Obwohl neue Typen geschaffen wurden und Behördenaufträge kamen. Darunter, im Jahre 70, ein großer Kriegsauftrag auf Minentorpedos. Der Kriegsauftrag war damals wie heute Erweiterungsanreiz. Es wurde gebaut, und neue Fabrikationen wurden eingeführt. Doch wollte das Unternehmen nicht nach Rathenaus Wunsch zur Maschinengroßfabrik gedeihen. Die Unlust wuchs, das Niveau war ihm zu niedrig. Trotz Rastlosigkeit war Rathenau selbstsicher und stolz. So lehnte er einen winkenden riesigen

Waffenauftrag ab. Das Geschäft wurde liquidiert. Man war überdrüssig und hatte sich übernommen. Auch die Aktienumgründung des Unternehmens rächte sich. Es waren die Vorschatten des Gründerkrachs. Immerhin ging Rathenau mit stattlichem Vermögen aus dem Geschäft hervor. Nun kamen Zeiten innerer Gärung und äußerer Ruhe. In einer Rentnerperiode, der die Familie mit Mißmut zusah, wuchs Rathenau sich zu neuen Industrietaten aus. In den Vereinigten Staaten packte ihn die Leidenschaft für die Elektrotechnik. Acht Jahre wälzte der Unruhige neue Pläne. Er kehrte nach Berlin zurück, voll Elektrizität. Rathenau hat das Telephon nach Deutschland gebracht. Das groteske Behördenmißtrauen ist bekannt. Er wuchs bald über die elektrischen Anfänge hinaus. Die Edison-Gesellschaft, die A. E. G. entstand und wurde zum größten Elektrizitätsunternehmen der Welt, zum Elektrotrust.

Wir dürfen den Mann bewundern. Ein feurig-kühler Neuerer, ein waghalsiger Finanzierer, ein phantasiebegabter Techniker. Die Gefahren seines Trustsystems wurden durch die starke Persönlichkeit gebannt. Ein gewitzter Mann, auch in Gefühlen rechnend, der erste große Industriejude Deutschlands. Blendendes Licht ging von ihm aus, er hatte Zentralisierungsgewalt, hohen Sinn für Zeitüberwindung und für Kraftgewinne. Eine amusische Kirdorf-Natur, großzügig und pedantisch, lebensfroh und verärgert. Lodernd log sein Herrenbewußtsein in die aufbegehrende Aktionärherde und Pressekritik: „Nescio, quid mihi magis farcimentum . . .“ Ein Kerl.

Er hat uns den Sohn Walther hinterlassen. Pinner, in seinem ausgezeichneten Buche, billigt diesem Tiefe des Gedankens, ungewöhnliche Plastik der Darstellungsweise, Originalität der Anschauung und sichern Blick für das Praktische zu. Ich sehe nur nachgedachte Gedanken, pretiösen Talmistil, Verschwommenheit und Halbheiten. Der Sohn wächst den Vater nicht aus. Weder den Techniker noch den Kaufmann noch den Problematiker Emil Rathenau.

Indienfahrt von Harry Kahn

Indien, das Wahrzeichen der Macht und Kraft unsres gewaltigsten Feindes, das Rückgrat britischer und somit einstweilen jeder Weltpolitik, beginnt allmählich in den Sichtkreis des mitteleuropäischen Interesses zu rücken. Das Schrifttum ist ein feiner Seismograph. Marktkundige Bühnenmakler schlagen im Handlexikon bei Littera J nach und hängen mit flinken Fingern den eisherzigen Eroberern des Rätsellandes eine lauwarme Liebe an, um sie bretterreif zu brüten, oder pressen die herbduftenden, seltsam geformten Früchte seiner alten dramatischen Literatur durch das Shakespeare-Sieb, um sie als süßliches Kriegsmus auf das inter-

national kärgliche Brot unsres Spielplans zu streichen. Und schon vor dem Krieg gehörte es ja für einen bessern deutschen Schriftsteller zum guten Ton, daß er, wie ein Jahrhundert vorher der teutsche Maler seine Romreise, seine Indienfahrt gemacht hatte. Es war nicht immer sehr erheblich und erhebend, was die Herren Uriane, die solche Reise taten, dann erzählen konnten. Die meisten hatten sich in den europäisch gefirnißten Großstädten ein paar falsche Götzen oder einen pseudo-antiken Kelim aufschwatzen lassen und breiteten diese billigen Raritäten nun vor den kindlich aufgerissenen Augen eines auf alles ethnographisch Entlegene fliegenden Snobpublikums aus. Bestenfalls waren sie bei einem Maharadscha eingeladen gewesen, hatten eine Tigerjagd hoch zu Elefant mitgemacht und wußten einiges Farblose und Geistreichelnde von Dschungeln und Yoghis, Brillenschlangen und Brachminen zu stammeln. Die anständigste Spielart dieser Spezies von Möchtegern-Globetrottern stellt etwa jener Lyriker dar, der mit einem Verlagsscheck und ... dem Schmetterlingsnetz ausgerüstet gen Osten zog und ein dünnes Büchlein nur ihm interessanter Tagebuchnotizen nebst einer Handvoll seiner schwachleuchtenden Gedichte heimbrachte, die er ebenso gut am Bodensee oder in der Campagna hätte verfassen können. Und der unangenehmste Absenker dieser Exotomanie war jener hemmungslose Hanns Heinz in allen Gassen, der es über sich gewann, Indien mit seinem lieben Ich zu allitterieren, ohne die beiden inkommensurablen Größen auch nur im Entferntesten mit einander konfrontieren zu können. Daß die kaltschnäuzige Kolportagejournalistik dieses Konjunkturfledderers nicht unter die äußerste Rinde des geheimnisüberreichen Erdteils schürfen konnte, nimmt nicht weiter Wunder. Aber es bedarf immerhin der Erwähnung, daß auch die Andern nur ganz gelegentlich an die Seele Indiens zu rühren vermochten.

So griff man denn, wenn man etwas Wahrhaftiges und Gewichtiges über die derzeitige psychische Struktur der Mutter des Menschengeistes zu erfahren wünschte, immer wieder zu den Ausländern: Rudyard Kipling blieb das letzte Wort, das über Indien gesagt, Johannes V. Jensen das modernste Temperament, durch das dieses Stück Urnatur gesehen worden war. Jedoch bei aller neu- und nachschöpferischen Phantasie des Einen, aller schier photographischen Bildhaftigkeit des Andern — auch sie schufen schließlich doch nur, wenn auch jeder in seiner Art geniale, Abschriften der Phänomenologie des kat'exochen transzendentalen Kontinents, dessen seelische Essenz empfindbar zu machen ihnen umsomehr versagt bleiben mußte, als ihre Weise, an seine Hinter- und Untergründe heranzugehen, letzten Endes durchaus europäomorph ist. Immer bleibt bei dem Engländer ein Rest von Erobererhochmut, bei dem Dänen ein Rest von Reportereitelkeit zu tragen gleich peinlich und noch das Vorletzte verschleiernd. Das wahre Gesicht Indiens erscheint selbst in ihren sonst bewunderungswürdigen

Werken nicht so bestimmt, wie etwa das Antlitz Afrikas aus den nicht genug gelesenen, aber nicht genug zu preisenden Büchern des Landmanns Jensens, Johannes Jürgensen, hervortritt.

Auch der junge deutsche Dichter, dessen in jedem Betracht außerordentliche „Indienfahrt“ (für die der Verlag Rütten & Löning, wie für die Bücher Jürgensens, zu wenig tut) ich jetzt anzeigen will, hebt nicht die allerletzte Hülle. Mag sein, daß dazu das Herz, das seine Hand lenkt, zu schamhaft ist. Aber zuzutrauen wäre ihm solch saïdische Tat schon. Denn näher und gewisser als bisher bei jedem Andern schimmern uns Züge entgegen, deren unfaßbares Ineinanderklingen und notwendiges Aufeinandergewiesensein hinter Duft und Glanz die Plastik der Wahrheit ahnen läßt. Eine immanente Konsonanz und Konvergenz der Linien zwingt, mit einer Sicherheit, die von der tiefen Erschütterung der Erkenntnis nicht beirrt wird, zwingt zu dem staunenden Eingeständnis eines scheinbar schon immer gewußten und doch völlig neuen Zusammenhangs. Worin der besteht, das wäre nur auszudrücken, wenn man ganze Seiten des Buches ausschreiben wollte; denn seine — seltenen — Formulierungen sind unübertrefflich. Wer das gespenstische Nachtgespräch mit ‚Huc dem Affen‘ oder das herrliche Kapitel ‚Die Herrschaft des Tiers‘ liest, vermag ihrer ohnehin zu entraten.

Vor allem charakteristisch für das Buch ist, daß es sich mit den großen Städten und den abgestempelten Kuriositäten überhaupt nicht befaßt. Die Namen Bombay, Madras, Kalkutta kommen kaum beiläufig vor. Nichts von den heiligen Affen in Benares und den merkwürdigen Schlössern zu Delhi wird berichtet. Keine Fakire und Radschas treten auf; es werden keine Schlangen beschworen und keine Tiger getötet. Die Ramschphantastik von Kostümverleihern und Kinobesitzern kommt nicht auf ihre Kosten. Zwei kleine Städtchen an der malabarischen Küste, die die gewöhnlichen Karten nicht kennen, eine Kanufahrt ins Innere und ein Marsch ins Gebirg mit zwei eingeborenen Dienern machen den ganzen äußern Apparat aus, dessen sich Waldemar Bonsels für seine Erlebnisse und Erkenntnisse bedient. Aber auf eine überwältigende Weise weitet sich dieses winzige geographische und biologische Segment der beiden riesenhaften Halbinseln ins Beispielhafte für den ganzen Begriff Indien. Denn alles, was Auge und Ohr, Nase und Nerven gereizt hat, ist scharf nach innen gerissen und dort gründlich durchfühlt; jedes Erlebnis ist zutiefst auf seinen geistigen Gehalt geprüft und jeder Gedanke redlichst unter die Kontrolle der Sinne gestellt. Auf eine köstliche und tröstliche Art wird so die landläufige Literatenmeinung widerlegt, als bedürfe es eines Im- oder Ex- oder sonst eines Pressionismus, um komplizierten Inhalten eine übertragungsfähige Intensität zu schaffen; und es wird dagegen wieder einmal deutlich, daß nur die Synthese eines aufgeschlossenen Gemütes und eines reibungslos funktionierenden Verstandes zu hellseherischem Gestalten, zu bildmächtigem Erkennen taugt.

Alles, was ein bedeutender Mensch — das ist eben einer, dessen Erbteil jenes mystische Amalgam von Erlebnisfähigkeit und Denkkraft ist, das jedem wahrhaften Schöpfertum zugrunde liegt — alles, was ein solcher Mensch vollbringt, wird ungewollt symbolisch. Es ist darum gleichgültig, ob die Logik der Tatbestände oder des Kunstverstands den prachtvollen innern Rhythmus des Buches herbeigeführt hat: wie das Erlebnis des Tiers sich von dem kleinlich-gräßlichen Kampf der Katzen mit den Ratten über Alligator, Kobra und Panther zu der ruhevoll drohenden Majestät des Tigers steigert; wie aus dem immer toller gärenden Brodem der Kreatur und ihrer immer vollendeter geballten Formen als letztes Sinnbild und endlicher Sinn der Mensch aufsteigt und, alles Gekräut und Gekräuch überwachsend und überstrahlend, die Victoria Regia seines Geistes aufblüht. Diese innerste Musik des Buchs allein stempelt es zu einer Dichtung hohen Ranges. Aber darüber hinaus macht es sein Stil zu einem seltenen, zugleich süßen und gefährlichen Genuß. Der Rauschduft eines schweren südlichen Weines schwebt über seiner Sprache, und es ist nicht bloß die eingeborene Macht des Dargestellten, sondern zweifellos die höchstbewußte Kunst des Darstellens, die etwas wie eine schwingende und schillernde Aura um die Sätze und Seiten dieses Dichters legt. Die bei uns so überaus seltene, den östlichen Literaturen eigentümliche enge und echte Vermählung von Bild und Gedanke ist hier, gewiß vom Stoff gefördert, zu einer Reife gediehen, zu deren mindestens messendem Vergleich man ohne Ueberschwänglichkeit die letzte abendländische Vollendung in diesem Kreis, Goethes Westöstlichen Diwan, heranziehen darf. Und bei der Notwendigkeit, womit sich äußere und innere Form bedingen und bestimmen, kann man dies seltene Zusammen zurückbeziehen auf das mutmaßlich Tiefstpersönliche des Verfassers: auf das, was man mit einem schon immer schlecht gewählten und nur immer schaler gewordenen Wort seine Weltanschauung nennt. Dies ist: eine schier leidenschaftliche Demut vor allem Gewordenen und Gewachsenen, vor den tiefrauschenden Quellen und den hochreichenden Firnen der Schöpfung überhaupt und insbesondere dieses paradigmatischen Teils von ihr; eine Demut, die grade darum so leidenschaftlich ist, weil alle Formen der Erscheinungswelt als Manifestationen eines über Sinne, Verstand und Wille Hinausgehenden begriffen werden; eine Demut, die als Ehrfurcht hinauf- und als Humor hinabschaut.

Dieser Humor ist, wenn nicht das Schönste, so sicher das Lehrreichste an diesem schönen und reichen Buch. Vor allem dürfte manchem deutschen Politiker die Mentalität der anglo-indischen Regierungsbeamten, die in einem nichts weiter als durchschnittlichen Exemplar mit ein paar Strichen umrissen wird, zu denken geben. Denn so gewiß der kühle Humor, den der Verfasser dem ‚Kollektor' gibt, wenn er ihn nicht überhaupt von ihm hat, bei mindern Köpfen auf die Dauer zu Verarmung und Verflachung führt, so gewiß verleiht er — der von Shakespeare bis Shaw stets auch die feinste

Blüte angelsächsischer Geistigkeit gewesen ist — und er allein Seelen von willensbewußter Erfülltheit jene selbstverständliche Ueberlegenheit, die das Arcanum jeder Großpolitik und damit auch das Geheimnis der in aller Weltgeschichte einzigen Erfolge der englischen Staatskunst ist. Es mag manchem nicht sehr humoristisch klingen, und doch ist es so: die deutsche Politik ist — unter dem einzigen Bismarck ausgenommen — von jeher mit viel zu wenig Humor betrieben worden. Vielleicht wäre mit einem Gran davon alles das, was heute durch Ströme von Blut errungen werden muß, ganz ohne die Gewalt des Schwertes durch rein geistige Mittel zu erreichen gewesen. Auch der Geist ist eine Macht, und auch, wer die gebraucht, treibt — Machtpolitik.

Briefbeilagen von Peter Panter

Auburtin

Das ist eine Wohltat und eine Erfrischung: ‚Was ich in Frankreicht erlebte' von Victor Auburtin. Nach all den großmäuligen Berichten neuartiger Helden, die die Wirkung von Technik, Organisation, Krafthuberei und einem kleinen Teil wirklichen Muts zusammenrafften; nach all den Bilderbüchern dieser Lokomotivführer der Kriegsmaschine, die Hans von Weber einmal mit Hektor verglichen hat (als ob das Heldentum Hektors in der Leistung und nicht in der heldenhaften Gesinnung ruhte); nach all diesen Bändchen von Männern, die, wie einmal Thomas Mann von einer Figur sagt, keine Ereignisse, sondern Zeitungsberichte über das Ereignis erlebt hatten: nach all diesem Schund endlich wieder einmal ein menschliches Zeugnis aus dem Kriege.

Auburtin, der deutscher Korrespondent in Paris war, wurde dort verhaftet, eingesperrt, der Spionage angeklagt, das Verfahren wurde eingestellt, man schaffte ihn nach Korsika, und als er dann von dort entlassen und ausgetauscht wurde, schrieb er aus seinen geretteten Notizen und aus dem Gedächtnis dieses Büchelchen (erschienen im Buchverlag von Rudolf Mosse).

Das Was ist ja nichts Sonderliches, für frühere Zeiten eine kleine Odyssee, heute ein Alltagsschicksal mit einem Sonntagsschluß — aber das Wie ist himmlisch. In den Aufzeichnungen steckt die herrliche Ueberlegenheit des Unterlegenen. Das ist so konsequent: wie er immer wieder sagt: „Diese Zeit ist nichts für mich" (die Worte finden sich nicht in dem Buch), und wie er auf jedes Kompromiß zwischen Macht und Geist verzichtet. Denn, liebe Umgefallene: es gibt keins.

Entzückende Einzelheiten sind in dem Heftchen. „Sie haben von den historischen Tagen der Väter gehört und wollen nun auch ihre große Zeit erleben." Das ist eine Motto, und nicht nur für dieses Buch. Es ist jammerschade, daß sie Herrn Auburtin damals nach Korsika abtransportiert haben; wir hätten alle mehr

davon gehabt, wenn er zufällig portugiesischer Staatsangehöriger wäre, und er hätte nun, Victor Auburtin, der er ist, dieses Spektakel in Frankreich miterleben dürfen. Er hat ja im wesentlichen das Schicksal von Annette Kolb: er schwankt zwischen den Rassen, liebt beide und wird deshalb von beiden beschimpft. „Selig der Mann," sagt Auburtin einmal, „der Krause heißt und aus Tilsit gebürtig ist. Er steht auf Felsengrund." Aber da wollen wir ihn stehen lassen und uns hübschern Dingen zuwenden, zum Beispiel, wie die französische Geheimpolizei eine Auskunft über den p. Auburtin gibt: „Er ist überzeugter Alldeutscher, Mitarbeiter des pangermanistischen Berliner Tageblatts und durchaus fähig . . . " Aber das wundert mich nun wieder gar nicht — denn das Kapitel der Spionage ist (bei den Franzosen) ein sehr dunkles Kapitel . . .

Einige Kraßheiten, Verdauungsangelegenheiten betreffend, sind leider in dem Buch. Nicht, als ob man nicht von diesen Dingen sprechen sollte, aber es gehört eine Bullenkraft dazu, um davon zu sprechen; bei Auburtin wirkt dergleichen ein wenig . . . im Vorwort steht das Wort „forsch". Es paßt nicht zu ihm.

Ich bin beim Lesen, obgleich doch auch traurige Seiten da sind, kaum aus dem Schmunzeln herausgekommen. Und Schmunzeln ist ja die schönste Art Lachen. Er sagt, die Deutschen seien den Franzosen unentbehrlich. „Wer soll ihnen ihre elektrischen Klingeln instandsetzen, was sie nie herausbekommen werden." Oder von dem Interniertenlager: „Wir machten den Eindruck eines mittelkräftigen Irrenhauses." (Was wahrscheinlich auf alle Leute zutrifft, die so eng mit einander leben müssen.)

Aber viel schöner ist der eigentliche Auburtin, der mit der „Inselsehnsucht", wie er die Sehnsucht der Deutschen, nein, der Menschen nennt, allein zu sein. Es ist ein schmerzlich-lustiges Schauspiel, einen Menschen mit dünnem Trommelfell in einem Sousaschen Orchester neben dem Trompeter sitzen zu sehen und grade vor der Pauke. Und er kann die Stille singen machen, und weil er weiß, daß der Weg das Ziel ist, deshalb zerläuft ihm sein Leben auch nicht wie so Vielen, sondern es rollt sich langsam und leise ab, und jede Minute ist ein volles Glas mit herbem oder süßem Wein.

Menschlich am anständigsten ist, wie der Schluß nicht der in diesen Büchern sonst so beliebte Schluß ist, so mit Bumtrara auf die Heimat — sondern ein inniges Gedenken an die Gefangenen in Korsika und der Wunsch, man möge sie bald befreien. Worauf sie wohl noch lange zu warten haben werden.

„All das", sagt er an einer Stelle, „ist natürlich nur ein Traum. Ich werde jetzt gleich erwachen, nach links greifen und ihre Hand finden." Und weil man so — so selbstverständlich, so zusammengehörig, so einfach — nur von einer Frau sprechen kann, die man sehr liebt, deswegen habe ich dir heute seine ‚Onyxschale' mit der Post geschickt, und ich hoffe, du wirst sie bald in Händen haben.

Reinhardts Bilanz

Es ist eine Unterbilanz. Reinhardts sechzehntes Spieljahr war nicht nur sein kümmerlichstes, sondern auch an und für sich von einer niederdrückenden Kläglichkeit. Den Geschäftsführer selbst scheint der Anblick des Ergebnisses so vertattert zu haben, daß er in seinem Bericht den Fehlbetrag noch höher beziffert, als ihn sich der Revisor herausrechnet. Die Volksbühne hätte dafür, daß sie ein paar der qualvollsten Abende beigesteuert hat, durch das ‚Edelwild‘ Emil Götts entschädigen können, wenn nicht die Hauptfigur an Fräulein Maria Fein geraten wäre: aber die ganze Volksbühne ist aus der Aufstellung weggelassen. Und aus dem Spielplan der Kammerspiele sind Saltens unschuldige ‚Kinder der Freude‘ vergessen, bei denen man sich immerhin von Johannes V. Jensens ‚Madame d'Ora‘ erholte und für den ‚Schwarzen Handschuh‘ von Strindberg die Widerstandskräfte stählte. Diese beiden Werkchen bilden mit Fuldas ‚Richtiger‘ und Reickes ‚Blutopfer‘ ein Quartett, wie es von den minder verpflichteten Bühnen Berlins in Einem Winter keine einzige anbieten würde, weil sie der altmodischen Ueberzeugung wäre, daß die Leitung eines Kunstunternehmens den letzten Rest von künstlerischer Schamhaftigkeit erst im äußersten Notfall ablegen sollte.

Von Notfall, selbstverständlich, war keine Rede. Es wurde gescheffelt wie nie zuvor. Bei Beginn des Vorverkaufs für die Woche standen die Leute, von Sonnenaufgang an, ein paar Querstraßen lang auf die Kasse zu, die Sonntag Mittag gewöhnlich bis zum nächsten Sonntag ausverkauft war. Der Abendkassierer öffnete seinen Schalter nur, um die Querulanten abzuweisen, die so pedantisch waren, für ihr schweres Geld die angekündigten Schauspieler sehen zu wollen; wenn sie sie aber nicht zu sehen kriegten, sich schließlich auch zufrieden gaben. Alles zog eben; wie das schlechteste Stück in der falschsten Besetzung das schönste in der auserwähltesten: und so wäre ohne Opfer der Heiligenschein des Literaturförderers zu verdienen gewesen. Fast ohne Opfer: der Name und ein Abend im Monat mußten schon dran gewagt werden — und selbst dieses Risiko schreckte. Es war nicht schwer, dem ‚Jungen Deutschland‘ einen Reinfall in dem Augenblick zu verheißen, wo ein Komitee von so und so vielen Herren mit so und so vielen Geschmäckern und Ungeschmäckern zusammentrat, um Max Reinhardt — dem Theatergenie, dem das Drama nichts andres ist als dem Gaukler, dem Erzkomödianten die Rolle, und der für den Dramatikernachwuchs noch weniger als Ungeschmack und Geschmack, nämlich nicht das geringste Interesse hat — ein paar Begabungsproben zur Aufführung durch seine Truppe an ein paar Sonntagmittagen zu empfehlen. Tatkräftige Erziehung der Jugend, die auf der Bühne ihre Fehler erkennen solle? Sorge, der Dichter des ‚Bettlers‘, ist tot. Entdeckung verborgener Talente? Goerings ‚Seeschlacht‘ und Hasenclevers ‚Sohn‘ — beide waren bereits Besitz der Provinz. Schutz poetischer Libertiner vor der ‚Tante Anastasia‘, der bebrillten, griesgrämigen, muckerischen Zensur? ‚Der Besuch aus dem Elysium‘ und ‚Kain‘ konnten und können jederzeit an jeder stehenden Bühne jedem Repertoirestück voraufgehen oder folgen.

Nicht, als ob diese Einakter von Franz Werfel und Friedrich Koffka irgendwie publikumsgefällig wären. Nach keinem rührte sich eine Hand. So lautlos protestierten merkwürdig wohlerzogene Menschen gegen die Zumutung, den verlockendsten Frühlingssonntagmittag in einem dumpfen Mauerloch zu verbringen, ohne durch eine nennenswerte Gegenleistung erfreut zu werden. Denn welch ein Grad auch von künstlerischer Harmlosigkeit! Wenn zu glauben wäre, daß die drei Dramen und zwei Drämchen, die das ‚Junge Deutschland' im ersten Winter herausgestellt hat, tatsächlich eine repräsentative Bedeutung haben, daß sie Auslese sind, daß das dramendichtende junge Deutschland keine markantern Vertreter aufweist: dann laßt es des Vereinspiels genug sein, bis eine neue Generation halbflügge geworden ist; oder sucht einen Dramaturgen. Werfel ist im Hauptberuf Lyriker, Koffka Aesthetiker. Eine spezifische Veranlagung für die Kunstform des Dramas zeigen sie vorläufig Beide nicht. Werfel schickt einen seiner Kollegen aus dem Jenseits zu der Frau zurück, die ihn einstmals dadurch zum Lyriker gemacht hat, daß sie seine Liebe nicht erwiderte. Er bedankt sich nachträglich für diese Entzündung und dauernde Anfachung seiner Sehnsucht; aber während er sich bedankt, fällt ihm ein, daß ein bißchen reelle Liebe vielleicht doch auch ganz hübsch gewesen wäre, und er nimmt einen Anlauf zu einem frischen Abschnitt seines ekstatischen Monologs und — und da, wo eine Art dramatischer Kampf anzuheben hätte, da ist die Rederei schon zu Ende. Bei Koffka hapert es anderswo. Seine feindlichen Brüder brauchten keineswegs Kain und Abel zu heißen. Romulus und Remus täten wahrscheinlich denselben Dienst, oder sonst zwei Jünglinge, von denen der lichter, jener dunkler ist, und die deshalb in einen tödlichen Streit geraten. Den Totschlag hat Koffka aus der Bibel genommen und von ihm aus den Streit zurückverfolgt, statt einen Streit zu entwickeln, der unweigerlich zu einem Totschlag führen muß. Dieser hier muß wahrhaftig nicht. Weder muß überhaupt totgeschlagen werden, noch muß grade Kain den Abel erschlagen, vielmehr ist mit ein paar psychologischen Drehungen ebenso zwingend oder nichtzwingend zu erreichen, daß Abel das Beil gegen Kain erhebt. Die Gehirnspielerei eines geschmackvoll-gescheiten Mitläufers. Diese seltsame Freie Bühne erwirbt sich Meriten um die Hirschfelds, bevor sie den Hauptmann gefunden hat.

Den alten Hauptmann aber, der vertrauensselig genug war, sich dem Deutschen Theater mit Zukunft, Gegenwart und Vergangenheit zu verschreiben — den behandelt der Hausherr, als wäre ‚Hanneles Himmelfahrt' ein Gelegenheitsstück für Turnvereine. Ein Mangel an verecundia ist in diesem Theater eingerissen, an Ueberheblichkeit des smarten Modebeherrschers hinterm umlagerten Ladentisch gar über den unverlangten Eigenbrödler, der das Pech hat, nicht mehr zwanzig zu sein: daß man nur schweigen dürfte, wenn der Laden nicht den Anspruch erhöbe, auch in heiligern Registern als dem Handelsregister geführt zu sein. Zur rechten Zeit druckt die ‚Glocke' eine Eingabe ab, mit der fünfunddreißig Gelehrte und Künstler, darunter einige vom Range Reinhardts wie Strauß und Liebermann, ihn so höflich wie möglich ersuchen, nicht achtlos an den besondersgearteten Bemühungen des Dramatikers

Arno Holz vorüberzugehen. Dieses Schriftstück ist nicht einmal einer ablehnenden Antwort würdig befunden worden. Ein Schulfall von Hybris. Aber durchaus keine Ueberraschung. Es paßt zu einem Betrieb, der seine Leistung, so oft sie untern Hund sinkt, in einem eigenen Reklameblättchen von den Angestellten gegen Bezahlung übern grünen Klee loben läßt; der mit zunehmenden Erfolgen eine so feine kapitalistische Witterung bekommen hat, daß er selbst dort ausschließlich nach der Konjunktur fragt, wo ihn die reinsten sachlichen Motive zu leiten scheinen. Augenblicklich ist Jugend Trumpf. Also wird in Jugend gemacht, ganz gleich, ob sie über den Durchschnitt, über das Niveau der allgemeinen Generationsgeschicklichkeit ragt oder nicht. Sollte im nächsten oder übernächsten Winter Gerontophilie der letzte Schrei sein, dann werden dem Arno Holz wieder auf der andern Seite die zwanzig Jahre fehlen. Dabei hat sich, noch einmal, allmählich zur Genüge gezeigt, warum es garnicht Reinhardts Sache ist, den dramatischen Weizen von der Spreu zu sondern. Daß er nicht in die Literaturgeschichte kommen wird, vermindert seine Bedeutung so wenig, wie wirs Matkowsky und Mitterwurzer nachtragen, daß ihre Lieblingsrollen Kean und Coupeau gewesen sind. Reinhardts Reich ist die Szene: ihm ist das Theater Selbstzweck. Und daß er im Reich Otto Brahms so peinlich herumpfuscht, wird ihm erst übelgenommen, seitdem er aufgehört hat, sein angestammtes Reich vorbildlich zu verwalten. Wer die Bühne dem Dramatiker unter den Versfüßen wegzieht und dem Regisseur und dem Schauspieler zuweist, der sorge für eine Regie- und Schauspielkunst, die jeden Verdruß über die Tendenz zur Entgeistigung zu einem „Sinnenrausch" ertränkt. Aber damit dieser zustandekomme, ist eine Sicherheit des Instinkts, eine Einheit der Intentionen, eine Harmonie der Mittel nötig, wie sie ehemals keinen Wunsch unbefriedigt ließen. Heut? Heut verdirbt lautes Provinzlertum, Krampf der Ohnmacht, kälteste Mache das Konzept eines Bretterzauberers, dessen Empfindlichkeit gegen Mißtöne einer rätselhaften Grobhörigkeit gewichen ist. Was ist das mit diesem Reinhardt? Manche erklärens so, daß er sich zum Imperialisten entwickelt hatte, daß ihn der Krieg in die Enge zurückgeworfen hat, daß diese ihn nicht mehr freut, und daß er mürrisch seinen Stiefel herunterarbeitet und obendrein mit Lederersatz, trotzdem es für ihn noch Leder gibt. Aber — nicht wahr? — uns wird dann diese Arbeit auch nicht mehr freuen. Und meine sechzehnjährige Gefolgschaft wird nicht umhin können, sich in eine ingrimmige Enttäuschtheit zu verwandeln, die sich doppelt erbittert äußert. Ein schwacher Trost ist mir freilich geblieben. Im Herbst sollte an die Stelle der Volksbühne der Zirkus Schumann treten, und dann wäre alles aus gewesen. Da erbarmte der Himmel sich meiner Trauer um eine verlorene Jugendliebe, hauchte das Riesendach an, und es stürzte in die Manege. Ich bin gleich freudebebend hingehüpft und habe abgeschätzt, daß die Eröffnung des Zirkus mindestens um ein Jahr wird verschoben werden müssen, wenn das ausreicht. Eine Galgenfrist für Reinhardt — der während ihrer Dauer, wie in guten alten Zeiten, nur das Deutsche Theater und die Kammerspiele hat —, sich auf sich selbst zu besinnen. Und nach ihrem Ablauf wird dem Himmel, und dem Zirkus, hoffentlich abermals was einfallen.

Menschenfreunde von Alfred Polgar

Christian Wach hat seine Tante aus der Welt geschafft. Sie war eine widerliche, tyrannische Person und lag vor ihren Millionen wie ein Drache. Christian erschlug den Drachen, raubte das Gold und machte es der Welt, den Menschen nutzbar. Er selbst lebt als Asket, aber die Armen der Stadt haben nun gute Zeiten. Neun Jahre gehen drüber hin. Da kommt Justus, ein Vetter Christians und seinerzeit um die Hoffnung auf das Tanten-Erbe betrogen. Er hat ein Beweisstück für Christians Verbrechen gefunden und klagt nun an. Christian nimmt den Kampf auf. Er siegt. Materiell: indem das Gericht Freispruch verkündet und die Welt Ehren auf den Wohltäter häuft. Geistig: indem keine Macht der Erde noch des Himmels, nicht Gewalt, nicht Sanftmut, nicht das eigene Gewissen ihn zu einem „Ich gestehe“ oder „Ich bereue“ bringen. Das Problem steht so: Christian hat eine subjektiv schlechte Tat begangen, aber — so glaubt er mindestens — eine objektiv gute. Die Millionen der zuwidern Tante zinsen ja jetzt gute Werke. Dieser Glaube Christians an die objektive Sittlichkeit seines Tantenmordes bricht zusammen, als er den Schwindel der Wohltätigkeit, der Menschenfreundlichkeit großen Stils durchschaut. (Wir sehen ihn im Drama gleichsam verschüttet unter den Trümmern seiner Mordideologie.) Hier melden sich Einwände. Christians Wohltun geht schief, seine Menschenfreundschaft gerät in den Sumpf der Gesellschaftslügen, ja. Aber das ist schließlich ein technisches Ungeschick und Mißgeschick seiner Wohltäterei. Und trübt das gestellte seelische Problem, für dessen Reinheit es unbedingt nötig wäre, daß Christian das sichere Bewußtsein hätte, die durch Untat erworbenen Millionen setzten sich in wirklich gute Taten um. Er ist Einer, der erkennen muß, nutzlos seine Gewissensruhe preisgegeben und das geltende Ethos verletzt zu haben. Damit rückt der Fall ins Gewöhnliche. Er ist ein Tyrannenmörder, der von der Miserabilität der durch solchen Mord errungenen Freiheit seelisch wund und tot gequetscht wird. So kommt es auch im Drama niemals zu einem klaren Ja oder Nein auf die Frage: Darf man Sünde begehen um der Menschenliebe willen?, weil diese Frage durch Negierung und Ironisierung der „Menschenliebe“ gewissermaßen aus ihren geistigen Scharnieren hinausgedreht erscheint.

Die ganze Haupt- und Nebenproblematik des Dramas von Richard Dehmel zu erörtern, würde zu weit führen. Es ist ein edles Stück Theater, hart und fest hingebaut. Drei Akte: Sommer, Herbst, Winter. In jedem Akt bringt die engelsgute Schwester Anna Blumen: Rosen, Astern, ein Tannenbäumchen. In jedem Akt erscheinen die Gespenster der bürgerlichen Ordnung und häufen aufs Haupt des menschenfeindlichen Menschenfreundes, immer gesteigert, ihre verachtete Achtung. Und jeder Akt bringt die große

Szene zwischen Justus und Christian und ihre Retardierung durch den ekelhaft jovialen Sanitätsrat. In diese Linien ist das Schauspiel wie in ein starres Koordinatensystem eingezeichnet. Es bleibt scheinbar auf demselben Fleck, rückt aber Akt für Akt um eine Schraubenwindung tiefer. Und diese Schraube dringt mit wahrhaft dichterischer Kraft ins Seelendunkle, bohrt scheinbar unteilbare Begriffe auf und splittert weise Gedanken ans Licht. Eine steingeschnittene, zu innerst metrische Sprache hilft zum Eindruck der Größe.

Herr Kreidemann (im Deutschen Volkstheater von Wien) ist ein tüchtiger Schauspieler nordischen Formats. Er hat starken darstellerischen Willen und kann, was er will. Bassermanns schmetterndes Gekrächz echot in seiner Rede. Herr Edthofer ist der Justus. Er kann, wie sich zeigte, auch preußisch, aber in südlichern Regionen ist ihm (und uns mit ihm) doch wohler. Fräulein Waldow spielt eine fromme Schwester, Händefalten und Augenaufschlag. Offenbach.

Aufsichtsratlosigkeit von Alfons Goldschmidt

Nach der letzten Zählung (Handbuch der Direktoren und Aufsichtsräte) hat Herr Louis Hagen 57 Aufsichtsratsmandate. Der Mann muß ein Genie sein. Die 57 Gesellschaften sind keineswegs nah bei einander stationiert. Herr Hagen muß also auch ein Schnelligkeitsrekorddrücker sein, er muß eine Ubiquität mit amerikanischem Schnellzugstempo besitzen. Selbstverständlich übt er die 57 Mandate nicht etwa im Sinne des Handelsgesetzes aus. Er repräsentiert, vollzieht Unterschriften, finanziert und ist abwesend. Würde er, dem Gesetze folgend, nur 2 Aufsichtsratssitzungen in jeder der 57 Gesellschaften jährlich mitmachen, so wären das 114 Sitzungen, das heißt: mehr als 2 Sitzungen im Wochendurchschnitt. Man wird erkennen, daß auch ein Großgeist und Springer solchen Anforderungen nicht genügen kann.

*

Carl Fürstenberg ist ihm mit 56 Mandaten dicht auf den Fersen. Drei Vertreter der A. E. G. sind mit über 120 Mandaten verbucht. Nun ist Carl Fürstenberg gewiß der schlagfertigste Finanzmann. Er hat einen Großkonzern aufgebaut und hält ihn zusammen. Könnte Louis Hagen 57 Mandate versehen, so Carl Fürstenberg die doppelte Menge. Aber auch Carl Fürstenbergs Witz muß an einer solchen Aufgabe scheitern. Einem solchen Aufsichtsratsannektionismus ist er praktisch nicht gewachsen. Aufsichtsräte sind nach dem Gesetze Leute, die den Geschäftsgang von Aktiengesellschaften beaufsichtigen sollen. Und zwar sollen sie das mit Eifer und Eindringlichkeit tun. Carl Fürstenberg ist ein eifriger und auch eindringlicher Mann: dennoch vermag er nicht mit all seinem Eifer in 56 Gesellschaften einzudringen. Die Berliner Handels-Gesellschaft dringt mit ihrem Kapital in die Unternehmungen ein, aber nicht Carl Fürstenberg mit Kontrolle und Rat. Anders Walter Rathenau, der selbstverständlich alle Gesellschaften beherrscht. Er kennt sie bis in die kleinsten Aederchen. Er ist der gesetzmäßigste Mil-

liardenkapitän Deutschlands. Aus dieser intensiven Vielfältigkeit, dieser Aufopferung an 30 und mehr Orten zugleich, holt er die großen Probleme, die er uns broschiert oder gebunden vorlegt. Er ist der einzige Mensch in Deutschland, der mit einem solchen Riesenwerk fertig wird. Er ist repräsentativ, organisierend, beratend, bilanzaufmachend, immer stichprobenbereit. Er ist geschäftsuniversell, mit technischem Weit- und Rundblick begabt und dazu noch Menschheitslehrer und Menschheitsbeglücker. Aber er ist eben eine Ausnahme, die Andern können das nicht. Sie sind beengter, nur auf ihr Gebiet bedacht.

*

Hätte ich 57 Aufsichtsratsmandate inne, so wüßte ich nicht einmal die Tantieme von jedem. Aber das wäre auch nicht nötig. Die Tantieme kommt, ob die Aufsicht geführt wird oder nicht. Nehmen wir für Herrn Louis Hagen einen Tantiemedurchschnitt von 20 000 Mark an, so macht das in Summa 1,14 Millionen Mark. Nehmen wir einen Durchschnitt von 30 000 Mark, was wohl richtiger sein wird, so macht das in Summa 1,71 Millionen Mark. Nach dieser Rechnung erhalten 5 deutsche Aufsichtsratsherzöge insgesamt über 7 Millionen Mark Tantiemen. Nicht mehr als 100 Männer dürften die Aufsichtsratspfründen zwischen 57 und 10 Mandaten in Händen haben. Setzen wir einen Durchschnitt von 15 Mandaten, so macht das in Summa 45 Millionen Mark fürs Jahr. Das ist beinahe die Friedensanleihe eines größern Bundesstaates. Die Schätzung ist sehr vorsichtig. 100 Staatssekretäre erhalten insgesamt 4 Millionen Mark. 100 Mittelstaatsminister vielleicht 2 Millionen. Aber wer wagt es, die Herren Hagen, Fürstenberg und Rathenau mit Staatssekretären oder Ministern zu vergleichen? Bismarck legte jährlich ein hübsches Sümmchen zu. Bis zur Dotation verzehrte er sich auch materiell im Dienste des Vaterlandes. Die Spesen unsrer Aufsichtsratsfürsten sind nicht so bedeutend. Auch werden sie von den Gesellschaften ersetzt. Der Dienst des Vaterlandes ist zwar anstrengender und verantwortungsvoller, aber weniger einträglich als der Industriekonzerndienst.

*

Die Verteidiger der Aufsichtsratsakkumulation erleichtern ihr Gewissen. Sie sprechen von Rückständigkeit des Gesetzes. Nach ihnen braucht der Aufsichtsrat garnicht Aufsichtsrat zu sein. Es genügt, wenn er glänzt und verbindet. Sie wünschen die Anpassung des Gesetzes an die Zustände und nicht umgekehrt. Dann sollte man ein Institut mit anderm Namen schaffen, einige Spezialbestimmungen für Aufsichtsratsfürsten in das Gesetz aufnehmen. Wie die Dinge sind, stimmen sie nicht mit Pflicht und Wesen des Aufsichtsrats überein. Aber wir brauchen keine neue Institution: wir brauchen eine Gesundung der Aufsichtsräte. Es wird fremdes Kapital verwaltet: die Verwaltung muß kontrolliert werden. Repräsentation in Aktiengesellschaften ist ein Armutszeugnis. Verbindungen sind massenhaft zu haben, wenn die Geschäfte gehen. Die Banken reißen sich um die Finanzierung, sobald sie einträglich ist. Wenn Zentralunternehmungen und Großbanken Vertretungen in den vielen Gesellschaften wünschen, so haben sie genügend Menschen zur Verfügung. Genügend tüchtige Menschen, die schnell anzulernen sind. Aber die Aufsichtsratshamster wollen die Kleinen nicht aufkommen lassen. Sie wollen herrschen und säckeln. Sie rationieren

die Mandate unter sich und lassen keinen Andern ran. Man weiß ja, wie die Verteilung vor sich geht. Nicht nach Fähigkeiten, nicht nach Kraft. Es ist schon ein Schema und zwar ein sehr gefährliches.

*

Die Aufsichtsratszusammenballung ist ein Mittel der Kapitalskonzentration. Sie ist Machtausdruck. Der Aufsichtsratskönig bestimmt die Dividenden, die Abschreibungen, die Geschäftsmethoden, die Aufträge und Lieferungen weiter Bezirke. Er bestimmt sie mit Fingerwink. Er ist die Direktionszentrale für ein Riesengebiet. Er stellt Richtlinien auf; es geht nach seiner Auffassung. Er braucht nur wenig zu arbeiten; sein Magnetismus richtet den Konzern nach seinem Willen oder dem Willen der Mittelgesellschaft oder Mittelbank aus. So werden Bilanzierungsgrundsätze über den Haufen geworfen und schematisiert, Geschäftspraktiken werden „vereinheitlicht“, faule Ausgleichsmanöver werden unternommen. Die Abhängigkeit der Arbeiter und Angestellten wächst. Die Sozialpolitik wird einseitig, oft gegen das Gesetz, gerichtet. Die Industrie wird zum Finanzierungsobjekt Weniger. Dagegen kann man mit Steuern nichts ausrichten. Man muß den Kampf anders führen. Es läßt sich machen. Die Hauptarbeit haben die Arbeiter- und Angestelltenorganisationen. Sie müssen in die Verwaltungen eindringen. Sie dürfen sich nicht abschrecken lassen, auch nicht von Leuten, die oben eine Beglückerstirn und unten einen stoßenden Herrenfuß haben.

Zensurdebatte von Theobald Tiger

Im Reichstag haben sie über Zensur gesprochen
und alle Mißgriffe derselben fürchterlich gerochen.

Herr Gothein hat es ausführlich in den Saal hineingeredet,
groß sei das Debet derselben, aber klein ihr Credit.

Und auch Herr Müller-Meiningen hat sich dahin ausgelassen:
neben England müsse man dieselbe am meisten hassen.

Dann haben sich aber die Vertreter der Regierung erhoben
und sagten: man müsse dieselbe ertragen, aber nicht loben.

Und wenn die Offiziersburschen mit den Dienstmädchen gingen,
so sei das geheim; über Truppenbewegungen dürfe man nichts
bringen.

Und auch Herr von Tirpitz gehöre wie die Papierverteilung zu
denjenigen Sachen,
deren diskrete Geheimhaltung vor den Feinden uns viele Sorgen
machen.

Und so wurde noch allerhand hin-, beziehungsweise herverhandelt.
Es steht aber nicht zu befürchten, daß sich in nächster Zeit etwas
wandelt.

Und wie in alten Schultagen fühl ich beklommen:
Wir haben eine miserable Zensur bekommen!

Antworten

Paul N. Ja, es wäre viel schöner, wenn die Geistlichkeit aufhören wollte, in diesen Krieg etwas hineinzuinterpretieren, was nicht drin ist. Zum Beispiel: Christentum. Aber es ist immer noch besser, daß sie sich um den Krieg kümmert als um die Kunst. Da gibts von einem gewissen Georg Büchner ein romantisches Lustspiel, das einmal wirklich eins ist: ‚Leonce und Lena', ein Dichterwerk, hauchig, volksliedhaft, spielerisch, schwerlos und schwermütig. Mondbeglänzte Zaubernacht! Auch wenn nicht richtig eine auf die Bühne käme: das wäre die Atmosphäre für Lena und ihren Leonce, für ihre Gemeinsamkeit. Getrennt von einander sind sie in eine Burleske gestellt: sie hat ihre Gouvernante, er seinen Valerio. Das ist das Reich, wo die Wortwitze wild wachsen und Stegreifspieler hoch im Preise stünden. In der Mitte: Rosetta, die Tänzerin — das Geschöpf eines früh verstorbenen, melancholischen Genies. Kennt Ihr den Gesang ihres strapazierenden Gewerbes und ihres strapazierten Seelchens? Lernt ihn auswendig wie ich. „O meine müden Füße, ihr müßt tanzen in bunten Schuhen, und möchtet lieber tief im Boden ruhen. O meine heißen Wangen, ihr müßt glühn im milden Kosen, und möchtet lieber blühn — zwei weiße Rosen. O meine armen Augen, ihr müßt blitzen im Strahl der Kerzen, und schlieft im Dunkel lieber aus von euren Schmerzen." Ist das häufig im weiten Umkreis der deutschen Literatur? Gewiß nicht. Im Gegenteil: nichts ist seltener. Und das Hoftheater von Mannheim ehrt sich selber, seine Vergangenheit und sein Publikum, indem es ihm diese Kost zumutet. Aber ein Teil des Publikums zieht ‚Meine Frau, die Hofschauspielerin' vor, und in dessen Namen schreibt an die gelesenste Zeitung der Stadt Herr Pfarrer P. Klein: „Die Vertreter der katholischen und evangelischen Geistlichkeit haben bei dem Herrn Oberbürgermeister und bei dem Zensor der Theaterkommission die ernsthaftesten Vorstellungen erhoben gegen die neueste Sensation unsres hiesigen Großherzoglichen Hof- und Nationaltheaters, das Stück ‚Leonce und Lena' von Büchner. Und zwar nicht nur wegen der läppischen Banalitäten und Trivialitäten dieses unreifen literarischen Machwerks, die weder dem blutigen Ernst der Zeit noch der Würde eines Großherzoglichen Hof- und Nationaltheaters entsprechen, sondern vor allem aus folgenden Gründen: In dem Stück wird der monarchische und staatliche Gedanke in unerhörter Weise dadurch verhöhnt, daß der im Stücke vorkommende Fürst als Halb-Idiot, der Minister und die Staatsräte als Trottel hingestellt werden. Ferner findet sich eine überaus anstößige Herabwürdigung einer heiligen kirchlichen Handlung, da am Schlusse Pappfiguren nach evangelischem Ritus feierlich von einem Geistlichen in Amtstracht getraut werden. Wenn auch bei der zweiten Vorstellung mit Rücksicht auf die erhobene Beschwerde die gröbsten Anstößigkeiten weggelassen wurden, so bleibt die Nichtigkeit und Widerlichkeit des Stückes im Ganzen, die in dem Augenblick, wo Tausende unsrer Feldgrauen im Westen im letzten Entscheidungskampf verbluten, dem Publikum erspart bleiben muß. Es steht zu erwarten, daß die Intendanz zur Einsicht kommt und von weitern Vorstellungen dieser famosen literarischen ‚Neuheit' absieht." Und so fährt er fort, der Herr Pfarrer P. Klein, der ‚Leonce und Lena' für ein Erzeugnis von heute zu halten scheint und dagegen „die obersten Aufsichtsbehörden" zu Hilfe ruft. „Sie wurden während des Krieges

schon mehrfach mit Beschwerden über Aufführung unpassender, künstlerisch und sittlich minderwertiger Theaterstücke am hiesigen Theater befaßt (Aufführung des Wedekindschen ‚Erdgeistes', der Schahrazade, des ‚Sohnes')" . . . aber ich kann, begreiflicherweise, nicht weiter. In einer großen berliner Zeitung las ich heut früh in anderthalb Spalten ausgeführt, daß am cölner Stadttheater die Schauspieler leider nicht den Ernst von Lessings ‚Nathan dem Weisen' gewahrt hätten, und daß deshalb an den falschesten Stellen gelacht worden sei, und daß das doch nicht anginge, und daß Berlin dazu Stellung nehmen müsse. Ueber die widerlich jammervollen Versuche der Dunkelmänner, einen aufgeklärten Theaterdirektor wie Hagemann lahmzulegen, bisher kein Wort, in keiner Zeitung. So ist zu befürchten, daß ihnen ihr übles Spiel gelingt.

Georg Bresin. Wenn hier voriges Mal Alfons Goldschmidt behauptet hat: „Viele sehen den verstorbenen Kaempf, wie ich ihn sehe — weshalb sagen sie es nicht?", und wenn Sie, Herr Doktor, es gesagt haben, so ists nur in der Ordnung, daß wir das feststellen. In den ‚Mitteilungen der Hauptvereine Groß-Berlin der Fortschrittlichen Volkspartei' führen Sie Kaempfs Erfolge auf seinen einzigen, allerdings „ganz besondern Vorzug" zurück: „Er hatte viel Geld, und mit seinem Gelde kargte er nicht, wenn Herr Kopsch mit dem Klingelbeutel zu ihm kam", und schreiben dann weiter: „Daß die Präsidentschaft Kaempfs für die Fortschrittliche ‚Volks'-Partei irgendwie förderlich gewesen ist, kann leider nicht behauptet werden. In andern Ländern bedeutet die Persönlichkeit des Präsidenten der Volksvertretung ein Programm. Im Falle Kaempf bedeutete sie das Programm der Programmlosigkeit . . . Viel Sympathien hat Kaempf für die Volkspartei im Volke nicht zu erringen vermocht, im Gegenteil, er hat sie sehr stark in Mißkredit gebracht." Was aber dünket Sie um das Paaschanama, das wir Herrn Kaempfs Kollegen verdanken? Ein Reichstagsabgeordneter schickt mir ein Flugblatt, das er und seine Genossen erhalten haben, und aus dem ich ersehen soll, daß unsre Angaben in Nummer 23 unvollständig gewesen sind. Das wußten wir. Also überrascht uns nicht, in dem Flugblatt zu lesen: „Herr Paasche war Vorsitzender eines Denkmal-Komitees (für das Denkmal des Kaisers Franz Josef in Karlsbad), nachdem der ursprüngliche Vorsitzende Minister v. Studt sein Amt sehr bald niedergelegt hatte. Aus diesem Unternehmen entwickelte sich hinterher eine überaus häßliche Ordensschieber-Affäre und führte zum Einschreiten der oesterreichischen Behörden. Herr Paasche ist Interessent der spezifischen Rüstungsindustrie. Herr Paasche hat sich mehrfach an faulen Kolonial-Gründungen beteiligt und insbesondere einen Kautschuk-Prospekt unterschrieben, der irreführende und unwahre Angaben enthielt und die Zeichner schwer geschädigt hat." Der Herr Reichstagsabgeordnete, der so beflissen ist, erlaube freundlichst die kleine Anfrage: Was gedenkt er dagegen zu tun? Siebzig Millionen Deutsche sondern ihre vierhundert besten Männer ab: das ist der Reichstag, der sich der hohe nennt. Diese vierhundert sondern wiederum die vier besten, die allerbesten ab: das ist das Präsidium, gleichfalls das hohe genannt. Darin sitzt Herr Pasche. „Gibt es", les' ich in jenem Flugblatt, „eine Körperschaft der Selbstverwaltung, eine Anwaltskammer, eine Aerztekammer, die einen Mann, wenn er sich auf Dinge einläßt wie die erwähnten, in ihr Präsidium wählen oder nach erlangter Kenntnis dort belassen würde?" Einen Mann, der sich in der Kölnischen Zeitung eine kläg-

liche Verteidigung schreiben und es dort als „die Politik der Kleinkinderstube“ bezeichnen läßt, daß man nicht den großen Zug hat, dem Reichstag einen Vizepräsiden zu wünschen, dessen Ehrenhaftigkeit bisher sechs Blätter grundverschiedener Richtung, gelinde zu sprechen, angezweifelt haben? Welche Leistungen wären nötig, um über Beschuldigungen dieses Kalibers hinwegzuhelfen! Aber Herr Paasche hat ja gar keine aufzuweisen. Er ist ja doch eine Null. Eine subalterne Agentennatur. Derjenige, welcher der nationalliberalen Partei am tiefsten den Stempel der unbedingten Gouvernementalität, der byzantinischen Machtkriecherei eingedrückt hat. Kein Wunder, daß ein Körper, dessen bevorzugte Glieder diese Beschaffenheit haben, vor unsern sehenden Augen zerfällt. Aber dann wollen wir mindestens den Zerfall nach Kräften beschleunigen. Und nächstens dartun, wie wenig erstaunlich es ist, daß selbst jemand wie Ehren-Paasche gehalten wird.

K. D. Sie wundern sich. Tröstlich, daß Ihnen zu dieser freundlichen Tätigkeit an der Front noch Zeit bleibt; aber es rührt doch nur daher, weil Sie so lange — Sie mußten den Vormarsch mitmachen — die Tägliche Rundschau nicht gelesen haben. Hätten Sies: Sie wunderten sich über nichts mehr. Auch nicht darüber, daß Herr Friedrich Hussong — wenn schon Feuilleton, dann lieber Heine und die Folgen — gegen den Plan der Zivileinquartierung Einspruch erhebt. Ueberschrift: ‚Lattenfritze bei Geheimrats‘. Geplant ist bekanntlich, begüterten Familien kinderreiche Familien oder Eingänger, die kein Obdach finden, zwangsweise einzuquartieren. Nun liegt die Sache ja so: es besteht in den großen Städten Wohnungsnot, die sich erheblich steigern wird, sobald „sie“, also Sie, zurückkehren. Obs zur Zwangseinquartierung kommen wird, weiß man nicht. Obs nicht Möglichkeiten gibt, sie zu vermeiden, wollen wir abwarten. Daß Keiner eine reine Freude dran haben wird, ist vorauszusehen. Aber in einer so ungezogenen Form den minderbemittelten Schichten — und dazu dürfte Lattenfritze gehören — der Geheimratswelt gegenüberzustellen, den selben Lattenfritze, der sicherlich in derselben Nummer des Blattes als Unteroffizier Lattenfritz das höchste Entzücken des schildernden, das heißt: nicht handelnden und deshalb begeisterten Kriegsberichterstatters erregt: das mußte Dem vorbehalten bleiben, dessen Liebe zu den Schrecken des Krieges im umgekehrten Quadrat der Entfernung von dem Schauplatz der Schrecken wächst. Also jeder, der einem Andern einquartiert wird, ist ein pöbelhafter Plebejer, der nur darauf aus ist, dem feinen Mann die Teppiche zu verderben? Das hat Herr Hussong wahrscheinlich nicht einmal sagen wollen. Aber er hat auf seine blauäugige Plauderweis' — nein wirklich: wenn schon Feuilleton, dann lieber Heine und die Folgen — seinem Dauerbezieher aus der Seele gesprochen: nur keine Unannehmlichkeiten! Es soll passiert sein, daß gebildete Menschen neuerdings in Mitteleuropa nicht standesgemäß geschlafen haben, und es soll sich ereignet haben, daß dieser kärgliche Schlaf im Dreck, im vermisteten Pferdestall, in zugigen Scheunen, im nassen Lehm, auf verwanzten Dielen — Himmeldonnerwetter, wenn ich daran denke, weiß ich nicht, warum ich Herrn Hussong in so feinem Stil ad absurdum, nämlich zu Seinem, zu führen versuche. Was er am Soldaten schätzt, ist dies: daß er zwar Waffen hat, aber wehrlos ist. Na, einst wird kommen der Tag, und die Sorte hat keinen Grund, ihn herbeizusehnen, wo sich die Welt auf die andre, die richtige Seite zurückdreht. Und dann, lieber K. D., wollen wir unsre Unterhaltung fortsetzen. Bis dahin: wundern Sie sich nicht wieder.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25.

Die kalte Rechnung von Germanicus

Im Oktober 1916 schrieben wir hier: „Es gehört zu den Unbegreiflichkeiten dieses Krieges, daß unsre Feinde ernsthaft zu glauben scheinen, in Deutschland die Barbarei niederkämpfen zu müssen. Schon heute dürfen wir getrost sagen, daß eine künftige Geschichtsschreibung dies Bedürfnis der Entente, ihre politischen Absichten durch eine kulturelle Maske zu verdecken, als eine Schwäche kennzeichnen wird. Bei aller Selbstkritik können wir uns rühmen, keinerlei Versuche gemacht zu haben, den Krieg — von uns aus — als eine Art Kreuzzug im Dienste allgemein menschlicher Ideale auszugeben. Wir kämpfen, um uns zu erhalten, um das Reich in seinem Bestand zu sichern, um dem deutschen Volke den Raum zu schaffen, dessen es für seine Leistungsfähigkeit bedarf. Wir haben es darum auch nicht nötig, unsre Gegner zu beschimpfen, sie als den Abschaum alles Irdischen, uns aber als die Retter und Propheten der Kultur zu deklarieren. Dabei verzichten wir keineswegs auf den Glauben, daß auch dem deutschen Geiste noch eine Mission unter den Völkern vorbehalten ist. Nur: diesen Krieg führen wir nicht um des Geistes willen, nicht darum, andern Nationen unsre Lebensauffassung zu bringen oder gar die halbe Welt dem deutschen Gedanken untertan zu machen; wir, denen die Wissenschaft und die Kunst unsrer Feinde durchaus bekannt und auch durch das Meer des Bluts, in dem man uns zu ertränken trachtet, nicht fremd geworden sind — wir haben das Schwert gezogen, weil man uns in unserm realen, in unserm wirtschaftlichen und unserm politischen Dasein bedrohte, und wir führen dies Schwert, nicht um eine messianische Aufgabe zu erfüllen, sondern um den Völkern klar zu machen, daß Deutschland ein Faktor im weltpolitischen System ist, es bleiben will und bleiben wird." Wir haben von alledem auch heute nichts zurückzunehmen und stimmen darum notwendig mit der Frankfurter Zeitung überein, wenn sie zur Kritik eines der letzten kaiserlichen Trinksprüche erklärt: „Es handelt sich durchaus nicht um den Kampf von zwei Weltanschauungen, sondern um den Kampf von zwei Machtkomplexen, deren jeder eine Kraft besitzt, wie die Welt niemals etwas Aehnliches erlebt hat."

*

Man gestatte uns noch eine andre Erinnerung. Gleich nach dem Amtsantritt des Staatssekretärs v. Kühlmann wiesen wir auf einen Satz hin, den die Neue Zürcher Zeitung veröffentlicht hatte; darin wurde ausgesprochen, daß der deutsche Staatssekretär „als ein überzeugter Freund deutsch-englischer Beziehungen zu Gunsten deutscher Weltwirtschaft" zu bewerten ist. Abermals möchten wir glauben, nichts abstreichen und nichts hinzutun zu brauchen. Immer deutlicher zeigt sich, daß eine andre Politik als die der

Wiederaufrichtung guter deutsch-englischer Beziehungen nicht gemacht werden kann, wenn man der deutschen Weltwirtschaft Arbeits- und Ausdehnungsfähigkeit sichern will. Zum mindesten ist ein so gearteter Versuch, aus dem Weltkrieg ein für uns möglichst günstiges Ergebnis zu ziehen, an erster Stelle zu unternehmen und erst dann aufzugeben, wenn wirklich jede Möglichkeit, ihn durchzuführen, sich erschöpft haben sollte. Dabei vergessen wir keineswegs, daß es auch heute noch in Deutschland Stimmen gibt, die jeglichen Annäherungsversuch an England für verhängnisvoll halten. Wir haben aber unter diesen bedingungslosen Englandfeinden noch keinen gefunden, der vermocht hätte, uns — abgesehen von der ein wenig gar zu hitzigen Hoffnung auf die völlige Zermalmung des englischen Imperiums — zu sagen, **wie Deutschland wohl sonst verhindern könnte, daß Mitteleuropa** ihm zu einer Einschnürung werde, während es eine Plattform für Operationen mit größtem Radius braucht. Mag immerhin fürs erste die Regelung des Ostens sich als zweckmäßig und darum auch als notwendig erweisen: der eigentliche politische Nutzen solcher Umschichtung ist doch nur die Fundamentierung und Sicherung eines unter allen Umständen anzustrebenden und zu erreichenden, unsrer Entwicklung möglichst viel Beweglichkeit einräumenden Verhältnisses zu England und Amerika. Mitteleuropa ist nur — wir wollen nicht sagen: ein Notbehelf — eine Voraussetzung, eine Sicherstellung, eine Rückendeckung. Die eigentliche und entscheidende deutsche Zukunft liegt jenseits von Hamburg und Bremen. Und dies selbst dann, wenn es, falls sich das als notwendig erweisen sollte, gelingt, Deutschlands und seiner heutigen Freunde Einflußbereich weit nach Asien hinein und etwa über Palästina gegen Aegypten vorzutragen.

Es mehren sich, beinahe möchte man sagen: täglich die Belege für die Selbstverständlichkeit solcher Auffassung. Hierzu rechnen wir die Erörterung über die Neutralisation der englischen Flottenstützpunkte, Ballins hamburger Rede und die Auslassungen des Bremers Lohmann über die Frage der Rohstoffversorgung und der Handelstonnage nach Friedensschluß. Eine einseitig mitteleuropäisch orientierte Politik würde durch Inzucht zu Grunde gehen. Daran könnten weder ein noch so festgefügtes Bündnis zwischen Deutschland und den übrigen Mittemächten noch die klügsten, tiefe Perspektiven sichernden östlichen Friedensschlüsse etwas ändern. Es fragt sich eben nur, wie ein Zustand, der — was ja wohl fürs erste ein Traum bleiben dürfte — wenn auch nicht tatsächlich, so doch praktisch eine Neutralisation der englischen Stützpunkte genannt werden könnte, zu erreichen ist; es fragt sich, wie wir uns eben die Zufuhr von Rohstoffen und die freie Benutzung der Meere sichern. Daß in solchem Zusammenhang der Begriff der absoluten Gewalt seinen Zauber ständig mehr verliert, darf man wohl feststellen. Doch bleibt es beiden beteiligten Gruppen, sowohl den Mittemächten wie England, unbenommen,

sich für den Sieger zu halten. Nützlicher wäre es, wenn sie sich gegenseitig zwar nicht den Sieg, aber doch die Gleichwertigkeit zuerkennen wollten. Ballin sagte: „Eine unabänderliche Forderung ist es für unsre Friedensunterhändler, daß sofort nach dem Kriege die in den überseeischen Ländern zur Ausfuhr vorhandenen Rohstoffe und Nahrungsmittel nach Maßgabe der Beteiligung, die die einzelnen Länder im Jahre 1913 an diesem Export gehabt haben, zu gleichmäßigen Bedingungen verteilt werden." Lohmann schrieb: „Die Tatsache, daß das englische Mutterland viele Rohstoffe bereits bezahlt und in den Kolonien liegen hat, gibt unsern Unterhändlern die Möglichkeit, zu verlangen, daß die Rohstoffe Deutschland übereignet werden, soweit wir derselben für unsre Wirtschaft bedürfen. Die zweite Forderung aber ist: die Wiederübereignung der noch vorhandenen, widerrechtlich genommenen Tonnage oder Ersatz dafür in natura und darüber hinaus die Gestellung einer genügend hoch bemessenen Tonnage zum Heimtransport der Rohstoffe." Es ist gewiß richtig, daß solch Ergebnis des Krieges nicht gar so sehr abweicht von der großen politischen Lösung, die im Jahre 1912 durch den englischen Kriegsminister Haldane in Berlin versucht worden ist: Abstandnahme Englands von der Einkreisung und eine englisch-deutsche Flottenkonvention. Man mag das Schicksal unsagbar grausig finden, das uns und der übrigen Welt furchtbare Blutopfer aufzwang, um schließlich doch nur ein Ergebnis herbeizuführen, das vor Ausbruch des Krieges billiger zu haben gewesen wäre. Vielleicht aber war es notwendig, daß die beiden Partner sich zunächst einmal gründlich kennen lernten, ehe sie sich freiwillig unter den Zwang der beiderseitigen Anerkennung stellten.

*

Balfour: „Hat die deutsche Regierung jemals öffentlich in Wort oder Schrift erklärt, daß Belgien in politischer oder wirtschaftlicher Beziehung wiederhergestellt wird?"

Professor Hans Delbrück: „Soeben lese ich die Rede des Großadmirals v. Tirpitz in Düsseldorf, in der er von neuem die alte Forderung erhebt, daß Deutschland die wirtschaftliche, politische und militärische Oberherrschaft über Belgien behaupte. Ehe der deutsche Reichskanzler sich nicht entschließt, diese Idee derart zurückzuweisen, daß drinnen und draußen jeder Zweifel verstummen muß, eher ist es unmöglich, daß der Weltfrieden beschert werde."

*

Noch zeigt sich England ungemein widerborstig. Die Reichskonferenz ist kaum als Vortagung eines Friedenskongresses gedacht. Daß Herrn Troelstra der Paß verweigert worden ist, kann gleichfalls als ein Kennzeichen des englischen Kriegswillens betrachtet werden. Die Umtriebe in Sibirien und die mannigfachen Versuche, Rußland wiederum, sei es durch eine Gegenrevolution, sei es durch andre Machenschaften in den Krieg zu hetzen, wollen gewiß beachtet werden, und die letzte Rede Bonar Laws kann man

gar nicht unterschätzen: „Aber die Hauptquelle der Reserve der Alliierten bleibt Amerika . . . Als die Deutschen den unbeschränkten U-Boot-Krieg begannen, waren sie überzeugt, daß Amerika unter keinen Umständen seine Hilfsmittel für den Krieg nutzbar machen könne, um das Ergebnis ernstlich zu beeinflussen. Sie haben sich getäuscht. Die Anzahl der Truppen, die in diesem Monat herübergekommen sind und weiter in jedem Monat herüberkommen werden, ist so groß, daß wir sie noch vor ein bis zwei Monaten für völlig unmöglich gehalten hätten . . . Das ist die große Tatsache dieses Jahres, und es soll die entscheidende Tatsache des ganzen Krieges sein." Die Hoffnung auf Amerika hält ohne Zweifel England davon ab, sich schon heute in ein Friedensgespräch einzulassen. Es kommt viel darauf an, wie es dieser Hoffnung ergehen wird.

*

Welche Möglichkeiten sind gegeben? Es ist vorstellbar, daß unsrer westlichen Offensive ihre Absicht: die völlige Vernichtung der feindlichen Reserven und darüber hinaus der feindlichen Wehrkraft während der nächsten Monate im vollen Umfange gelingt, daß vielleicht obendrein auch weithin sichtbare Ergebnisse, so etwa die Einnahme von Paris und Calais, zu verbuchen sind. Dann ist der Augenblick gekommen, wo Frankreich aus der Entente ausbrechen kann, aber auch umgekehrt ist es möglich, daß dann England — Kühlmanns letzte, vorwärtsführende Rede recht verstehend — auf Kosten von Frankreich zu Verhandlungen bereit ist. Hält sich England unbekümmert um den Zusammenbruch des kontinentalen Krieges zurück, so wird der Seekrieg fortgesetzt und im Laufe der nächsten zwei, drei Jahre der Krieg der Mittemächte gegen die asiatischen und afrikanischen Tore Englands vorgetragen. In allen diesen Fällen, welche Sonderfriedensschlüsse, wie wir sie anstreben, aber unter Umständen auch einen Gesamtfriedenskongreß möglich machen, wird und muß Deutschland nebst seinen Bundesgenossen alles das erreichen, was es für die Fortführung der seinen Kräften angemessenen Weltpolitik braucht. Wesentlich schwieriger und heute wohl in keiner Weise ausdeutbar wäre die Sachlage, wenn der Kontinentalkrieg in das nächste Jahr hinübergriffe und so die Erwartungen des Herrn Balfour, was die Amerikaner betrifft, erprobt werden könnten. Man versichert uns, daß dies nicht der Fall sein wird. Da die Politik das Geschäft der kalten Rechnung ist, können wir erst im Spätherbst dieses Jahres sehen, in welchem Umfang wir mit Bestimmtheit England gegenüber die Stellung des Junior-Partners für die Mitbeherrschung der See und den uns gebührenden Anteil an der Kolonialpolitik werden behaupten können.

Feststellungen von Lucian

Ein Deutscher sagte neulich, daß dieser Krieg der Entscheidungskampf darüber sei, welche Weltanschauung in Zukunft herrschen solle: die englische des Mammondienstes oder die deutsche der Ehrlichkeit, Gerechtigkeit und Freiheit. Als ob es in diesem Kampfe um etwas andres ginge als um die Möglichkeit des Geldverdienens! Niemals gab es einen Krieg, der so offenkundig um den Mammon geführt wurde. Niemals gab es aber auch einen Krieg, in dem die Phrase eine so große Rolle spielte. Für die Phrase mußten Millionen sterben — und für die Phrase werden auch in Zukunft Millionen sterben.

*

Ueberall reden die Staatsmänner in den kriegführenden Ländern davon, daß der Krieg bis zum Siege dauern müsse. Bis zum Siege! das heißt: den Krieg ins Unendliche fortsetzen. Sieg war in frühern Zeiten die Vernichtung oder die so starke militärische Schwächung des Gegners, daß an eine Fortsetzung des Kampfes nicht zu denken war. Kann das heute noch sein? Im Zeitalter der Industrie kann jeder Kriegsverlust an Material ersetzt werden — und im Zeitalter der allgemeinen Wehrpflicht wachsen die Armeen immer neu aus der Erde. Das Tragische an der Gegenwart ist: mit alten Begriffen eine neue Zeit verstehen zu wollen. Das Tragischste aber ist: das Volk als Volk hält fest an diesen alten Begriffen! Ein moderner Oedipus, der seinem Schicksal nicht entfliehen kann.

*

Der ‚Politiker' Stresemann, der gern ein Politiker sein möchte, schimpfte, um sich populär zu machen, auf den Frieden von Bukarest. Deutschland erhält ihm nicht genug — Bulgarien erhält ihm nicht genug — die Türkei erhält ihm nicht genug! Du fragst erstaunt, woher es denn komme, daß Politiker so blindwütend drauflosfordern können. Das tun ja auch nur ‚Politiker'. Und dann vergiß niemals, daß Stresemann nationalliberal ist. Bei seiner nächsten Rede im Kriegerverein will er auf seine im Reichstag geübte Kritik verweisen können — bei seinem nächsten Frühstück in Sofia will er auf seine Rede deuten und mit all seinem Pathos sagen können: „Ich bin stets für Bulgariens gerechte Forderungen eingetreten! — und bei seinem nächsten Diner in Konstantinopel will er beweisen können, daß niemand im Reichstag sich wärmer der türkischen Interessen annehme als er, der Stresemann. Ob das praktische Politik treiben heißt? Vergiß doch nicht, daß es sich um Stresemann handelt — und daß er nationalliberal ist!

*

Der Deutsche und im besondern der deutsche Parlamentarier pflegt recht ungemütlich zu werden, wenn man von ihm sagt, daß ihn Kulturdinge kalt ließen, und daß er nur Sinn für sein eigenes

Fachgebiet habe. Ist denn dieser Vorwurf wirklich so unberechtigt? Als im preußischen Abgeordnetenhause der Kultusetat auf der Tagesordnung stand, waren kaum zwanzig Abgeordnete im Saal. Einem unabhängigen Sozialdemokraten fiel das auf. Man verstand ihn einfach nicht. Wer soll denn Reden über kulturelle Angelegenheiten anhören? Der amtierende Präsident sagte, daß kein Abgeordneter verpflichtet sei, sich Reden anzuhören, er kann sie ja, wenn er will, im amtlichen Protokoll nachlesen. Wenn er will! Nicht einer wird wollen. Das sind die Abgeordneten des Volkes, an dessen Wesen die Welt genesen soll!

Politiker und Publizisten von Johannes Fischart

XIX.

Georg Graf von Hertling

Im fünfundsiebzigsten Lebensjahr, wenn der Durchschnittsbeamte längst schon den Dienst quittiert hat und seine Pension still und beschaulich verzehrt, wurde Graf Hertling an die Spitze der Reichsleitung berufen. „Wenn ich mich", sagte er mit einem leichten Anflug von Resignation in seiner großen programmatischen Antrittsrede im Reichstag, „in sturmbewegter Zeit entschlossen habe, das schwere und verantwortungsvolle Amt des Reichskanzlers zu übernehmen, wenn ich die Bedenken zurückgedrängt habe, die sich schon allein aus meinem vorgeschrittenen Alter ergeben konnten, so leitete mich dabei die Ueberzeugung, die ungesucht an mich herangetretene Aufgabe nicht abzulehnen, da es Pflicht sei, dem Vaterland auch das schwerste Opfer zu bringen." So kann nur sprechen, wer, über den Ehrgeiz des menschlichen Lebens hinaus, zu der Erkenntnis gekommen ist, daß wir nicht in diese Welt gestellt sind, um uns selbst zu leben, sondern daß es unser Schicksal ist, gelebt zu werden, das heißt: unser Leben im Dienst der Andern bis zum letzten Hauch aufzureiben. Einmal schon, als Herr v. Bethmann Hollweg aus dem Amte gedrängt wurde, war der Ruf zur Nachfolge an den Grafen Hertling ergangen. Damals, im Juli 1917, glaubte er, aus Altersrücksichten, ablehnen zu müssen, da ja noch andre Anwärter auf die Kanzlerschaft, unruhig, vor der Tür standen. Aber das Experiment mit Einem aus der Ochsentour der Bureaukratie, um mit Bismarck zu reden, mißlang, das Zwischenspiel Michaelis ging, nicht ohne Tragikomik, überraschend schnell zu Ende, und abermals fragte man bei ihm an, und jetzt glaubte er sich nicht noch einmal versagen zu dürfen. Und so nahm er in der Tat, physisch nicht nur, sondern auch psychisch, das schwerste Opfer auf sich, das man von ihm in seinem Alter verlangen konnte. Er ist gebrechlich und so kurzsichtig, daß er fast stets geleitet werden muß. Nur wenn er, glänzend und fließend, im Parlament spricht, vergißt man sofort seine Körperschwäche. Dann kommt in dieses äußerlich unscheinbare Männchen im zugeknöpften Bratenrock Leben, Energie, Willensstärke, Kraft,

und die Augen hinter den dicken Brillengläsern beginnen zu leuchten. Eine leichte Röte überfliegt das kleine, weißbärtige, spitze, abtastende Gesicht, das den Schnitt des Mauskopfes hat. Als ich einen bekannten ausländischen Diplomaten einmal nach dem Eindruck fragte, den Graf Hertling bei ihm nach der ersten Unterredung hinterlassen hätte, sagte er lächelnd: „Ein entzückender Greis." „Und was haben Sie erreicht?" fuhr ich fort. „Erreicht? Er hat mir, plaudernd, viel erzählt. Aber, letzten Endes, ist er immer um die Dinge herumgegangen, die ich gern geklärt wissen wollte." So ist er: Keiner, den man aufs Glatteis locken könnte, der sich, unvorsichtig, jemals festlegen würde. Wenn man ihn in den Sitzungen des Bundesrats betrachtet, dann glaubt man oft, daß er ermüdet den Verhandlungen nicht mehr zu folgen vermöge. Schweigend scheint er in sich versunken zu sein. Sobald aber die Aussprache sich zu verlieren, zu verwirren droht, dann greift er rasch ein, und in klaren, zugespitzten Worten formuliert er das Wesentliche und bringt wie ein politischer Weichensteller die Debatte auf das ihm nützlich scheinende Gleis.

Er ist eine durchaus konservativ gerichtete Natur. Dennoch haben ihn die Verhältnisse fast stets in die Opposition gedrängt, und selbst als er die höchste Stufe bürgerlichen Einflusses im Staate erklommen, brach er, geschoben, mit den Anschauungen von heute und gestern und leitete so, nicht ohne Zagen, durch seine Tat einen neuen Abschnitt neudeutscher Politik ein. Wenn ich sein geistiges Bild zu zeichnen versuche, darf ich nicht oberflächlich ein paar politische Daten seines Lebens lose aneinanderreihen, sondern muß, um sein Wesen ganz zu erschließen, dort beginnen, wo er sich geistig-seelisch zu entfalten begann, und von wo dann tausend Fäden auch sein ganzes politisches Tun und Lassen durchdrangen: mit der Philosophie.

Auf der Universität Bonn hatte er, 1867, zu lehren begonnen, kam hier aber über den Privatdozenten nicht hinaus. Erst nach dreizehn Jahren wurde er Professor und auch nicht mehr als außerordentlicher, obwohl er schon eine Reihe philosophisch nicht unbedeutender Werke geschrieben hatte. Aber in jenen Zeitläuften des Kulturkampfes schien auch er suspekt, da er an den Lehren des Vatikans festhielt und treu zur Kirche in ihrem Kampfe wider den Staat stand, ohne sich dabei irgendwie besonders vorzudrängen. Er war, auch später als Professor in München, in der Philosophie weniger Forscher in dem Sinne, daß er mit einem großen Wurf ein neues System errichtet hätte: er war mehr der Lehrer, der Historiker, der nur kritisch verzeichnete, was war, und der nicht so sehr darauf bedacht war, zu zeigen, was werden müsse. Das verbot ihm schon seine dogmatisch-theologische Befangenheit. Das katholische Christentum setzt an den Anfang alles Geschehens einen überweltlichen, persönlichen Gott, die Welt ist ein Akt seiner schöpferischen Allmacht, und die eigentliche Be-

stimmung des Menschen liegt im Jenseits. Die Lösung dieser transzendentalen Hauptprobleme ist also festgelegt, und so hat die Philosophie, wie Hertling einmal in einer Schrift über den Kirchenvater Augustinus sagt, nur die Aufgabe, diese gegebenen Probleme zu formulieren, zu verdeutlichen und ihrem vollen Inhalt nach entwickeln zu helfen. Mit Plato und den Neuplatonikern setzt er sich (aber nur nebenher) auf diesem Wege auseinander und beschäftigt sich eingehend mit Aristoteles, der im Mittelalter der Kirche zum neuen Rüstzeug für die philosophische Durchdringung und Begründung der Dogmen wurde.

Diese katholisch-scholastische Schulung, die nicht zuletzt auf der Erziehung zu geschmeidiger Dialektik in Wort und Schrift hinzielt, darf man nicht übersehen, wenn man Hertling als Politiker verstehen will.

Schon als bonner Privatdozent bewirbt er sich, 1875, mit Erfolg um das Reichstagsmandat von Münster und steht unter Windhorst und Reichensperger in heftiger Fronde gegen den eisernen Kanzler, der Zentrum und Vatikan das Rückgrat zerbrechen möchte. Ein Jahr darauf begründet er mit mehreren Andern in Koblenz die Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft, auch der politisch-staatsrechtlichen, im katholischen Deutschland, und legt sich, mit seinem Empfinden für die Nöte des kleinen Mannes, aufs Sozialpolitische. Das wird schon damals seine Spezialität. Mehr als einmal lädt ihn Bismarck zu sich ein, um soziale Fragen mit ihm durchzusprechen, und schüttet ihm, so 1883, sein Herz über den unseligen Kulturkampf aus. Klug und nachsichtig streckt ihm Hertling die Hand entgegen und versichert, „daß auch die Zentrumsabgeordneten sich unterschiedslos nach der Langenweile des kirchenpolitischen Friedens sehnten". Allmählich finden sich Zentrum und Kanzler auf dem Umweg über die neue Steuer- und Wirtschaftspolitik. Der lärmende Waffengang wird schrittweise eingestellt, aber hinter den politischen Kulissen weicht die katholische Kirche keinen Schritt zurück. In den Werken der von Hertling geleiteten Görres-Gesellschaft liest man: „Der Staat ist als die natürliche, für diese Erde bestimmte, das zeitliche Wohl bezweckende Gesellschaft der Kirche unterstellt." Und dennoch verbindet sich das Zentrum jahrelang mit Freisinn und Sozialdemokratie, den ausgeprägtesten Vertretern des Toleranzgedankens, mit Richter und Grillenberger, um gegen die Ausnahmegesetzgebung Bismarcks zu streiten.

Nach Liebers Tod wird er der Chef der Zentrumsfraktion, der Diplomat der Partei und läßt sich die Zustimmung zu jedem grundlegenden Gesetz, vor allem den Militär- und Marineforderungen, von der Regierung abkaufen. Diese kühle Geschäftspolitik, der sich selbst Bülow anfangs nicht zu verschließen vermag, bringt dem Zentrum unter anderm den langsamen Abbau des Jesuitengesetzes ein, führte dann aber, über allzu Persönliches, im Dezember 1906 zum jähen Abbruch aller Beziehungen zwischen Zentrum und Regierung. Die Verfehmung des Zentrums dauert

indessen nicht lange, der konservativ-liberale Block zerbricht an der Reichsfinanzreform. Stärker als je zuvor geht die Partei der Mitte aus ihrer temporären Isolierung hervor. Grade zur rechten Zeit kann sie ihr ganzes politisches Gewicht in die Wagschale werfen, um in der Fehde Pius des Zehnten wider alle modernistischen Regungen, die stark in die Kompetenzen des Staates überzugreifen droht, die Regierung zur Nachgiebigkeit zu veranlassen. Nicht gering ist dabei die Rolle Hertlings als Vermittler gewesen. Als 1912 das Beamtenministerium Podewils in Bayern über einen Konflikt mit dem Zentrum stürzt, wird Graf Hertling mit der Kabinettsbildung betraut. Die Zentrumsmehrheit der bayrischen Kammer wird über Nacht offizielle Regierungspartei, und das parlamentarische Regime hält damit, obwohl keiner von den Beteiligten es wahr haben will, in dem ersten deutschen Bundesstaat seinen Einzug.

Hertling steht nun an verantwortungsvoller Stelle, wird, automatisch, Vorsitzender des Bundesratsausschusses für auswärtige Angelegenheiten und bekommt von hier aus tiefe Einblicke in das große Gebiet der internationalen Politik. Bayerns Einfluß im Reiche wächst zusehends und ist in der Vergangenheit nie bedeutungsvoller gewesen als in diesen fünf Jahren bis 1917. Eng lehnte sich Herr v. Bethmann Hollweg an Hertling an, und es war schließlich nur natürlich, daß man beim Kanzlerwechsel in allererster Linie an ihn dachte. Aber er ließ sich nicht einfach vom Kaiser zum Reichskanzler ernennen, sondern setzte sich erst mit den Mehrheitsparteien des Reichstags, mit dem Zentrum, dem Freisinn und der Sozialdemokratie, ins Benehmen, vereinbarte mit ihnen, die einst eine geschlossene Oppositionsmehrheit im Reichstage gebildet hatten, ein positives Arbeitsprogramm und berief führende Parlamentarier in die Reichsleitung. Damit hatte er auch im Reich dem parlamentarischen System Bahn gebrochen. Darin liegt sein bleibendes Verdienst. Innerpolitisch ist er denn auch dem mit den Parteien vereinbarten Programm treu geblieben. Er hat, mitten im heißesten Kampf um das gleiche Wahlrecht in Preußen, erklärt, daß er mit dieser Frage stehe und falle, und hat anknüpfend an die sozialen Februarerlasse Wilhelms des Zweiten von 1890, den Entwurf eines Arbeitskammergesetzes und die Aufhebung des Paragraph 153 der Gewerbeordnung in die Wege geleitet.

In der Außenpolitik dagegen hat er, wie einst als Philosoph, gehandelt und sich, fatalistisch, dem Spruch der Mächte gefügt, die stärker waren als er. Er versuchte ursprünglich seine Kriegs- und Friedenspolitik aufzubauen auf der deutschen Antwort an die Papstnote, die sich gegen gewaltsame Annektionen und Kriegsentschädigungen aussprach. Langsam jedoch paßte er sich, unter allerhand rhetorischen Vorbehalten in seinen Reichstagsreden, der neuen Atmosphäre, die ihn täglich und stündlich umgab, an und vergaß

die Frage des heiligen Augustinus, die er vordem als Gelehrter an ihm gerühmt hatte, die Bemerkung des Kirchenvaters in seinem „Gottesstaat" über das römische Imperium: ob es denn wirklich etwas Großes und Lobenswürdiges sei, den Erdkreis ohne Ende mit Krieg zu überziehen, unabhängige Völker zu unterjochen und aus den Trümmern zerstörter Freiheit und Selbständigkeit ein gewaltiges Denkmal des Ehrgeizes zu errichten. Schritt für Schritt wich er vor Denen zurück, die allein in Annektionen die Zukunft Deutschlands gesichert wissen wollen, und es kostete ihm Mühe, in seinen Reichstagsreden diesen Rückzug mit allerhand vieldeutigen Worten zu verschleiern. So hinterläßt er allein schon mit dem deutsch-russischen Frieden dem deutschen Volk eine Erbschaft, deren ganze politische Tragweite erst später sich ergeben wird.

Sicherlich hat er es, auf lautem und leisem Wege, nicht an Versuchen fehlen lassen, auch mit den Westmächten zu einem friedlichen Ausgleich zu kommen. Das ist ihm ebenso wenig wie seinen Vorgängern gelungen. Er wurde mit der Zeit ein bißchen fatalistisch und ließ abwartend die Dinge an sich herantreten, um alle Reibungsmöglichkeiten auf ein Mindestmaß herabzudrücken. Er hält still und wurde mehr und mehr zum Vollstrecker des Willens eines Andern oder Zweier, und wenn er im Widerstreit mit den militärischen Autoritäten etwas erreichte, dann wars, bei Licht besehen, ein magerer Kompromiß. Auch der schlaueste Fuchs hat lieber den Sperling in der Pfote als die Taube auf dem First. Und so sitzt er in dem vornehm-alten Barockbau des verträumten Reichskanzlerpalais hinter großen Spiegelscheiben, mit dem Blick auf das bunte Rundbeet blühender Rhododendren, Rosen und Stiefmütterchen, und wartet auf den ersehnten Gast, der auch in dieses Haus einmal einkehren muß: den **Frieden.**

Sezession von Willi Wolfradt

Man könnte es die Methode des Aussparens nennen. Das Ereignis einer Sezession wird dargetan, indem man zeigt, was zurückbleibt. Wie stets, so scheint auch hier der Bloßstellung ein Ausziehen vorangegangen zu sein. Im nächsten Jahr vielleicht schon wird man von einer ‚Kleinen Berliner Kunstausstellung' sprechen dürfen — und dann vielleicht auch wieder von einer echten Sezession. Denn dieser große Name scheint mir nicht bestimmt, Firmenschild eines Kreises von Leuten zu werden, die unter ihm als Bannerzeichen wohl früher auszogen, neues Land zu entdecken, auf dem sie nun das Fett der Seßhaftigkeit ansetzen. Sezession sei vielmehr immer wieder der Ruf, mit dem der junge Durst das Erworbene aufgibt, sei der mutige, schöpferische Drang einer Schar, die ungehemmt von Starrgewordenem vorstoßen will in unerschlossene Bezirke der Sehnsucht, die keck von allen zuverlässigen Trefflichkeiten sich sondert, um, getragen vom eigenen Schwung, ihrem Gemeinschafts-Ich, der Form ihrer Generation zuzueilen.

Abspaltung vom sichern Besitz, vom Können, von Meisterschaft, abenteuerlicher Brautflug in Gewitternächten geistiger Erregung, Sprung in die Wogen: das ist Sezession doch wohl. Da wird die Fähigkeit, ihres Beifalls sichere Bilder herzustellen, pfeifend abgeschüttelt; da wird in einem Zugleich von tiefstem Weh und dionysischer Heiterkeit der trennende, flügellösende Schnitt geführt; da ordnet sich im Gefühl einer triebhaften Gleichgerichtetheit, in religiöser Unruhe die Kameradschaft zum Auszug aus umfriedeter Stadt. Das stampft und scharrt ungebärdig, sprüht von Ergriffenheit, hadert mit sich und den Gefährten, trunken von überschießender Kraft. Das arbeitet, von innen heraus, ohne viel doktrinäre Abmachung, auf seine Art ein Jeder und doch Alle einer Polkraft untertan. Ein großer Schauer, streicht die Einsicht so brüderlichen, geistgelenkten Schaffens um die Köpfe, die sich, umspült von frühem Lichte, auf einem kleinen Hügel sammeln, vor der Stadt, in der die Meister schlafen. Jeder trägt das Teilchen Werk, das zu schaffen ihm anvertraut war, heran. Im Reigen feiert der Bund den Auszug, der der Inbegriff seines Wesens ist. All dies Gebild ist nur ein Bild der Befreiung, Symptom nie absterbenden Lebens, Symbol sezessionistischen Mutes — und das leiht ihm Bedeutung über alle Galerie schöner Dinge hinausgehend.

Genug! Einmal trug auch die, die heute die „freie", die angeblich doppelt entkettete Sezession patronisieren, solch Wogen der Herzen ins Land hinaus. Ach, so viele sind erloschen nun von ihnen, Meister wie Stümper. Bescheidung, Trennung, liebevolles Sichabgrenzen vom gärenden Leben wäre ihr Teil; aber sie gewinnen es nicht über sich, die Farben der Eroberer abzulegen; sie mieten sich Jugend, blind vor Wert und Unwert, und illuminieren alljährlich mit ein paar Bürgerschrecks eine kleine appetitanregende Revolution. Mein Brockhusen etwa, ein rechter Kraftlinienmaler, faßt den Heitmüller, einen Türmer von bunten Bauklötzen, unter und zeigt sich mit ihm den Leuten. Ja, das macht jung! In Wirklichkeit aber ist alles so matt und schal. Kein einziges wirklich starkes Werk hemmt dem betrübten Spaziergänger den Fuß, kein Halt! donnert dich an, kein Arm greift von der Wand herunter dir ans Herz. Gott ja, das ist nicht übel; immerhin, das geht; oh, das ist ein reifes Stück Malerei. Verkauft? Schmücke dein Heim. Laß sehen — ja, das wär' was für die Stadt Berlin. Neulich, als ich so dastand und überlegte, weshalb man diese Ausstellung, die eigentlich eine aus bewährter Anstellung und expressionistischer Verstellung zusammengestellte Herstellung ist, zwischen uns und unsre weit großartigern Vorstellungen gestellt hat, an der nicht erst viel auszustellen, sondern sie in ihrem Unwesen möglichst abzustellen ich bestellt bin — weshalb man uns diese so ungroße, auch ihre Stärkern lähmende Schau modern aufgezogener Verkaufsfertigkeiten unter dem mißbrauchten Namen einer Sezession angetan hat: da ging ein Hängekommissar betriebsam vorüber und ließ die Worte fallen: „Es muß doch voll sein!" Aha, dachte ich, daher diese Leere.

Ich hielt den Trott zwischen den Mittelmäßigkeiten nicht aus. Wo ist denn der Meidner? Was, kein Meidner ist da? Und Rohlfs, Melzer, Purrmann? Sie müssen mitgezogen sein, mit der Sezession. Die hier sind zurückgeblieben. Muß gesagt werden, daß Liebermann ein genialer Maler ist? Gewiß nicht. Aber eine rechte Sezession müßte es nicht für noch wichtig halten, Jahr um Jahr ein halbes Dutzend immer schablonisierterer Bildnisse des längst Angelangten herauszustellen. Ist das ihr Kampf? Muß gesagt werden, daß Trübner Ehre gebührt? Aber es ist eine schlechte Ehrung, dreißig Durchschnittswerke von ihm dahin zu stellen, wo die junge Kraft Anspruch hat, hörbar zu werden. Und uns gar mit ganzen Kollektionen von dem faden Theodor Hagen oder gar dem kalten Akademiker des Interieurs Heinrich Hübner zu kommen: das ist ein Frevel, den die bunte Behängung mit grinsenden Gewagtheiten nicht wett macht, sondern verstärkt. Freiherr von Seckendorff: ein ganz neuer Mann, und gleich mit zwei Dutzend Leinewänden! Ach, die nur wieder beweisen, daß das französische Maschinengewehr kein Kunstrichter ist und der Heldentod kein Beweis für Genialität. Wie konnte man nur dem zu früh dem Leben Entrückten die Niederlage eines anspruchsvoll und blechern hallenden Saales voll pathetischer Patzerei bereiten, um den Raum tiefern und eignern Gestaltern zu rauben? Was soll uns diese stupide Häufung von Kompromissen aus Marées und Kainer, ohne das paradiesisch Schlichte des Einen, ohne das mondän Tänzerische des Andern; diese Schöne Helena, die sich ernst nimmt und in klirrenden Manierismen einherstelzt?

Man irrt mißmutig herum und sucht vergebens das Eine Bild, das man meinen könnte ewig anschauen zu müssen. Auch Kokoschka bringt es nicht. Am besten wirken in dieser schlappen, ihres Zieles unbewußten, nur im Halbschlaf Eröffnungsreden gleichsam haltenden Sammlung jene feinen, kultivierten Künstler, die einen differenzierten Farbsinn und eine liebenswürdige Anmut der Form besitzen, die stets ein bißchen bezaubern und zugleich doch nur als angenehme Tagesgrößen empfunden werden. Orlik, Ulrich Hübner, Moll vor allen gehören hierzu. Man hat nach so viel Akademie und großspurigem Kitsch ein dankbares Auge für die Wohltaten, die sie mit der Kammermusik ihrer reinen Paletten, mit dem regen Sinn für atmosphärische Duftwirkungen bereiten. Ein Heinrich Tischler imponiert mit gewagter Komposition, Nölken, Stückgold, Bangerter, Röhricht, Klein-Diepold, Friederichs, Farby, Degner, Davidsohn-Hartung, Badt und noch ein paar bekommen — was soll man machen — ihren Strich im Katalog. Auf der Ausstellung, die ich mir denke, wären sie kaum bemerkt worden. Sie seien „genannt“, schön. Das „Nennen“ ist ja hierzulande die Hauptfunktion der Kunstkritiker. Man ist ja auch froh, ein Dutzend Sachen lauen Herzens wenigstens „nennen“ zu können.

Die Plastik hält etwas besser Niveau. Da ist immerhin ein geistreiches und höchst einprägsames Stück von metaphysischer

Schlagkraft: Bellings ‚Mensch‘ — eine unerhört angespannte, kubisch konzentrierte Zweibeinigkeit, über dem Gürtel in zwei Rümpfe gespalten, deren einer mit wuchtigen Hieben die andre Hälfte seines Ichs brutal niederboxt. Ich finde keine künstliche Stelle an dieser grotesken, aber faszinierenden Gestaltung der mit sich hadernden Dualität. Ein wunderschöner ‚Freund‘ von Lehmbruck besitzt seltene Daseinstiefe und jenen unbeschreiblichen Zug des „gar nicht anders sein Könnens“. Der junge Bildhauer Garbe aber besteht daneben recht gut mit einem zarten liegenden Akt, um den der Morgen und ein zärtlicher Wind zu spielen scheinen. Wer Lehmbrucks Nachbarschaft so aushält, an dem muß etwas sein. Barlach vermag auch diesmal im Relief nichts Wesentliches zu sagen. Huf, Moselsio und Emmy Roeder möchte man nicht unbelobt lassen. Gaul macht mit einem Eselreiter von legendarer Schlichtheit ein paar üble Kriegsbären wett. Im Ganzen bestehts, trotz der platten Glätte eines allzusehr in den Vordergrund gerückten Klimsch; freilich die eigentlich sezessionistische Verwunderung wird selten Gestalt.

Repräsentieren ist gewiß Sinn einer solchen Ausstellung. Pechstein im neuen, Thoma im ältern Tonfall tun es vielleicht sicherer als sonst. In die erste Reihe aber ist nun Klingers Wandgemälde für das chemnitzer Rathaus gestellt, das betitelt ist: ‚Arbeit, Wohlstand, Schönheit‘. Im Hintergrund eine freundliche Hügelstadt, davor moderner Hafen mit Dampfern und Kuttern, auf dem Kai eilfertiges Menschengewimmel, davor wieder Wasser und schließlich im Vordergrund in friesartigem Nebeneinander mehr als ein Dutzend meist weiblicher Gestalten, von denen sich jede Einzelne benimmt, als mime sie grade ihre große Arien- und Monologszene. Nachdem man vergeblich versucht hat, die Allegorien der Arbeit, des Wohlstandes und der Schönheit säuberlich auszusortieren und auch literarische Kombinationen wie: „Arbeit verschönt den Wohlstand“ oder: „Der Schönheit steht Arbeit wohl an“ oder so in der Komposition nicht ausgedrückt zu finden vermag, entschließt man sich, die Bedeutung von hinten nach vorn abzulesen. Wenn ein Hodler darüber gekommen wäre! So ist es nur ein großes Stollwerkbild geworden, eine geistlose Configuration ohne rhythmische Bindung, ohne Einheit, ohne Gebärde, nichts als eine Stapelung von Panoramen, samt und sonders in eine hellenisierende, bunte, sprenklige Schattenlosigkeit getaucht. Eine gefällige Monumentalität mit kleinen Ekstasen. Eine Stieglitziade der Motive und Themen, ohne jede Spur von Tiefe. Alles in Pose, alles lebendes Bild; Phrase das Licht, Phrase die soziale Illustration, Phrase die Figuren in ihrer Statuarik wie im Pappe-Rausch der Bewegung. Welch Aufwand an Bildelementen und wie bar aller Beziehung zwischen ihnen! Ebenso wie man die Bildgründe von einander trennen könnte, kann man die einzelnen Figuren ausschneiden, unbeschadet ihres Effekts. Aber: alles hat so einen gesunden Chick und wird „ungemein putzen“.

Ein kleiner Saal ist der Schweiz eingeräumt. Hier weht eine andre Luft. Doch davon soll erst die Rede sein, wenn das zu Gast geladene Jung-Holland sich daneben eingefunden hat. Diesmal möchte ihr Ruhm von der Bitterkeit gegen den Gastgeber allzuviel profitieren. Woher so viel ärgerlicher Grimm? Wir lieben ja diese Stätte, wir haben ja keine andre, wo nicht in persönlicher Vereinzelung, nein: in ihrer Gesamtheit das sehnsüchtig Suchende uns zur Feier lädt, wo sich die grünende Kunst in ihren Nöten und Hoffnungen als ein Stück Kulturentwicklung ausbreiten darf: eine heilige Stätte soll uns dieser Raum sein, nicht ein Arrangement von verkaufsreifen Gemälden für jeden Geschmack. Was ist in diesem Jahr daraus gemacht worden! Der Katalog sagt alles. Preis: drei und eine halbe Mark. Wer wissen will, von wem die Bilder sind, muß ein halbes Dutzend Aufsätzchen ohne Belang, aber aus „ersten Federn", mitbezahlen, die „einführen" sollen. Solange nicht ein lakonisches Nummernverzeichnis für höchstens fünfzig Pfennige zur Verfügung steht, ist so ein protziger Almanach eine dreiste Zumutung, die wohl einem zeitgemäßen Schaustellungsunternehmen geziemt, nicht aber der Sezession, wie wir sie fordern müssen, beschwörend und krittelnd. Lieber eine Front glühender Ohnmacht als diese reife Blässe, die sich die Anziehungskraft ungekämmter Mittelmäßigkeit nicht entgehen lassen will. Nur der Aufbruch kehrt zurück in den Schoß zeitloser Schönheit, nur Sezession mündet dorthin, wo Glaube, Gedanke und Vorstellung vereint noch ruhen, von wo die fromme Kunst aufsteigt in Ewigkeit.

Adrian Brouwers Hochzeit von Alfred Polgar

Der kunstgeschichtlich beglaubigte Maler Adrian Brouwer ist ein zerrissenes Genie. Nicht nur seine Tracht, auch seine Seele ist malerisch in Fetzen. Er läßt sie im Winde flattern und schlägt sie den Bürgern um die Ohren; mit jener bittern, aufdringlichen Selbstgefälligkeit, die ein Kennzeichen des Genies. Im ersten der ‚sieben dramatischen Bilder' von Eduard Stucken sehen wir ihn (Herrn Aslan) mit mindern Komödianten (Herren und Damen des Deutschen Volkstheaters von Wien) allerlei dürren und gequälten (Regie: Herr Rosenthal) altniederländischen Straßenulk treiben. Er kommt ins Kittchen, in ein urgemütliches, mit der Straße kommunizierendes Parterre-Kittchen, wird aber von dort durch einen reichen, auch einflußreichen Freund herausgeholt und mit heimgenommen. In dem vornehmen Patrizierhaus, in dem Adrian nun Gastfreundschaft und von des Freundes Schwester (Frau Erika von Wagner) Liebe empfängt, fühlt er sich nicht wohl. Sein Wesen ist Protest gegen die bürgerliche Welt, Ungebundenheit, genialische Flamme. Er kann nicht trautes Lämpchen im stillen Kreise sein. So benützt er ein festliches Gastmahl (drittes Bild), um durch einen frechen Bierschwefel die Gäste zu epatieren

und sich davon zu machen. Wieder in der Schenke ersticht Herr Aslan, von schräg einströmender Sonne übergossen, mit einem schneeweißen, halsfreien Hemd angetan und auch in der Frisur sowie im ganzen seelischen Habitus entzückend verwahrlost, den elenden Komödianten, der sein schönes totes Weib an die Anatomie verkauft hat. (Das Weib aber war aus unglücklicher Liebe zu Adrian in die Schelde gegangen.) Das nächste Bild zeigt den Maler in die Anatomie eindringend, um den Leichnam der Freundin vor den ärztlichen Messern zu retten. Der wilde Künstler stürzt mitten in ein Kolleg des Professors Goetz. Zwischen den beiden entspinnt sich ein Zwiegespräch über Leben und Tod, Medizin und Schönheit. Der Maler klagt die Aerzte leidenschaftlich an, daß sie einen so schönen Leib wie den der toten Freundin zerstören wollen. Der Professor erwidert leider nicht mit der Frage, ob der Maler denn glaube, daß die Würmer und die Verwesung mehr aesthetische Rücksicht auf den schönen Kadaver nehmen würden. Er fragt nur: „Wer seid Ihr?" Und äußert, als der Maler antwortet: „Ich bin ein Mensch!" . . . „Das ist viel; das kann ein Abgrund sein oder ein Gipfel." Herr Goetz sagt das aber in einem Ton so voll Seelen-Durchschauer-Milde, daß die Plattheit wie Weisheit klingt. Nach diesen düstern Episoden in Wirtshaus und Anatomie, von Herrn Aslan temperamentvollst und doch mit Wahrung ultraschöner Linien bestanden, wird Adrian von jenem reichen Freund neuerdings eingefangen. Er soll nun Hochzeit machen mit des Freundes Schwester. Aber, wissend, daß das süße Durchschnitts-Geschöpf an seinem bittern Genie-Wesen elend werden müßte, erscheint er schon bei der Hochzeit ohne Hosen, mimt einen Betrunkenen und verrammelt sich solcherart für immerwährende Zeiten den Weg zum Idyll. Die arme Braut geht ins Kloster, Adrian ins Ungewisse . . . Was ist das Ganze? Ein Schauspiel in sieben Bildern. Das ist viel: das kann ein Abgrund sein oder ein Gipfel. Es ist keines von beiden; sondern eine sanft hügelig gewellte dramatische Landschaft mit hübschem Blick ins nebelvolle Tal, mit etwas künstlicher Ruinen-Romantik, poetischen Plätzchen und gepflegten Pfaden, durchaus bekömmlich für bessere Spaziergänger im Geiste.

Briefbeilagen von Peter Panter

Witze

Witze gut zu erzählen: das ist eine große Kunst. Als Roda Roda noch nicht Kriegsberichterstatter war, da hatte er dies im Druck wohl am besten von allen heraus; auch wenn man schon wußte, wann der Pfeil abschnellen würde, war es eine Freude, das elegante Spiel mit dem Bogen zu bewundern. In der Unterhaltung ist es noch schwerer; da gehört schon die ganze Behäbigkeit und saftige Lebenskraft eines guten Westdeutschen — links der Elbe — dazu, um ein Gespräch nicht unter die letzte Linie zu bringen.

Was hingegen unsere Witzpresse angeht, so überkömmt mich eine sanft elegische Stimmung, wenn ich Dir davon erzählen soll. Ach Gott, damit ist es ja so traurig.

Da ist zunächst der ‚Simplicissimus'. Nein: da war der ‚Simplicissimus'.

Der Hort des gut bürgerlichen deutschen Witzes ist die ‚Jugend'. Die ‚Jugend'-Witze sind vorher so genau zu berechnen wie eine Algebra-Aufgabe. Da haben wir den Witz, der gutmütig-holperig über die Dummheit eines Bäuerleins oder eines Soldaten spottet, der irgendeine neue Verfügung nicht kennt, der Rammel. Diese Witze fangen meistens so an: „Geht da neulich ein biederes Bäuerlein —", oder: „Komme ich da jüngst —". Spaßig ist in diesen Geschichtchen immer die selbstverständliche Würde des Erzählers, der doch alles viel besser weiß als der „brave Landstürmer", und der unnennbare Stumpfsinn, wie so eine Spitze (früher: Pointe) herausgedreht wird. Dann ist da — ein unerschöpfliches Thema — der Witz, in dem festgestellt wird, daß die kleinen Kinder, trotz jahrelangen Anstrengungen der ‚Jugend', immer noch nicht wissen, woher Frau Bartel den Most und die Menschheit die Rekruten und Rekrutenmütter holt. Ich glaube, man nennt das drollig. Man sollte der alten ‚Jugend' endlich einmal den Kindermund stopfen.

Und dann ist da der erotische Witz. Damit ist es bei uns ganz elend bestellt. All dieses Zeugs bleibt am Stoff hängen, was begreiflich ist, da er für nicht gewandte Läufer klebrig erscheint. Es hat natürlich mit Prüderie nichts zu tun, wenn man einfach müde ist, sich immer wieder versichern zu lassen, das eins und eins zwei sind. Das wissen wir allmählich.

Der ‚Kladderadatsch' lebt davon, daß es im Deutschen viele Worte gibt, die verschiedene Bedeutung haben, woraus sich dann die erheiterndsten Folgen ergeben.

Die ‚Lustigen Blätter' haben den Vorzug der Originalität: sie lassen vollkommen salzlose Geschichten im Ton des Witzes erzählen. (Der unvergessene Fritz Müller Klammer auf Zürich Klammer zu war darin Meister.)

Du meinst, es käme heute — 1918 — wirklich nicht darauf an, ob unsre Witzpresse gut ist oder nicht. Wie Du willst. Sie ist ein Spiegel, weißt Du?

Aber einer, bei dem hinten das Quecksilber an vielen Stellen abgeschabt ist. Wir haben den geduckten, gesinnungstreuen Witz; hinter dem Schreiber steht nicht Satyr mit der Pritsche, sondern etwas andres mit einer Art Gestellungsbefehl . . .

Richtig! Ich habe ja beinahe vergessen, Dir die ‚Fliegenden Blätter' zu nennen. Ja, denke Dir, die gibts immer noch. Neulich hörte ich einmal einen Leutnant aus diesem Organ einen Witz vorlesen, und ich dachte, er wollte damit einen machen. Aber es war ihm blutiger Ernst.

Ableger dieses klassischen Stamms mit den fliegenden Blättern gibt es eine ganze Menge, aber das kann man nicht. „Gut ge-

geben" und „Durch die Blume" und „Ein ganz Schlauer": das steht so über den Witzen. Es gibt eine Zeitschrift, die heißt ‚Nagels Lustige Welt'. Ich habe den Mann immer um seinen Optimismus beneidet.

Die französischen Witzblätter im Kriege sind nicht viel heiterer; die englischen und amerikanischen häufig roh, und fast immer maßlos komisch. Sie haben — ich weiß nicht, warum man ihnen diese Ueberlegenheit nicht zugestehen soll — so einen stillen, unterirdischen Witz, den man erst erraten muß, und der dann doppelt dröhnend einschlägt.

Das Grab des Witzes ist gewiß seine gewerbliche Anfertigung, wie sie heute betrieben wird. In der ‚Schaubühne' stand einmal ein bis dahin unveröffentlichter Brief Gottfried Kellers, worin er sagte, das Zünftige verderbe allen Dingen ihr Bestes; er sprach von den ‚Humoristen'. Witze, über die man schmunzelt — die schönste Form des Lachens — haben wir fast gar nicht mehr.

Frage nicht, welche alten Witzblätter Du nun lesen solltest. Die ‚Assiette au beurre' bekommst Du doch nicht; aber wenn Du ganz artig bist, leihe ich Dir ein paar Bände — nur: man soll Frauen keine Witze erzählen. Man muß sie ihnen immer erklären, und dann sind sie enttäuscht.

Also dreh Dich um, halt Dir die Ohren zu und höre, wie vor zweihundert Jahren eine Dame zur anderen sagt: „Denken Sie, Frau von Reveillac will zur Zeit dauernd mit ihrem Mann schlafen gehen!" Und darauf die andre: „Wahrscheinlich ein Schwangerengelüste." Aber dieser Witz hat wirklich Witz, und ich wollte Dir ja nur von den Scherzen meiner Zeitgenossen erzählen.

Scheidemandel von Alfons Goldschmidt

Eine der krausesten, verbogensten, undurchsichtigsten Aktienentwicklungen. Gegründet 1895. Zweck: Erzeugung von Leim, Knochenfett und Knochenmehl. Sitz erst in Landshut, dann in Berlin. Von Anfang an Kapitalsgalopp und Angliederungsraserei. Gepeitscht von der Monopolsucht des Herrn Alois Löw aus Wien. Dieser Mann wollte den Leim von ganz Europa in einem Topf kochen. Mit Hilfe der ‚Ossa' (Aktiengesellschaft für chemische Industrie in Wien). Eine Fürstin, Erzherzogin Clothilde, wurde mitgeleimt. Sie ging mit einem Minus von vier Millionen Kronen aus dem Geschäft hervor. Die Sache war damals ein gelinder wiener Skandal. Alois hatte Strousberg-Allüren, ein Handgelenk wie ein fromm gewordener amerikanischer Milliardenräuber. Mit Ueberpreisen und Ueberverträgen ritt er die Gesellschaft fest. Es gab Hoffnungen, aber keine Gewinne; und schließlich eine Sanierung, wenn man die Fusion mit der Aktiengesellschaft für chemische Produkte vormals H. Scheidemandel so nennen will. Diese Angliederung war Gift für Scheidemandel. Das System des Alois drang in die Blutbahn der berliner Gesellschaft und machte sie transaktionswild.

Der geleimte Knochen-Rockefeller hatte also abgewirtschaftet, aber seine Ideen lebten wütend weiter. 1912 umfaßte der Konzern unge-

fähr fünfzig Unternehmungen. In Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Belgien, Spanien, Frankreich, in der ganzen Welt. Man zielte auf die Monopolisierung der Fabrikation und des Einkaufs. Aber die Rechnung stimmte nicht ganz. Die Einkaufsorganisation der Scheidemandel-Gesellschaft, Rohag genannt, trieb die Preise nach oben, während die Verkaufskonkurrenz die Fabrikatpreise herunterdrückte. Hohe Einkaufspreise — niedrige Verkaufspreise: das ist kein Geschäft. Der Trust war brüchig. Es war überhaupt kein Trust, sondern eine Talentlosigkeit. Es war aber noch allerlei andres. 1913 kamen Gerüchte heraus, leise Anfeindungen, Hinweise auf faule Stellen, Konstruktionsfehler und unberechtigte Dividenden. Innerhalb der Rohag zeigten sich Unerquicklichkeiten, sonderbare Preisbevorzugungen, eigenartige Gewinnverteilungen. Es wurde da etwas viel hinter den Kulissen gewirtschaftet.

Inzwischen sprudelten aus dem sumpfigen Grunde prachtvolle Dividenden. Für drei Jahre zahlte die Verwaltung je 15 Prozent. Die Verwaltung, nicht die Gesellschaft, denn die Gesellschaft konnte es nicht. Schließlich brach die Krise nach außen. Im Frühjahr 1914 wurde die Börse schon sehr mißtrauisch. Aber die Verwaltung wies die Alarmgerüchte „in das Reich der Sensation". Gleich darauf kam der Krach. Die Aktionäre erfuhren nun offiziell den plötzlichen Gewaltrutsch von 15 auf 0 Prozent. Sie erfuhren von der bevorstehenden „einschneidenden Rekonstruktion". Schon lange hatte eine ernste Kritik das Mißverhältnis von Aktienkapital und Rücklagen gesehen. Die Verwaltung hatte sich nicht gesichert, die Dividendenpolitik stand auf hohlem Grunde. Selbstverständlich waren die Bilanzen dunkel. Es war nur eine Trusthoffnung gewesen. Jetzt wurde es eine schwere Enttäuschung. Die Generalversammlung vom März 1915 beschloß die Sanierung und einen Verwaltungsschub.

In Deutschland, Oesterreich-Ungarn und andern Ländern hatte die Sache peinliches Aufsehen gemacht. Da kam der Krieg und mit ihm nach kurzer Kopflosigkeit neue Hoffnung und hoher Gewinn. Die Schleuderkonkurrenz hörte auf, die Warenpreise kletterten, und vorratskräftige Unternehmungen konnten mit Riesennutzen abstoßen. Die Scheidemandel-Gesellschaft hatte sich unbeliebt gemacht. Deshalb wurde sie von der Kriegswirtschaftsorganisation wenig oder garnicht berücksichtigt. Aber die Verwaltung brachte es durch Ueberholung der Organisation bald zur Einigung und zu Verträgen. Mit ihrem Großkonzern, mit Düngeknochenmehl, mit Knochenleim, mit Knochenfutter und Knochenfett wurde die Gesellschaft ein bedeutender und anerkannter Kriegswirtschaftsfaktor. In Berlin und in Wien. Der Nutzen stellte sich wieder ein, die Dividendenlosigkeit wurde überwunden, und nach einigen Jahren feilschten die Aktionäre in der Generalversammlung um die Erhöhung des Bonus. Bankschulden wurden getilgt, die Gewährung von Gratisaktien erwogen. Das Unternehmen wurde gewinnfett. Es war eine fabelhafte Entwicklung.

Fette werden vom Kriegsausschuß für Oele und Fette bewirtschaftet, Leim und Knochenfutter vom Kriegsausschuß für Ersatzfutter. Mit diesen Ausschüssen mußte also die Scheidemandel-Gesellschaft in Verbindung treten. Anfang dieses Jahres wurde von übermäßigem Einfluß des Unternehmens auf die Kriegswirtschaftsorganisation gesprochen. Oesterreichische Blätter stellten Vergleiche mit Daimler an. Der Aufsichtsratsvorsitzende, Geheimer Justizrat Maximilian Kempner, protestierte in der Generalversammlung vom sechzehnten März 1918.

Er leugnete den Einfluß, die Monopolbestrebungen und gab eine Naturgeschichte der Riesengewinne. Es war schon von einer Beschwerde beim Hauptausschuß des Reichstags die Rede. Damals und früher schon habe ich die Nachprüfung der Verträge mit den Kriegsgesellschaften verlangt.

Aus den Anwaltserklärungen und Anwaltsgegenerklärungen, den Pressemitteilungen und Eigenkenntnissen kann folgendes konstruiert werden: Mit Hilfe eines „Formularversehens" sollen 212 Waggons Knochen der Speisefetterzeugung, also einer überaus wichtigen Lebensmittelproduktion, entzogen worden sein. 212 Waggons, das macht: 2,12 Millionen Kilogramm. Also ein sehr hübscher Posten. Wer die deutschen Knochenmengen kennt, weiß, was das bedeutet. Diese 2,12 Millionen Kilogramm sollen zu höherm Nutzen, als die Fettfabrikation läßt, verwendet worden sein. Der Formular-Irrtum wurde, so heißt es, erst nach langer Zeit berichtigt. Vielleicht erst nach dem Erlaß der Leim-Bundesratsverordnung. Man könnte demnach schließen, daß die Knochen zu Leim verarbeitet worden sind. Also wenig Speisefett und viel Leim. Solange Leimfabrikation und Leimhandel unbewirtschaftet waren, herrschte ein heilloser Leimwucher, eine unglaubliche Leimhamsterei und eine unsagbare Leimnot des Handwerks sowie vieler leimbedürftiger Betriebe. Der Leimpreis wurde von Woche zu Woche nach oben gejagt. Es war ein gutes Geschäft, Leim zu machen und die Eindeckungsangst zu benutzen. So kann es gewesen sein. Es kann auch anders gewesen sein. Jedenfalls wird behauptet, daß die Scheidemandel-Verwaltung durch Nichterfüllung der Meldepflicht einen Teil ihrer Rekordgewinne erzielt habe. Vielleicht richtet man die Aufmerksamkeit scharf auf die Leimpolitik der Gesellschaft. Das scheint mir ein besonders interessantes Kapitel.

Wie aber war so etwas möglich? Es wird behauptet und auch zugegeben, daß Angestellte der Scheidemandel-Gesellschaft in die Knochenstelle des Kriegsausschusses für Oele und Fette designiert worden seien. Auf Vertragsbasis und mit Zustimmung des Reichsamts des Innern. Diese Angestellten seien von Scheidemandel und nicht vom Kriegsausschuß bezahlt worden. Nun muß zwischen dem Kriegsausschuß für Oele und Fette und dem Kriegsausschuß für Ersatzfutter ein Knochenverteilungsschlüssel ausgemacht sein. Denn beide Organisationen bewirtschaften Knochen und müssen daher die Knochenmengen abgrenzen. Dieser Umstand scheint zu Einwendungen und Aufklärungswünschen geführt zu haben. Dem Kriegsausschuß für Ersatzfutter mußten Aufklärungen gegeben werden. Der damit beauftragte Herr Götze, einer der Scheidemandel-Kriegsausschuß-für-Oele-und-Fette-Dualisten, wurde damit beauftragt. Wie Herr Werthauer, der Anwalt des Herrn Götze, behauptet, war der Auftrag scheidemandeltendenziös. Herr Götze hat dann im Kriegsausschuß für Ersatzfutter die Dinge dargelegt, wie sie von ihm wirklich gesehen und aufgefaßt wurden. Damit war die Angelegenheit staatsanwaltsreif, und die Untersuchung kam in Gang. Wir wollen abwarten, was sie bringt.

Aber einiges kann doch schon bemerkt werden. Zunächst, daß die Deutsche Bank sehr erheblich am Kriegsausschuß für Oele und Fette interessiert ist. Ihr Direktor Kurt Weigelt war Vorsitzender des Ausschusses. Er ist von seinem Posten gegangen. Das ist ein äußerst interessanter Vorgang, der hoffentlich durchleuchtet wird. Ferner ist zu sagen, daß mit Meldeformularen ein unerhörter Humbug getrieben wird.

Es wird dabei unsagbar viel gemogelt. Nur Stichproben sind möglich. Die Bewirtschaftung aber richtet sich danach. Die ganze kriegswirtschaftliche Formularstatistik ist lückenhaft und unzuverlässig. Daher das Versagen der Organisation. Weiter ist anzumerken, daß eine höchst peinliche Diffusion von Privatinteressen und Allgemeininteressen stattfindet. Im Fall Scheidemandel ist sie sichtbar geworden. Man sollte daraufhin einmal die ganze Organisation durchprüfen. Unglaublich fast, daß Angestellte eines Privatunternehmens bezahlte Angestellte dieses Unternehmens bleiben und zugleich in der kontrollierenden Behörde sitzen. Hier möchte ich noch auf andre Gefahren aufmerksam machen. Es gibt Leute, die es verstehen, Beiräte zu werden. Diese Leute sind nicht selten Privatinteressenten. Man sollte ihre Betriebe auf die zugewendeten Mengen untersuchen. Man sollte auch auf das Anschmieren mit Stellungsversprechungen achten. Beispielsweise könnten Syndici-Verträge für die Friedenszeit angeboten oder abgeschlossen werden. Man sollte weiter die Zuwendungen von Beutegut revidieren. Auch das scheint mir ein bemerkenswertes Gebiet. Dann sollte man sich näher und gründlicher die Stellenbesetzungsursachen in den Kriegsgesellschaften ansehen. Man wird dabei vielleicht auf allerlei Unionen treffen.

Sehr belichtenswert ist auch die Rolle des Großbetriebes in der Kriegswirtschaft. Im Frieden nutzte der Großbetrieb den Verband zum Vertrusten und zum Andiewandquetschen aus. Im Kriege sucht er sich zu solchen Zwecken der öffentlichen Organisation zu bedienen. Es ist garnicht auszudenken, wie viele Leichen herumliegen, Betriebe, lebenskräftige Betriebe, Produktions-, Handels- und Handwerksbetriebe, die dem Großbetrieb erlegen sind. Kapazität bedeutet: Mittelvermehrung und Einflußerhöhung. Ein Großbetriebsleiter kann, wenn er es versteht, wie ein kleiner König in der Organisation auftreten. Die Andern sind mehr oder weniger Nulpen. Sie müssen Bücklinge machen, Telegramme jagen, flehen und wohl auch hie und da auf ihre Lebensmittelbestände hinweisen. So werden Rückgrate gebogen, Selbständigkeiten zur Paralyse erweicht. Es ist ein Jammer! Man muß auch in dieser Beziehung Kriegswirtschaftspsychologie treiben. Dann versteht man das Wegtreten oder Durchlöchern oder Umgehen der Verordnungen, die Verfettung, die Dividenden und die Bonusse. Ein netter Staatssozialismus.

So Vieles ist schlimm und faul. Die Großen haben nicht selten Frühkenntnisse von kommenden Verordnungen. Danach können sie Mengen- und Preispolitik treiben. Sie profitieren ungeheuer von der Schwerfälligkeit der Organisation. Unten sitzt das Uebel. Die Reichsämter, die Zentralstationen, können nur vertrauen und auf Formalien prüfen. Sie müssen sich auf die Angaben von unten verlassen. Der Bundesrat ist völlig außerstande, den Einzelheiten nachzugehen. So bleiben Unvollkommenheiten in den Verordnungen, so werden schädliche Verträge gutgeheißen. Eine Generalrevision ist vonnöten. Auch eine Generalrevision des ganzen Systems, des Grundsatzes. Wie soll man für diese Art Organisation eintreten? Das kann nur dogmatische Verbohrtheit. Ich bin wahrhaftig kein Abtrünniger und wünsche heiß die freie und gerechte Wirtschaftsgemeinschaft. Die freie und gerechte Wirtschaftsgemeinschaft. Das ist es. Ich liebe auch Herrn Ballin nicht unbedingt. Aber, was er in Hamburg den Reichstagsabgeordneten vorgeklagt und vorgewünscht hat, ist mir aus der Seele gejammert. Lieber das wildeste Gegeneinander als eine solche Organisation.

Kleine Anfragen von Theobald Tiger

In Bayern soll es noch viele Dörfer und Städte geben,
darinnen läßt sich äußerst vergnüglich und heiter leben.
Butter gibt es daselbst, Gemüser aller Sorten,
und Rahm- und Sand-, beziehungsweise Käsetorten . . .
Und das alles zu lächerlich billigen Preisen —
(nur kann man leider nicht dahin reisen).
Dort klappt es mit der Ernährung — das läßt mich nicht ruhn:
Was gedenkt der Herr Reichskanzler dagegen zu tun?

Jetzunder führen sie Stücke auf auf den Bühnen,
darinnen will die Tugend die Untat durchaus nicht sühnen,
sondern im Gegenteil: sie, die Untat, verstehste, triumphiert,
ohne daß sie sich bei dieser Gelegenheit auch nur im mindesten geniert.
Hingegen ertönt mit Recht kerndeutscher und fetter Applaus
in dem sinnigen, öffentlichen Dreimäderlhaus.
Goethe, Hasenclever, Molnar aber und Sumurun . . .
Was gedenkt der Herr Reichskanzler dagegen zu tun?

Mein Herr Sohn, Ludolf heißt er, ist eine dolle Nummer,
und macht mir derselbe leider wochen- und auch sonntags reichlichen Kummer.
Offenbar hat er das leichte Blut von seiner Mama,
denn auch diese — von mir sonst so hochgeschätzte — Frau ist meistens nicht da.
Beide amüsieren sich tanzend und mein Geld durch die Gurgel jagend
in berliner Laster- und Sumpfhöhlen bei schleichgehandeltem Fleisch hervorragend.
Ich aber sitze allein und schiefbeinig zu Hause in gelieferten und deshalb hölzernen Schuhn —
Was gedenkt der Herr Reichskanzler dagegen zu tun?

Antworten

Theaterbesucher. Nun droht Ihnen und mir noch ein Kotzebue: und dann scheinen die Quälgeister bis zum Herbst frische Kräfte sammeln zu wollen. Aber wir wollen nicht minder; und werdens im Herbst schon wieder mit ihnen aufnehmen. Trotz erheblicher Abstrapaziertheit waren wir ja sogar dem vorletzten Attentat gewachsen. Alles wiederholt sich nur auf Erden. Bei der berliner Sommerdirektion Maximilian Sladeks unter anderm in jedem Jahr der Versuch, die „Familie Schimek“, sowie sie nicht mehr bis zum allerletzten Platz ausverkauft ist, durch einen Schwank zu ersetzen, der die berechtigtste Forderung eines Schaubudenpächters erfüllt. Ob voriges Jahr der ‚Kleine Napoleon‘ sie erfüllt hat, habe ich glücklicherweise vergessen. ‚Bibikoff‘ war am zweiten Abend, wie's in der Gaunersprache der Theaterkassierer heißt: hundeleer. O, daß es immer so bliebe, und daß infolgedessen der alte Schlager an die sogenannte Stätte seiner Triumphe zurückkehrte, weil auch ein aesthetisches Interesse besteht, daß man mit legitimen Mitteln dazu gebracht wird, über den Lauf der Welt und die Beschaffenheit ihrer Bewohner zu lachen. In Bruno Franks drei Akten kann man das selten. Dies ist eins von den Stücken, in denen man immerzu mit steifem Ernst für sich feststellt, daß dem Autor die Abfassung offenbar einen Heidenspaß gemacht hat. Er dauert fünfundsiebzig Minuten, und seine Kürze ist leider nicht des Witzes Seele, sondern der Witzlosigkeit. Die ersten zwei Akte sind einer

Humoreske von Dostojewskij nachgebildet. Der Staatsrat Bibikoff läuft seiner Frau Glafira ins Opernhaus nach, weil er glaubt, daß sie dort ein Rendezvous habe. Ein Rendezvous hat dort ein Jüngling mit einer andern Frau. Staatsrat und Jüngling prallen zu zähen Verwechslungsmanövern gegen einander, geraten nach dem Theater denkbar unglaubhaft unters Bett der andern Frau — und bei Dostojewskij ist der Schluß, daß deren schlagflußreifer Ehegatte mit Bibikoff, während der Jüngling unbemerkt entwischt, eine Auseinandersetzung hat, die nicht lustiger ist als die ganze Geschichte. Bei Bruno Frank ist dies erst der Schluß des zweiten Aktes. Den dritten hat der Münchner — dessen literarischen Ehrgeiz hoffentlich nicht auf immer der Drang erwürgt hat, für eine Zeit vorzusorgen, da in Berlin womöglich Budapest so verpönt ist wie seit vier Jahren Paris — also den dritten Akt hat er selber erfunden, und da sei Gott vor. Der Jüngling kommt nachts in Bibikoffs Wohnung und erzählt Glafiren, was wir bis dahin gesehen haben. Dann kommt der zerknitterte Bibikoff und erzählt es in Pallenbergs Sprechmanier noch einmal. Und dann kommt keine von den Pointen, die hergepaßt hätten, keine einzige, sondern der Vorhang sinkt resigniert, und die Zuschauer fühlen sich berechtigt, so enttäuscht von dannen zu ziehen, daß sogar die Claque nicht ins Gewehr zu treten wagt. Dabei muß muß man ehrlicherweise sagen, daß ‚Bibikoff' etwa von ‚Aristid und seinen Fehlern' sich insofern vorteilhaft unterscheidet, als man keine Geschmacklosigkeit zu verwinden hat. Nur ist halt dem Poeten nichts eingefallen, und das ist selbst für den schlanksten Theaterabend zu wenig. Und Pallenberg? Seine Verdienste sind negativ: er verhindert, daß man schon in der Mitte die Flucht ergreift. Ein positives Verdienst wird ihm dadurch verwehrt, daß die Rolle ihm auf den Leib, in den Mund geschrieben ist. Bibikoff spricht bereits in Bruno Franks Buch mit Pallenbergs Zunge. Das legt diese lahm. Wenn sie extemporierte, von jedem Zügel frei galoppierte, querulierte und quinquilierte: es käme ziemlich dasselbe Zeug heraus, das auch für andre Interpreten der Rolle fixiert ist, und so verliert dieser Improvisator nach einem jähen Anlauf, der jetzt als zu früh genommen wirkt, die Freude an ihr. Der zweite Akt übrigens ist vielleicht bloß für mich und meine Umgebung verpufft. Dies ist der Akt, dessen Komik darauf beruht, daß Bibikoff und der Jüngling unterm Bette schwitzen und schwatzen. Ein Provinzregisseur wird solch ein Bett in die Mitte der Bühne bauen. Hier wirds auf die linke Seite gebaut, aus der naturalistischen Erwägung, daß der hundertundfünfzigjährige Gatte, der auf die rechte Seite gesetzt wird, nichts sehen noch hören darf. Aber er kann ja ohnehin weder sehen noch hören, während nun das rechte Drittel der Vorderreihen, welches könnte, nicht kann und dadurch in die Ungewißheit gedrängt wird, ob der Mittelakt die Rahmenakte an Lahmheit erreicht oder nicht. In diesem bangen Zweifel stimm' ich, wie jeden Sommer, für Johann Nepomuk Zavadil und seine Schimeckische.

Geschäftliche Mitteilungen.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin, Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.